

D I E † T E M P E L R I T T E R

p e t e r d e C e l l a

L i e b e i n z e i t e n  
d e s H a s s e s

R O M A N

D I E † T E M P E L R I T T E R

D I E † T E M P E L R I T T E R



**Peter DeCella**

**Liebe in Zeiten  
des Hasses**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandabbildung: akg-images, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2006  
Buch-Nr. 019793  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)

Die Gefährten irren ziellos in Nordfrankreich umher. Besonders Uthman ist verzweifelt, denn es scheint für seine Beziehung zu der Christin Madeleine keine Zukunft zu geben. Um den beiden Liebenden Mut zu machen, erzählt ihnen Henri eine Geschichte, die er einst als junger Mann in Italien erlebte. Es ist die Geschichte von Anna und Francesco, den Kindern zweier verfeindeter Geschlechter, die um ihre Liebe kämpfen und damit zum Spielball der Mächtigen in der lombardischen Stadtrepublik Lodi werden.

*September 1318. In Nordfrankreich*

Die kleine fünfköpfige Reitergruppe war vor Sonnenaufgang aufgebrochen. Am Morgen lag weißer Nebel über den Wäldern. Nur allmählich zeichneten sich die Umrisse der baumreichen Landschaft hinter dem sich langsam auflösenden Dunstschleier ab. Die nasskalte Feuchtigkeit bei Tagesanbruch kündete den bevorstehenden Herbst an. Das Licht verdrängte nur langsam die Geister der Nacht, doch letztlich triumphierte die Sonne. Erst durchstachen ihre Strahlen wie mit spitzen Fingern die Dunkelheit, dann wischte sie den Nebel mit beiden Händen fort.

Ein heimlicher Beobachter hätte den Eindruck gehabt, dass Wetter und Landschaft mit den Geschicken der Reiter spielten. Und tatsächlich stand die Reise der fünf unter wechselnden Sternen – so wie ihr gesamtes bisheriges Leben. Jeder Schritt war ein Schritt ins Ungewisse mit stets unabsehbaren Folgen.

An einer sonnenüberfluteten Lichtung hielten die Reiter an und genossen für einen kurzen Moment die Wärme.

Ihr Anführer war groß gewachsen. Obwohl er in ein schmuckloses Kaufmannsgewand gekleidet war, hielt er sich so aufrecht und stolz wie ein Ritter. Sein gestutzter Bart war ebenso dunkel wie sein welliges Haar. Auf dem Ross neben ihm saß ein junger Mann in farbenfroher Kleidung, dessen lange, blonde Haare trotz des Stirnbands, das er trug, im leichten Wind wehten; aus der Leintasche, die er wie ein Troubadour vor der Brust trug, lugte eine Flöte hervor. Hinter diesem Jüngling ritt ein schwächiger bebrillter Mann mit

lockigen schwarzen Haaren, er trug einen hohen und breitkrepfigen Hut und blickte hin und wieder aus verträumten Augen zum Himmel hinauf. Das Ende der Gruppe bildete ein Paar. Die junge, sehr schöne Frau hatte weißgoldenes Haar, das mit den Sonnenstrahlen um die Wette schimmerte, der Teint ihres reizvollen Gesichts wirkte zart und war leicht gebräunt, und ihre leicht schräg stehenden Augen betrachteten die Umgebung mit einer Mischung aus Unsicherheit und Neugier. Der Begleiter dieser jungen Frau trug einen Säbel und im Gürtel einen Dolch. Sein rabenschwarzes, halblanges Haar fiel über einen hohen Kragen. Er lenkte sein Pferd nur mit Druck seiner Schenkel und suchte hin und wieder die Hand der jungen Frau mit der seinen. Sein schlankes, aristokratisches Gesicht mit der scharf gezeichneten Nasenlinie strahlte Glück und Zufriedenheit aus, und seine vollen Lippen umspielte ein fast unmerkliches Lächeln.

Die gesamte Reisegruppe schien in einer heiteren, entspannten Stimmung zu sein. Sie sprachen nicht viel, doch sie ritten unbeschwert dahin. Es war, als hingen sie in Gedanken vergangenen Ereignissen nach. Auch ihre Pferde schienen besonders leicht und sacht dahinzutragen – oder lag es nur am Nebel, dass kaum ein Laut zu hören war?

Mit einem Mal zogen wieder dichte Schwaden von der Küste her heran und hüllten die Reiter in sich ein. Im Nu waren diese darin verschwunden. In den vom Nebel erzeugten Dunstwirbeln meinten sie tanzende Gestalten zu erblicken, die aufstoben und sich dann ins Nichts verflüchtigten.

Als die Reiter erneut aus dem Nebelfeld auftauchten, schienen sie von diesem unheimlichen Naturschauspiel allerdings völlig unbeeindruckt zu sein, sodass man meinen könnte, nichts und niemand könne ihnen etwas anhaben. Sie saßen so ruhig in den Sätteln wie Traumgestalten, als kämen

sie aus einer anderen Zeit. Und doch waren sie vollkommen real.

Als ihr Anführer plötzlich die Hand hob, blieb die gesamte Gruppe stehen. Die Silhouetten der Reiter zeichneten sich deutlich gegen die noch tief stehende Sonne ab. Ein Kranz aus Licht und Nebel umgab jede einzelne Gestalt. Die Pferde warfen ungeduldig die Köpfe herum und scharrten mit den Hufen. Dann verflüchtigten sich allmählich auch die letzten Nebelschwaden im Wind. Es wurde hell, und die Hügellandschaft, die die Reiter umgab, bot einen Anblick der Ruhe und der Einsamkeit. Hier drohte den Reisenden keine Gefahr.

So ritten sie weiter, und bald schon zeichneten sie sich nur noch als kleine, dunkle Punkte auf dem Grün der Wiesen und vor dem sich bereits leicht verfärbenden Laub der Bäume ab. Ein Vogelschwarm flog weit über ihren Köpfen in die gleiche Richtung davon. Es ging nach Osten.

Madeleine hatte sich entschlossen, bei Uthman zu bleiben – Uthman ibn Umar, dem stolzen Sarazenen. Obwohl ihr Heimweh nach Notre-Dame, dem kleinen bretonischen Dorf, in dem sie geboren war und in dem ihre Eltern noch lebten, groß war, konnte sie sich ein Leben ohne diesen stattlichen, tatkräftigen Mann an ihrer Seite nicht mehr vorstellen. Und Uthman war glücklich mit ihr. Er genoss die Gegenwart der schönen Frau, obwohl er sorgenvoll in die Zukunft blickte. Der Weg, der vor ihnen lag, war steinig und steil, ob sie ihn gemeinsam bis zum Ende gehen würden, konnte nur die Zeit zeigen. Und wann dieses Ende kam, war ebenso ungewiss. Vielleicht lagen ihre Körper bald schon irgendwo in einer Schlucht, ermordet und geschändet von ihren Feinden. Aber

wenn Allah, der Allerbarmer, es so wollte, dann sollte es so sein.

Joshua ben Shimon, der kleine bebrillte Mann mit den dunklen Locken, war ein Gelehrter von ganz besonderer Art. Noch während des Ritts las er im Talmud. So frischte er sein Gedächtnis auf. Manchmal schien es ihm, als läse er das Buch zum ersten Mal, dann wieder konnte er ganze Kapitel auswendig hersagen. Der Talmud war für ihn und seine Glaubensbrüder wie ein Wegweiser durch die schwierige Zeit. Manchmal glaubte Joshua, dass er das einzig Lebendige und Wahrhaftige in seinem Leben geblieben war.

Sean of Ardchatten, der junge blonde Mann mit dem Stirnband, liebte Musik, doch im Augenblick hatte er weder Lust, auf seiner Knochenflöte zu spielen, noch zu singen. Die Gedanken an die Liebe, die ihn in letzter Zeit so oft beglückt, aber auch gequält hatten, waren verstummt. In den vergangenen Monaten war so viel geschehen, dass er zum ersten Mal in seinem noch jungen Leben die Last des Daseins spürte. Etwas in seinem jugendlichen Bewusstsein – die schwärmerischen Gefühle, die überbordende Begeisterung – hatte sich verflüchtigt wie der Nebel über der Landschaft, stattdessen breitete sich nun eine lichte Klarheit aus, die ihm die Welt zeigte, wie sie wirklich war.

Sean blickte seinen Herrn lange an und versuchte zu verstehen, wie dieser so viel Geduld mit ihm gehabt haben konnte. Ich sollte endlich erwachsen werden, dachte er bei sich, die Zeit dafür ist überreif.

Henri de Roslin, der Anführer der kleinen Gruppe, vergegenwärtigte sich indes die Möglichkeiten, die ihm blieben. Manchmal glaubte er, seine Ordenskleider, die er in seinen Satteltaschen versteckt hielt, seien sein größter und strahlendster Schatz, und er dürfe ihn nicht länger verbergen. Dann stellte er sich vor, wie er im vollen Ornat des

Templerordens einherritt. Angetan mit Pumphosen, weißem Rock, roter Schärpe, weißem Umhang mit rotem Tatzenkreuz und dem breiten Schwert an der Seite, würde er auf sein Pferd steigen und mit seiner voll tönenden, Angst einflößenden Stimme zum Sturm auf die Feinde der Freiheit aufrufen.

Doch obwohl er stolz auf sein Geschlecht und auf seine Zugehörigkeit zum verbotenen Templerorden war und sich in der Hand eines strafenden, aber gerechten Gottes wusste, übersah er nicht die Gefahren, die mit seinem Traum einhergingen. Seine Zeit würde kommen, das war gewiss, aber noch war sie nicht da. Noch war jeder Schritt, den er und seine Freunde machten, ein Schritt durch Feindesland. Und er war es seinen Freunden schuldig, dass er sie nicht unnötig in Gefahr brachte.

Die kleine Reisegruppe passierte Flüsse, Seen und sprudelnde Bäche mit glasklarem Wasser. Oft machten sie an deren Ufern Halt, wuschen sich und tränkten ihre Pferde. Madeleine sprang in der warmen Mittagssonne häufig auch nackt ins Wasser, und Uthman tat es ihr nach. Doch die beiden wussten, dass sie sich noch nicht gehörten. Noch waren sie nicht Mann und Frau.

Uthman konnte seine Ungeduld nur schwer zügeln. Er beehrte das schöne Mädchen. Eines Tages sagte er zu ihr: »Wir sollten bald heiraten. Denn dass wir zusammenbleiben, haben wir doch beschlossen, nicht wahr?«

Madeleine schmiegte ihren weichen Körper an den seinen und schwärmte: »Oh, wie gerne würde ich dich heiraten. Ich kann mir schon richtig vorstellen, wie wir in eine dieser neuen, hoch aufragenden Kathedralen einziehen, durch deren kunstvolle Glasfenster sich das einfallende Licht in den schillerndsten Farben bricht. Und der Priester verbindet unsere Hände mit einem Seidentuch und gibt uns seinen Segen. Auf diesen Tag warte ich so sehnsüchtig wie auf keinen anderen zuvor.«

»Aber nein«, seufzte Uthman. »Ich kann dich nicht in einer christlichen Kirche heiraten! Die Kirche wird auch gar nicht dulden, dass ein Ungläubiger, wie sie uns Muslime nennen, ihr Gotteshaus entweicht. Es ist unmöglich.«

»Dann werden wir niemals Kinder haben«, stellte Madeleine enttäuscht fest.

»Ich kann dich nur in Liebe berühren, wenn wir vor Gott Mann und Frau sind«, sagte Uthman.

»Und ich kann mich dir nur hingeben, wenn wir den Segen meiner Kirche haben«, entgegnete Madeleine.

»Ja, so liegen die Dinge. Was sollen wir bloß tun?« Erneut stieß Uthman einen tiefen Seufzer aus. »Kannst du uns keinen Rat geben, Joshua?«, fragte er dann plötzlich. »Du kennst dich doch sonst so gut in Glaubensfragen aus.«

Der Jude blickte die beiden Verliebten über die Ränder seiner runden Brille hinweg an. Doch auch er wusste in ihrem Fall nicht weiter. Langsam schüttelte er den Kopf.

»Es ist ausweglos«, sagte er. »Es sei denn, ihr konvertiert beide zum Judentum. Das wäre ein Kompromiss, über den ihr nachdenken könntet.«

»Aber nein!«, rief Madeleine sofort. »Die jüdische Religion ist verdammt! Die Juden haben unseren Heiland ermordet.«

»Sprich nicht so«, ermahnte sie Uthman. »Joshua ist selbst Jude, das weißt du doch, also beleidige ihn nicht. Darüber hinaus wurde Jesus von den Römern ermordet, und er war selbst Jude, ein Mann aus dem auserwählten Volk Israels. Das hat die römische Kirche im Lauf der Geschichte allerdings geflissentlich vergessen.«

»Jetzt gehst du allerdings zu weit«, mischte sich Henri in das Gespräch ein. »Unsere christliche Religion geht auf den alten israelischen Glauben zurück. Propheten, Evangelisten und andere Männer gaben diesen Glauben an uns weiter. Wir

nahmen ihn an und verwoben ihn mit der Lehre Jesu. Das ist der römischen Kirche durchaus bewusst.«

»Ach, warum musst du nur an Allah glauben?«, empörte sich Madeleine. »Ihr Muslime wollt doch nur Recht behalten, darum habt ihr euch einen eigenen Gott geschaffen und ihn neben den einzig wahren gesetzt! Warum nur? Ihr erscheint damit wie ungezogene, trotzig Kinder, die ihre Eltern ärgern wollen!«

Jetzt musste Uthman lachen. »Es gibt nur einen einzigen Gott. Wir besitzen keinen Nebengott. Er heißt bei uns nur anders. Und seinen Propheten Mohammed, Friede sei mit ihm, betrachten wir als Menschen, während ihr Christen behauptet, euer Prophet Jesus sei der Sohn Gottes gewesen. Aber gläubig sind wir alle.«

»Nur heiraten können wir nicht. Die Macht unserer Kirchen ist stärker als unser Gefühl füreinander.« Madeleine blickte in das Lagerfeuer. Ihre Augen waren feucht geworden.

Sean holte seine Flöte aus seiner Leinentasche und begann zu spielen. Es war ein melancholisches Lied. Und nach einer Weile war der Streit vergessen, und die Gegensätze verflogen. Man aß und trank, und dann schickte jeder ein Gebet zum Abendhimmel hinauf. Uthman verbeugte sich dazu auf seinem kleinen grünen Damaszenerteppich, bis er ihn mit seiner Stirn berührte. Joshua band sich seine Gebetsriemen um und las mit bebenden Lippen Abschnitte aus seinem geliebten Talmud. Henri, Sean und Madeleine wiederum falteten die Hände und vertrauten ihre Wünsche und Sorgen stumm dem Vater im Himmel an.

Für sie alle ging bald die einzige Sonne am Horizont unter. Und für alle brach dieselbe Dunkelheit herein. Sie waren Geschöpfe eines einzigen Gottes. Und einen Moment lang, kurz bevor sie einschliefen, fühlten sie sich auch so.

Am nächsten Tag ging es weiter durch menschenleere Landschaften. Im Norden lag das Meer, und um sie herum breiteten sich Wiesen und Hänge aus, die nicht bewirtschaftet wurden. Wem dieses Land wohl gehörte?, fragten sich die Freunde im Stillen.

Sie erfuhren es in einem Dorf, in dem sie Kleider und Schuhe für Madeleine kauften. Das Land gehörte der Krone. Und ihre Gefolgsleute – Pächter und Seigneurs – führten vor Ort ein hartes Regiment, wogegen sich die Bauern oftmals auflehnten. Viele Felder lagen seit den sintflutartigen Regenfällen brach, die drei Jahre zuvor zu erheblichen Missernten geführt hatten. Seitdem trieben immer mehr Räuber ihr Unwesen in dieser Gegend.

Die Gefährten hatten zu Beginn ihrer Reise beschlossen, fern der Städte und Dörfer zu reisen, da die Natur ihnen alles bot, was sie brauchten. Eines Abends sehnten sie sich jedoch nach einem richtigen Lager. Und Madeleine wollte nach langer Zeit endlich wieder einmal in ein Spiegelglas schauen.

Am Rande der Ortschaft Brouilly kamen die Gefährten zu einem Kloster. In dessen Hof hatten sich mehrere Franziskaner um eine lange Tischplatte versammelt, von wo aus sie Brotfladen und Würzwein an bedürftige Ortsbewohner verteilten. Zahlreiche Menschen aus Brouilly oder den Nachbargemeinden standen geduldig in einer langen Schlange in der Abendsonne, um ihr Almosen zu erbitten. Die meisten trugen zerlumpte Kleidung. Die Freunde wunderte es, dass hier so viele Menschen auf die Hilfe der Klosterbrüder angewiesen waren, denn die umliegenden Ländereien schienen ihnen sehr fruchtbar zu sein.

Der Prior des Klosters, Abbé Pierre, war ein hagerer Mann mit bedächtiger Stimme. Von ihm erfuhren die Gefährten, wie es um die Lage im Land bestellt war. Beinahe jeden Tag

erhöhte die Krone die Abgaben und Sonderleistungen. Hinzu kamen ständige Fehden zwischen den hiesigen Adelsgeschlechtern, bei denen die Bauern ohne Sold zu den Waffen greifen mussten. So kam es, dass sie ihre Felder nur unzureichend bestellen konnten. Auf manchen Äckern gab es inzwischen mehr Wölfe als Landarbeiter.

Der Prior wies den Gästen eine Schlafstatt zu. Madeleine wurde im Frauenbau des Hospitals untergebracht. Henri und seine Gefährten wurden in ein scheunenartiges Gebäude geführt, das von Binsenlichtern erhellt wurde und sauber war. Es roch nach Obstessig und frischen Holzspänen.

Außer ihnen übernachteten hier zwanzig andere Durchreisende. Henri vermutete aufgrund ihrer Kleidung, dass es Pilger waren, die zu den heiligen Stätten am Meer zogen. Zwei oder drei Kaufleute waren ebenfalls darunter, ihre prall gefüllten Taschen standen bei ihren Strohsäcken.

Henri hätte ohne weiteres ein besseres Lager erbitten können, aber er hatte Menschen, die bessere Bedingungen für sich allein forderten, immer verachtet. Als ehemaliger armer Ritter Christi, wie die Templer sich im Heiligen Land genannt hatten, war er Einfachheit gewohnt, und so akzeptierte er das Strohlager in der Massenunterkunft ebenso wie die Gefährten, ohne zu murren.

Dennoch fand Henri, während sich langsam die Nacht herabsenkte, keinen Schlaf. Er trat an die Fensteröffnung des Laiendormitoriums, das dem der Klosterbrüder gegenüberlag. Als er auf den Hof hinausblickte, sah er, dass dort viele Menschen auf dem nackten Boden übernachteten, unter ihnen auch einige Handwerker, die Henri an den Werkzeugen erkannte, die sie bei sich trugen. Dann erregte ein Paar mit zwei kleinen Kindern Henris Aufmerksamkeit. Die Kinder waren recht unruhig und mussten mehrmals auf den *locus secretus* geführt werden; einige Schläfer, an denen sie auf dem

Weg dorthin vorbeikamen, murrten vernehmlich und zogen ihre Umhänge fester um sich.

Auch in anderen Ecken des Hofes herrschte Unruhe. Jetzt, da sich die Wolken verzogen hatten, strahlte das weiße Licht des Vollmonds über dem Kloster, das viele vom Einschlafen abhielt. Henri beugte sich ein wenig weiter zum Fenster hinaus. Aus der Kirche klang der Nachtgesang der Franziskaner zu ihm herüber. Der Choral nahm ihn sofort gefangen und rührte sein Herz. Spontan beschloss er, ebenfalls in die Kirche zu gehen.

Als er in den Kreuzgang trat, spürte er die nächtliche Kühle. Henri war die Frische des Spätsommers und Herbstes lieber als die Sommerhitze. Er war seit seiner Kindheit in der schottischen Grafschaft Midlothian daran gewöhnt.

Die Kirche war schmucklos, eine Basilika mit mächtigen Säulen, die ein Satteldach trugen. Der Weihrauchkessel schwang hin und her, und die Mönche unterbrachen einige Male ihren Nachtgesang, um der Jungfrau Maria zu huldigen, deren Geburt an diesem Tag gefeiert wurde. Henri hielt vor dem Lettner inne und kniete nieder, obwohl er als Rittermönch auch zusammen mit den Mönchen hätte beten dürfen. Die Fußbank war hart, aber es störte ihn nicht. Er konzentrierte sich auf das Gebet des Tages, das von Marias Geburt und Erwählung handelte. In sein eigenes Gebet schloss er Uthman und Madeleine ein. Liebende sollten zueinander kommen dürfen, dachte er.

Das Gebet zog sich in seinem melodiosen Klang durch die Kirche, die nur von Binsenlichtern zwischen den mächtigen Sockeln der Säulen erleuchtet war. Flackernde Schatten tanzten über die hoch aufragenden Wände des Gotteshauses, während Henri den Worten der Mönche folgte.

*Du hast Maria aus allen Menschen erwählt und gesegnet vor allen Frauen. In ihr leuchtete die Morgenröte der Erlösung, sie hat uns Christus geboren, die Sonne der Gerechtigkeit...*

Sind nicht alle Frauen auserwählt, dadurch, dass sie uns Liebe und damit neues Leben geben?, fragte sich Henri.

*Seine, des Heilands Geburt, hat die Jungfräulichkeit der Mutter nicht gemindert, sondern sie geheiligt...*

Und wenn wir ein Fest zum Gedächtnis der Schmerzen Mariens feiern, dachte Henri weiter, dann ehren wir alle Frauen. Die Frauen sind das Salz der Erde, daher soll Madeleine auch glücklich werden, und sie soll bei uns bleiben. Wir werden einen Weg finden.

Und als die Franziskaner begannen, ihr Nachtgebet zu sprechen, fiel Henri plötzlich ein, wie er dem Paar helfen konnte. Er würde ihnen eine Geschichte erzählen, die er selbst erlebt hatte. Uthman und Madeleine würden daraus Mut schöpfen können, denn die Geschichte zeigte ihnen, dass es immer einen Ausweg gab, auch in den schwierigsten Situationen.

Henri blieb so lange in kniender Stellung, bis alle Mönche die Kirche verlassen hatten. Sie zogen in einer langen Reihe über eine Steintreppe ins Dormitorium, das sich direkt an die Kirche anschloss. Als der letzte Mönch durch die kleine Pforte am Ende der Treppe hindurchgeschlüpft war, schloss er diese langsam hinter sich.

Der Tag war noch nicht angebrochen, da tischten die Franziskaner bereits eine bescheidene Frühmahlzeit auf. Die Gäste wurden geweckt, denn die Mönche erwartete ein hartes und langes Tagwerk, von dem sie nicht abgehalten werden wollten. Henri hatte in der Nacht nur wenig Schlaf gefunden.

Der warme, gesalzene Haferbrei schmeckte nicht jedem, aber mit dem frischen Brot und dem Dünnbier, das dazu gereicht wurde, füllte er doch angenehm den Magen. Henri aß langsam und mit Genuss. Er hatte Zeiten erlebt, in denen er tagelang gehungert und gedurstet hatte – in modrigen Kerkern und dunklen Gefängnissen und als Knappe im Heiligen Land. Dort hatte er, während der furchtbaren Schlachten, manchmal sogar Hundefleisch gegessen.

Während des Mahls kam der Prior ins Refektorium und warnte die Reisenden noch einmal eindringlich vor Räufern, die in der Umgebung des Klosters ihr Unwesen trieben. Hinter Brouilly sei es besonders gefährlich, erklärte er, weil dort viele Kaufleute reisten, die für die Ganoven eine besonders interessante Beute darstellten.

Henri blickte zu Madeleine hinüber, die in diesem Moment den Hospitalbau verließ und in den Hof trat. Bald würde er den Freunden die Geschichte erzählen, an die er sich in der vergangenen Nacht erinnert hatte. Er hoffte, dass sie der jungen Frau helfen würde, einen Weg zu einer glücklichen Beziehung mit Uthman zu finden.

Während er darüber nachdachte, fragte Madeleine mit einer Geste, wo sie sich Gesicht und Hals waschen konnte. Henri nickte ihr verständnisvoll zu. Dann erhob er sich, ging ihr entgegen und führte sie zu einer Wasserleitung. Frisches und klares Wasser, das zudem köstlich schmeckte, floss daraus in den Sand. Es wurde auch zum Bewässern des Kräutergartens genutzt.

Bald waren die Gefährten zum Aufbruch bereit. Sie holten ihre Reittiere, die von einigen Novizen versorgt worden waren, aus dem Stall und saßen auf. Während die Kaufleute und die Familien, die ebenfalls im Kloster übernachtet hatten, noch ihr Hab und Gut zusammenpackten, ritten sie bereits durch das große Klostertor. Der Prior winkte ihnen hinterher.

Jenseits des Klosters erhob sich eine stattliche Burg auf einem Hügel. Auf dem Donjon wehte eine blaurote Fahne, die ein Wappen zeigte, das die Gefährten wegen der großen Entfernung allerdings nicht genau erkennen konnten. Sie ritten daher in einem großen Bogen um die Festung herum. Kurze Zeit später befanden sie sich wieder in der Ebene, die jener glich, die sie bereits in den Tagen zuvor durchquert hatten.

Hinter Brouilly lagen fruchtbare grüne Täler, und die Reiter staunten sehr, als sie in einem Tal einen prächtigen Bischofspalast erblickten. Die nächste größere Stadt musste Amiens sein, und wenn dies der Sitz des dortigen Bischofs war, musste dieser besonders mächtig und reich sein. Henri konnte sich vorstellen, dass die Eintreibung von Pachtgeldern in dieser Region sehr einträglich war, sodass sich der Bischof von Amiens diesen einsamen Außenposten wohl leisten konnte. Vielleicht war er ja, wie einige andere Bischöfe, die Henri kennen gelernt hatte, auch ein leicht verschrobener und empfindsamer Mann, der das lebhaft Treiben in der Stadt nicht schätzte.

Henri war neugierig, den Gottesmann kennen zu lernen, und schlug vor, dem Palast einen Besuch abzustatten. Uthman verspürte nicht die geringste Neigung dazu, aber da Madeleine in der Hoffnung, dort eine bequeme Unterkunft und gutes Essen zu bekommen, begeistert zustimmte, äußerte er keine Einwände. Sean schloss sich der allgemeinen Meinung an. Und auch Joshua kam mit, wobei er vor sich hin murmelte: »Einer eurer christlichen Bischöfe ist doch wie der andere...«

»Im Palast erfahren wir vielleicht genauer, wie es um die Lage hier oben im Norden Frankreichs bestellt ist«, sagte Henri.

Als die Gefährten den herrschaftlichen Palast erreicht hatten, waren dunkle Wolken aufgezogen. Das bis dahin beständige Septemberwetter schien sich vorerst zu verabschieden, vom

nahe gelegenen Meer wehte bereits eine kräftige kühle Brise herüber.

Der Palast war von einem weißen Holzzaun umgeben, die Wiesen davor hatte man von jedwedem wild wuchernden Gestrüpp befreit. Hinter dem Zaun befand sich ein Wassergraben, der mit grauem Regenwasser gefüllt war. Eine schmale Brücke, die gerade breit genug war, um sie mit den Pferden zu überqueren, führte zum Tor. Zwei Wachmänner mit finsternen, bärtigen Gesichtern fragten nach ihrem Begehren.

Henri gab sich als reicher schottischer Kaufmann aus, der dem Bischof seine Aufwartung machen wollte.

Die Gesichter der Soldaten hellten sich auf, und einer von ihnen sagte: »Bischof Magan wird euch gern willkommen heißen! Er schätzt Besucher, die keine Bittsteller sind.«

Und so öffneten sich den Gefährten die Tore zum Bischofspalast. Linker Hand befanden sich Küchenbau, Backhaus und Brauhaus, an Letzteres schloss sich ein flacher Schlafsaal für die Bediensteten an. Gegenüber stand eine Kapelle. Auf dem Hof selbst herrschte reges Treiben. Halb beladene Karren mit Fässern und Säcken, die Männer mit groben Lederschürzen be- oder entluden, standen herum. Dazwischen tummelten sich einige Knappen, die sofort angelaufen kamen, als sie die eintreffenden Gefährten erblickten, um ihnen die Pferde abzunehmen und in den Stall zu führen.

Als die Freunde abgesehen waren, schauten sie sich das Palastgebäude genauer an. Bis zum ersten Stock war es aus Stein erbaut. Weiter oben waren mehrere Reihen von Glasfenstern zu entdecken. Unten befand sich eine schwere Tür, die zwar geöffnet war, vor der jedoch ein Soldat Wache hielt.

Auch diesem Wachmann stellte Henri sich vor, woraufhin er und die Gefährten anstandslos eingelassen wurden. Im Inneren

des Palasts umging sie Fackelschein. Rechter Hand erblickten sie die Wendeltreppe, von welcher ihnen der Soldat am Eingang gesagt hatte, dass sie sie hinaufsteigen sollten. An deren Ende befand sich hinter einer prächtigen Holztür ein niedriger, lang gestreckter düsterer Saal. Die Gefährten mussten ihre Augen zuerst an das dortige Zwielicht gewöhnen, um etwas erkennen zu können, denn die Fenster des Saals waren mit Läden geschlossen oder mit Tierhäuten verhängt. Der einzige Lichtschein kam vom Kamin, in dem ein kleines Feuer brannte.

»Kommt nur näher«, vernahmen sie plötzlich eine amüsiert klingende Stimme. »Ich habe sehr empfindliche Augen, deshalb ist es hier so dunkel.«

Die Freunde blickten in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Da erkannten sie den Bischof, der in seinem Ornat auf einem Polster saß und von Kissen gestützt wurde. Zu seinen Füßen kauerte ein schwarzer Hund mit glattem Fell. Bischof Magan war ein alter Mann mit dem Gesicht eines Bauern, gegerbter Haut und tief liegenden Augen. Er streckte seinen Besuchern seine kräftige Hand entgegen, an der einige prachtvolle Ringe steckten. Henri trat heran und beugte sich über die Hand, ohne sie zu berühren. Seine Gefährten warteten ab.

»Wir sind fremd hier, Euer Exzellenz. Wir sind Kaufleute aus dem hohen Norden und hörten von Eurer Gastfreundschaft. Mylady würde sich hier gern ein wenig ausruhen, wenn Ihr erlaubt.«

»So kommt und setzt Euch. Ich lasse auftragen. Und erzählt mir, was draußen in der Welt geschieht. Ich habe meinen Palast schon lange nicht mehr verlassen. Die Welt ist mir leid geworden.«

Der Bischof lachte matt, aber spitzbübisch über diese Offenbarung. Er war Henri nicht unsympathisch.

Henri stellte seine Begleiter vor. Sie nahmen im Halbkreis um das Lager des Gottesmannes herum Platz, der sie aus kleinen, geröteten Augen der Reihe nach anblickte. Der Hund rührte sich nicht. Henri ergriff wieder das Wort und erzählte dem Bischof, woher sie kamen.

»Ihr besitzt somit Geld und könnt für meine Gastfreundschaft zahlen?«, wollte der Bischof daraufhin wissen. »Versteht mich bitte nicht falsch. Aber wir benötigen im Moment jeden Sou für den Neubau unserer Kirche. Sie soll größer und schöner werden als jede andere.«

»Ihr sprecht von der Kirche in Amiens?«

»Aber natürlich, ich bin der Bischof von Amiens.«

»Es ist ungewöhnlich, dass ein Bischof nicht im Zentrum seines Sprengels residiert«, meinte Henri.

»Ich bin auch kein gewöhnlicher Bischof, meine Freunde! Ich bin sogar ein ganz und gar ungewöhnlicher Bischof, denn die Leute lieben mich. Und wie viele andere Geistliche, die Ihr kennen gelernt habt, können das von sich sagen?«

Erst jetzt bemerkte Henri, dass sich weiter hinten im Saal einige Männer aufhielten. Sie saßen im Zwielficht an den Wänden, einige mit Waffen auf den Knien. Sie bewegten sich nicht, schienen mit dem Raum verwachsen und starteten in ihre Richtung.

Der Bischof gab einem Dienstboten ein Zeichen. Kurze Zeit später wurden Krüge und Schüsseln hereingetragen.

»Stärkt Euch, es kommen vielleicht harte Zeiten auf uns zu«, sagte Bischof Magan. Er vollführte eine einladende Geste und nickte dazu mit dem Kopf wie ein pickendes Huhn.

Sean griff freudig zu. Die Mahlzeit bestand aus kaltem Braten, Brot und einem Käse mit einer würzigen Rinde, dazu gab es schwarzes Bier.

Henri fragte nicht, was der Bischof mit seiner Bemerkung über die harten Zeiten gemeint hatte. Vielmehr überlegte er

sich, in welche Richtung er das Gespräch mit dem Gottesmann lenken könnte. Interessierte er sich für die politische Lage in der Normandie? Hoffte er, etwas über seine Feinde zu erfahren? Sicher war es nützlich, mit einem einflussreichen Mann zu sprechen. Aber war er tatsächlich deshalb hierher gekommen? Wenn er sich selbst gegenüber ehrlich sein wollte, musste er eingestehen, dass er mit seinem Besuch im Bischofspalast eigentlich nur Madeleine einen Gefallen tun wollen. Er ahnte, wie sehr das Mädchen die Annehmlichkeiten eines häuslichen Lebens vermisste. Wenn sie länger bleiben würden, könnte sie hier sogar endlich einmal wieder auf weichen Matratzen schlafen.

»Euer Land scheint reich zu sein, Euer Exzellenz«, sagte Henri schließlich. »Zumindest sah es überall, wo wir bisher waren, danach aus. Wie ist die Lage hier für einen tüchtigen Kaufmann, der eine Niederlassung gründen will?«

»Oh, sehr gut!« Der Bischof räusperte sich, was wie ein Hustenanfall klang. Als seine Stimme wieder frei war, fügte er hinzu: »Die Pachten für Diözesanland steigen. Und es haben sich auch schon einige Kaufleute hier niedergelassen, die Fernhandel treiben. Auch davon profitiert die Kirche. So kann unsere Baustelle wachsen. Außerdem ist die Krone weit weg. Hin und wieder versuchen gräfliche Autoritäten, ihre Rechte geltend zu machen. Aber darüber setze ich mich hinweg.«

»Sind Juden in dieser Gegend willkommen?«

Der Bischof zwinkerte. »Wenn sie Geld mitbringen und ihre alten Besitztümer und Synagogen zurückkaufen!«

Joshua rutschte bei dieser Bemerkung unruhig auf seinem Hocker hin und her, sagte aber nichts.

»Somit ist es in dieser Gegend also weitgehend ruhig?«

»Wir befrieden das Land, wo wir nur können.«

Henri beherrschte das normannische Französisch, in dem sie sich unterhielten, nicht perfekt, aber er versuchte, sein Bestes

zu geben. Der Bischof, der ein geselliger Mann zu sein schien, warf ein paar Brocken Schottisch ein. Dann lachte er, warf den Kopf zurück und nickte anschließend wieder wie ein pickender Hahn.

»Der Segen des Herrn scheint auf Eurem Tun zu liegen, Exzellenz«, sagte Henri. »Wir sahen unterwegs allerdings auch, dass viele Felder in Eurem Herrschaftsgebiet brachliegen. Was ist mit den Bauern, die sie bestellen sollten?«

Augenblicklich bekam die Stimme des Bischofs etwas Schneidendes. »Diese Lumpen! Sie faulenzten von morgens bis abends. Und des Nachts geben sie sich wie Tiere den Vergnügungen des Fleisches hin! Man sollte ihnen... Aber nein, ich rege mich zu sehr auf. Eigentlich liebe ich ja alle meine Schäfchen. Und ich bin dafür verantwortlich, dass gerade die Menschen auf dem Land ihr Seelenheil nicht einbüßen. Doch dieses Land muss aufpassen, dass es nicht in den Abgrund stürzt.«

»Was meint Ihr damit?«

»Rebellion! Könnt Ihr Euch das vorstellen? Sie klagen die Vögte an, was nicht einmal falsch ist, drohen jedoch im gleichen Atemzug der Geistlichkeit! Unsere Steuereintreiber werden angegriffen und geschlagen, sogar wir Bischöfe sind unseres Lebens nicht mehr sicher. Kirchenrektoren verbünden sich mit Rittern und dem gemeinen Pöbel! Und schuld daran hat allein dieser Aufrührer!«

»Welcher Aufrührer?«, wollte Sean plötzlich wissen, der dem Gespräch gespannt gefolgt war, obwohl es zunächst so ausgesehen hatte, als interessiere er sich in erster Linie für das gute Essen im Bischofspalast. Als ihm bewusst wurde, dass er mit seiner vorwitzigen Zwischenfrage die Regeln des Anstands verletzt hatte, hielt er sich schuldbewusst die Hand vor den Mund.

»Du scheinst mir ja ein sehr aufgewecktes Kerlchen zu sein, mein Sohn!«, sagte der Bischof, während er Sean aus zusammengekniffenen Augen gründlich musterte. »Nun, der Mann heißt Guy d'Artac, er ist ein Lumpensohn vom Land, der Sohn eines Schinders. Rund um Amiens führt er Räuberbanden gegen alle Kirchentransporte. Er ist Christ – so sagt er jedenfalls –, aber eigentlich ist er nur ein habgieriger Halsabschneider. Auch wenn er das Geraubte nicht für sich verwendet, sondern es den Armen überlässt.«

»Er beschenkt die Armen?«, fragte Henri erstaunt. »Das muss ein ziemlicher Schlag für die Kirche sein. Immerhin muss sie sich jederzeit an den Armutsgeboten der Mönche messen lassen können. Das Heil liegt in Gott, und Erlösung ist nur durch Verzicht auf irdische Genüsse, Reichtum und Ehre zu erlangen.«

»Das glaubt Ihr wirklich?«

»Mein christliches Ideal ist die Askese«, bekannte Henri. »Obwohl ich Kaufmann bin, weiß ich, dass Geld, Schönheit, Ruhm und Ehre vergänglich sind. Ehrgeiz, Hoffahrt und Habsucht führen niemanden zum Seelenheil. Und wenn die Kirche das nicht beherzigt, ist sie am Unmut ihrer Schäfchen selbst schuld.«

»Ach was!«, schnaubte der Bischof. »So reden nur Ketzer!« Die vormalige Freundlichkeit des Gottesmanns war mit einem Schlag verflogen. »Ich hoffe, Ihr hängt nicht solchen falschen Ideen an, wie sie die Sekte der Francelli in diesen Tagen verbreitet! Seid auf der Hut vor ihren Irrlehren, Kaufmann!«

»Ich kenne die spirituellen Franziskaner. Ihre letzten Anführer wurden gerade in Marseille auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wie man hört. Ich teile ihre Ansichten durchaus nicht.«

»Ihre Ansichten? Diese Männer sammelten Waffen und Anhänger, stürmten Burgen und Abteien, verbrannten

Rathäuser, öffneten die Gefängnisse und machten sich, als sie die Küste erreicht hatten, von wo aus sie ins Heilige Land aufbrechen wollten, über die Juden her und massakrierten sie bestialisch, obwohl die Krone sie ausdrücklich unter ihren Schutz gestellt hatte! Menschen, die so etwas tun, sind Gesetzlose und Mörder!«

»Auch ich verurteile ihre Gewalt, ebenso wie die anderer Sekten. Dennoch dürfen wir die Gefühle des gemeinen Volks nicht einfach übergehen, wir dürfen sie weder verachten, noch dürfen wir ihren Hass wecken. Wir müssen für sie da sein und ihnen Beistand leisten.«

»Angesichts der Missetaten, die ich Euch gerade genannt habe, kann das nicht Euer Ernst sein. Jeder, der die Gebote verletzt, muss bestraft werden. Wie würde es in unserem Land aussehen, wenn wir dies nicht täten? Schon jetzt sind die Kerker voll!«

Doch Henri blieb hartnäckig. »Wir schaffen uns die Rebellen selbst, wenn wir Adligen und Geistlichen gestatten, sich wie hungrige Wölfe aufzuführen. In diesem Fall darf es niemanden wundern, wenn die Bauern sagen, sie sollen zur Hölle fahren. Wir dürfen nicht vom Blut und vom Schweiß der Armen leben. Zumindest in diesem Punkt werdet Ihr mir doch zustimmen, Euer Exzellenz?«

Der Bischof stöhnte und schüttelte den Kopf. »Für die Erlösung der Menschheit ist es unerlässlich, dass alle Kinder Gottes die Weisungen des *Pontifex maximus* befolgen. Als dessen Stellvertreter in Amiens habe ich dafür zu sorgen, dass dies in meinem Sprengel beachtet wird. Also handle ich entsprechend, und Nachsicht ist angesichts der derzeitigen Lage gewiss nicht angebracht.«

Henri drehte sich nach den Bewaffneten im Hintergrund um. Er blickte auf eine stumme Front wacher Gesetzeshüter.

Oder waren es Söldner, die für jeden kämpften, der sie nur anständig bezahlte? Ihn fröstelte. Es stand wohl doch nicht zum Besten in der Normandie.

»Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil«, versuchte Henri einzulenken. »Das muss jeder aufrichtige Christ anerkennen.«

»Jeder Christenmensch«, ergänzte der Bischof, »der nicht nackt, namenlos und vergessen, vom Teufel gefesselt, zu flammenden Kesseln geführt werden will! *Salvandum paucitas, damnandum multitud!* Wenige werden gerettet, viele verdammt!«

»Aber wie steht es mit der weltlichen Herrschaft? Wir hörten darüber sehr Unterschiedliches. In der Bretagne sind die weltlichen Herren sehr streng und allgegenwärtig. In der Provence hingegen kann man sich nicht auf sie verlassen, was allerdings daran liegen mag, dass dieses Gebiet ein Lehen des fernen Königs von Neapel und Sizilien ist. Wie aber sieht es in der Normandie aus? Greifen hier die französischen Gesetze, und stehen genug Büttel zur Verfügung, um sie durchzusetzen? Als Kaufmann bin ich auf den Schutz und die Verlässlichkeit der Obrigkeit angewiesen.«

»Selbstverständlich seid Ihr das. Und Ihr werdet auch erhalten, was Ihr verlangt. Ihr bekommt allen Schutz, den Ihr benötigt. Wenn hier bei uns in der Normandie etwas funktioniert, dann ist es der Schutz des Geldes! Denn das Geld ist unsere Zukunft, das werdet sicher auch Ihr nicht anders sehen. Nur wer etwas schafft, ist es wert, in den Genuss von Privilegien zu gelangen. Wer hingegen nur prast, hat keine Vorteile verdient, ganz gleich, welcher Art sie auch seien.«

Henri nickte. Die Habgier und Selbstgefälligkeit des Bischofs widerten ihn mehr und mehr an.

»Dann werdet Ihr Euch also in Amiens niederlassen, Kaufmann?«, fragte der Bischof.

»Wenn Euer böser Bube Guy d'Artac mich lässt.«

»Was? – Nun, Guy wird bald hängen, das ist gewiss. Kümmert Euch nicht um ihn. Reitet nach Amiens, ich gebe Euch einen Begleitschutz mit auf den Weg. Denn wir können jeden gebrauchen, der hier Geschäfte macht. Womit handelt Ihr übrigens?«

»Ich bin Tuchhändler«, entgegnete Henri, ohne zu zögern. »In Quimper und Brest besaß ich gut gehende Niederlassungen. Dann brach die Pest aus, und wir mussten das Land verlassen.«

»Ja, die Gottesstrafe! Bis hierhin ist sie glücklicherweise nicht vorgedrungen. Wir sind allerdings auch zu gottesfürchtig, als dass diese Geißel uns schlagen könnte. Im Westen sind aber viele daran gestorben, wie ich hörte.«

»Wie steht es in der Normandie mit Ketzern? Sind sie alle geschlagen?«

»Wen meint Ihr? Kleine Lumpen wie Guy oder die wirklich gefährlichen wie die Barfußmönche, die überall herumziehen und falsche Lehren verbreiten?«

»Ich meine zum Beispiel den Templerorden.«

Der Bischof starrte Henri einen Moment lang entgeistert an. Dann fragte er misstrauisch: »Warum interessieren Euch gerade diese Leute?«

Henri antwortete vorsichtig: »Ach, so sehr interessieren sie mich gar nicht. Ich habe nur gehört, dass der Templerorden in der Normandie einst sehr mächtig gewesen sein soll. Und nun ist er spurlos verschwunden. Daher frage ich mich...«

»Spurlos verschwunden ist er gewiss nicht, mein Sohn, das könnt Ihr mir glauben. Überall gärt es. Hier und da tauchen immer wieder kleine Zellen auf. In Amiens haben wir erst vor ein paar Wochen vier von diesen Ketzern verbrannt.«

»Ihr habt Templer verbrannt?«, entfuhr es Henri. Er musste sich beherrschen, wenn er seine innere Ergriffenheit weiterhin

gut verbergen wollte. Auch die Gefährten waren jetzt sehr aufmerksam geworden.

»Ihr sagt es, mein Sohn«, entgegnete der Bischof stolz. Offenbar hatte er Henris Betroffenheit tatsächlich nicht bemerkt. »Unter ihnen befand sich sogar der Neffe des ehemaligen Präzeptors, ein Kerl namens Villefranche. Er hat das Volk aufgehetzt. Für solche Leute haben wir hier keinen Platz. Die Mauern des Tempels sind längst eingestürzt, und so soll es auch bleiben. Wir brauchen hier keine Gotteslästerer, die undurchsichtige Geldgeschäfte treiben, was wir bauen, sind Kirchen, hoch aufragende Gotteshäuser im neuen Stil, durch die das Licht Gottes flutet, auf dass es den Glauben unserer Gemeinden stärke und festige.«

Villefranche! Henri hatte die letzten Worte des Bischofs gar nicht mehr gehört. Er hatte nur an den jungen Ritter gedacht, den er ihn in Paris kennen gelernt hatte. Dessen Onkel, Geoffroy de Charney, hatte ihm sogar fast so nahe gestanden wie sein eigener Vater. Er hatte erlebt, wie der Präzeptor vor vier Jahren öffentlich hingerichtet worden war. Wären wir nur früher nach Amiens gekommen, dachte er, dann hätten wir die jungen Brüder vielleicht retten können. Warum haben wir, als es uns noch möglich war, auch keine Namenslisten der versprengten Brüder angelegt, die den Sturm gegen den Orden überlebt haben? So, wie es jetzt steht, werden wir uns, wenn überhaupt, nur zufällig wieder sehen. Auf diese Weise wird der Tempel niemals mehr wieder errichtet werden.

»Ihr wirkt plötzlich so in Euch gekehrt, mein Sohn. Offenbar denkt Ihr doch zu viel über den Tempel nach. Ich rate Euch allerdings, solche Gedanken fahren zu lassen. Die Templer sind Ketzer! Zwar waren sie einst der bewaffnete Arm unserer Kirche zur Verteidigung des Heiligen Lands, aber dann stieg ihnen ihre Macht zu Kopf, und sie gefährdeten den inneren Frieden.«

Henri blickte kurz zu seinen Freunden hinüber. Sie saßen regungslos im Halbdunkel. Die gelassene Stimmung, die zu Beginn des Gesprächs geherrscht hatte, war mit einem Mal umgeschlagen. Keiner der Gefährten aß oder trank noch etwas.

Und im Hintergrund scharrtten die Söldner mit ihren Stiefeln über den Holzboden.

»Ihr verlangt viel von mir, Eure Exzellenz«, entgegnete Henri auf die Ermahnung des Bischofs. »Als gläubiger Christ schmerzt mich jedes Menschenopfer, zumal ich, wie ich es vorhin bereits andeutete, Gnade und Vergebung der Gewalt immer vorziehe.«

Das stimmt zwar nicht ganz, dachte Henri insgeheim, denn an den Mördern meiner Tempelbrüder habe ich mich gerne und bitter gerächt. Aber dieses Ausleben meines Hasses ist mir auch eine Lehre gewesen, es hat mich tatsächlich dazu geführt, Gnade und Vergebung zu schätzen, und irgendwie musste ich schließlich auf die Mahnung des Bischofs reagieren.

»Auge um Auge, Zahn um Zahn«, rezitierte Magan. »Jeder, der sich vergeht, muss mit der Härte des Gesetzes rechnen.«

»In diesem Punkt gebe ich Euch vollauf Recht«, warf Uthman ein. »Aber wer macht die Gesetze? Sicher nicht die Armen, die in diesem Land in der Überzahl sind und die nicht mehr verlangen als das, was sie zum Leben benötigen.«

»Hört, hört!«, sagte der Bischof. »Da ist ja noch jemand, der so redet wie Guy d'Artac.« Der Gottesmann nahm den Sarazenen scharf ins Visier. »Aber seid auf der Hut, junger Freund, denn ich erwähnte ja bereits, dass wir solche Reden hier nicht gerne hören!«

»Ihr solltet mir besser nicht drohen, Eure Exzellenz!«, fuhr Uthman ihn an. »Ich bin ein freier Mann! Und als solcher denke und sage ich, was ich will!«

Auf diesen kleinen impulsiven Ausbruch folgte Stille. Die Gefährten hielten den Atem an. Sie befürchteten das Schlimmste, doch was dann geschah, verblüffte sie.

Der Bischof sank in sich zusammen und wirkte von einem Moment auf den nächsten wieder wie der alte Mann, als der er ihnen von Anfang an erschienen war. »Nun gut, ich will mich mit Euch nicht um Eure Meinung streiten. Sie sei Euch gewährt. Ich will nur meinen Frieden. Sollen in der Welt da draußen doch alle tun und lassen, was sie wollen. Nur wenn Verschwörung und Umsturz drohen, muss ich handeln.«

Henri erhob sich. Er hatte es sich anders überlegt, er wollte nicht bleiben. Die Gefährten verstanden sofort, was in ihm vorging, selbst Madeleine konnte seine Geste richtig deuten, wenngleich sie auch in ihrem schönen Gesicht eine Spur Enttäuschung erkennen ließ.

»Wir danken Euch für Eure Gastfreundschaft, Eure Exzellenz. Aber nun zieht es uns weiter. Wenn die Verhältnisse in Eurem Land wirklich so unruhig sind, wie Ihr sie beschreibt, können wir es uns nicht leisten, einen Tag zu vergeuden. Wir reiten sogleich nach Amiens.«

»Wie Ihr wollt«, entgegnete der Bischof. »Ich gebe euch gern eine Eskorte mit auf den Weg.«

»Wir wissen Euer Angebot zu schätzen, aber wir kommen auch allein zurecht. Wir sind es gewohnt, uns selbst zu schützen.«

»Dann geht mit Gott, meine Kinder!«

Magan streckte ihnen erneut seine kräftige Hand entgegen, und Henri ergriff sie halbherzig, ohne die Ringe zu küssen. Dann zogen sich die Besucher zurück.

Als Henri einen Blick zurückwarf, bot sich ihm derselbe Anblick wie bei der Ankunft in diesem großen Raum. Alles war vollkommen ruhig und still. Nicht einmal der Hund hob seinen Kopf. Henri war sich allerdings nicht sicher, ob dieser

friedfertige Eindruck echt war oder ob er den Besucher nur täuschen sollte.

Auf ihrer nächsten Etappe waren die Gefährten besonders wachsam. Immerhin hatte sie nicht nur der Bischof vor möglichen Raubüberfällen gewarnt. Die Freunde wussten zwar nicht, ob ihnen Räuber wie Guy d'Artac wirklich gefährlich werden konnten, aber Vorsicht war angebracht.

Das Land jenseits von Brouilly, in Richtung Amiens, wohin Henri die Gruppe jetzt führte, um mehr über die hingerichteten Templer zu erfahren, war unübersichtlich. Das Unterholz war äußerst dicht und sehr hoch, zudem erschwerten ausgedehnte Wälder das Vorankommen. Tief ausgeschnittene Hohlwege, die keinen Überblick über die Umgebung erlaubten, stellten eine weitere Gefahr dar. Dennoch blieb glücklicherweise alles ruhig.

Unterwegs besprach Henri sein Vorhaben mit den Gefährten. Nach den Berichten des Bischofs konnte er nicht einfach weiterreiten. Er musste herausfinden, was sich in Amiens zugetragen hatte und wie die Lage dort jetzt aussah.

Etwa eine Meile hinter einem besonders dichten Wald kreuzte der Weg nach Amiens eine Straße. Hier waren einige Kaufleute mit ihren Karren unterwegs. Henri nahm an, dass dies der Weg war, den Räuber beobachteten, um im geeigneten Moment eine Gruppe zu überfallen, die reiche Beute versprach. Von diesen Räubern, allen voran diesem Guy d'Artac, würde er sicher am ehesten etwas über die ermordeten Brüder und eventuell sogar auch über noch lebende Templer in der Nähe von Amiens erfahren können. Doch wie sollte er Guy d'Artac und seine Männer finden? Henri fragte einige Bauern auf den Feldern nach ihnen. Doch diese zeigten sich nicht

wirklich gesprächig, nur einer deutete grob in Richtung Amiens und sagte, er solle dort nach ihnen suchen.

Und eine junge Frau meinte: »Guy d'Artac ist ein Heiliger, kein Räuber.«

Henri dachte an die hingerichteten Brüder in Amiens. Einmal mehr stellte er sich die Frage, wie es möglich gewesen war, dass König und Papst den Orden in einer einzigen Nacht des Jahres 1307 hatten zerschlagen können. Warum haben wir es damals versäumt, uns mit den einfachen Menschen zu verbrüden?, fragte sich Henri. Hätten wir uns mit Männern wie Guy d'Artac verbünden sollen? Aber Guy war vogelfrei, ein Gesetzloser. Mit solchen Gestalten hatten er und seine Mitbrüder sich nie abgegeben. Vielleicht war das falsch gewesen.

Henri hoffte, ihm bald zu begegnen. Denn nur so würde er entscheiden können, ob Guy mehr war als ein Wegelagerer. Sollte er tatsächlich edle Absichten verfolgen, könnte er ihn vielleicht sogar als Bundesgenossen gewinnen.

Je näher Amiens kam, desto weiter rückten Henris Gedanken an den Räuber allerdings in die Ferne. Er dachte an die Scheiterhaufen von Paris, auf denen zahlreiche Templer den Tod gefunden hatten. Er roch ihr verbranntes Fleisch und sah ihre entsetzten, schmerzverzerrten Gesichter, die von den Flammen verschlungen und ausgelöscht wurden. Jahrelang hatten Henri diese Bilder verfolgt. Sie hatten ihm den Schlaf geraubt und ihm die Tage zur Hölle gemacht. Und jetzt waren sie wieder da.

Noch immer verbrannten die Feinde des Tempels seine Brüder! Er musste nach Amiens! Vielleicht war es doch falsch, Gnade walten zu lassen und die Rache zu vergessen.

Plötzlich erblickten die Freunde mehrere Bauernhöfe in der Ferne, die Felder vor Amiens lagen sorgfältig abgeerntet in der

Sonne. Alles schien so, wie man es erwarten konnte. Das Leben lag in Gottes Hand. Nichts deutete auf Unruhe hin.

Die Räuber standen so plötzlich vor ihnen, dass sie zunächst gar nicht wussten, wie sie reagieren sollten. Kein Laut hatte sie angekündigt. Sie hatten sich an der Böschung eines Flusses versteckt, den die Reisenden gerade überquerten. Die fünf bewaffneten Männer tauchten ganz unvermittelt zwischen den knorrigen Weiden auf, deren Äste bis ins Wasser reichten. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, sodass die Wegelagerer zunächst nur schwer zu erkennen gewesen waren. Als Henri sich umdrehte, bemerkte er, dass auch am jenseitigen Ufer ein paar grimmig dreinblickende, hoch zu Ross sitzende Gesellen standen, die ihnen den Rückzug versperrten.

Henri blieb ruhig. Ganz langsam taxierte er die Gesichter der Gesellen, die ihm und den Freunden gegenüberstanden. Er suchte nach ihrem Anführer, von dem er glaubte, dass er sich durch irgendeine Besonderheit auszeichnen würde; vielleicht hatte er Glück, und es war Guy d'Artac. Doch Henri erblickte überall nur die gleichen verwahrlosten Gesichter, Männer, die vor Schmutz starrten und zerlumpfte Kleidung trugen, die ihre ausgemergelten Körper umhüllten. Keiner von ihnen stach besonders hervor.

Kurz entschlossen zog Henri sein Schwert. Uthman und Sean taten es ihm nach. Madeleine schrie leise auf. Joshua schob sein Buch in die Satteltasche und richtete sich kerzengerade auf.

Henri richtete sein Schwert gegen die Wegelagerer und rief: »Wer seid ihr? Wenn ihr unlautere Absichten habt, solltet ihr uns besser aus dem Weg gehen, sonst müssen wir Gewalt anwenden!«

Einer der Räuber stieß daraufhin ein raues, spöttisches Lachen aus, sagte ansonsten aber nichts. Auch seine Gefährten

schwiegen. Und keiner von ihnen rührte sich, auch nicht die Männer am jenseitigen Ufer.

Da gab Henri seinem Pferd die Hacken und preschte vorwärts, direkt auf die Wegelagerer zu. Uthman folgte ihm, ohne zu zögern, dicht auf den Fersen.

»Hehehe!«, schrie Henri angriffslustig. Und dann: »Beasant!« Es war der alte Schlachtruf der Tempelritter.

Zwei der Wegelagerer machten daraufhin kehrt und stoben davon. Die anderen drei erhoben Keulen gegen die Angreifer, die sie bislang versteckt gehalten hatten. Einer von ihnen versuchte, nach Henris Pferd zu greifen. Henri trat mit dem Stiefel nach ihm und traf ihn mitten im Gesicht. Das hässlich knirschende Geräusch, das dabei ertönte, ließ darauf schließen, dass er seinem Gegner die Nase gebrochen hatte.

Henri durchbrach die gelichteten Reihen. Dann wendete er sein Pferd und griff die Räuber von hinten an. Diese schwingen ihre Keulen und schlugen wild um sich, aber Henri und Uthman konnten ihren unkontrollierten Schlägen gut ausweichen. Als die beiden Freunde zu einem weiteren Angriff ansetzten, nahm Henri aus den Augenwinkeln wahr, dass jetzt auch die Räuber vom jenseitigen Ufer heranpreschten.

Erneut entfuhr Madeleine ein Schrei, diesmal ein etwas lauterer. Das Wasser um sie herum spritzte hoch auf. Sean verteidigte das Mädchen, Joshua und sich, konnte allerdings nicht verhindern, dass sie alle drei von den Räufern umzingelt wurden. Henri bedeutete Uthman, den Freunden zu Hilfe zu eilen. Der Sarazene nickte zur Bestätigung, dass er verstanden hatte, und hieb sogleich auf die Banditen ein.

Nun erreichte auch Henri die Mitte des Flusses, wo Sean, Joshua und Madeleine eingekellt waren. Die Wegelagerer ritten in einem so dichten Kreis um sie herum, dass sie keine Chance hatten, zu entkommen. Plötzlich beugte sich einer der Banditen vor, schlang seinen Arm um Madeleines Taille und

zog die um sich schlagende Frau von ihrem Pferd auf das seine hinüber. Dann machte er kehrt und stob davon.

Henri drehte sich nach Uthman um. Dieser hatte inzwischen noch einen zweiten Angreifer zu Boden geschlagen und trieb gerade sein Pferd in den Fluss zurück. Offenbar wollte er dem Flüchtenden hinterher.

»Bleib du hier und kämpfe, ich verfolge den Flüchtenden«, rief Henri ihm zu, da er befürchtete, der Sarazene könne angesichts der Entführung seiner Geliebten zu unbedacht handeln.

Doch Uthman war nicht zu bremsen. »Nein!«, schrie er außer sich vor Zorn. »Das ist meine Sache!«

Und schon war er an Henri vorbeigeprescht. Gnadenlos trieb er sein Pferd hinter dem Entführer her. Henri blickte dem Freund besorgt nach, sah, wie er am anderen Ufer die Böschung emporritt und die Verfolgung aufnahm. Dann wandte er sich wieder den Räubern im Wasser zu. Gerade noch rechtzeitig, denn einem von ihnen war seine kurze Unaufmerksamkeit nicht entgangen, und er schwang soeben seine Keule gegen ihn. Henri konnte zwar noch leicht zur Seite weichen, den Schlag aber nicht mehr ganz parieren. Mit aller Wucht krachte die Keule auf seine Schulter nieder. Ein stechender Schmerz durchfuhr Henris Arm, dann wich jedes Gefühl aus ihm.

Henri wechselte sein Schwert in die andere Hand, glücklicherweise konnte er zur Not auch mit links kämpfen. Er holte aus und schlug seinen Angreifer aus dem Sattel. Dieser kreischte auf und versank reglos im Fluss. Mit dem Gesicht nach unten trieb er davon.

Inzwischen hatte auch Sean einen Angreifer ausgeschaltet. Joshua sorgte für Unruhe, indem er sein Pferd unablässig durchs Wasser trieb, um die übrig gebliebenen Banditen abzulenken. Die sahen schließlich ein, dass sie ihren Gegnern

nicht gewachsen waren, rissen ihre Pferde herum und sprengten ans Ufer. An einer flachen Stelle lenkten sie ihre Tiere die Böschung empor und verschwanden in Richtung Amiens.

Kurz darauf tauchte auch Uthman wieder in der Ferne auf. Henri hatte gerade nach Joshua und Sean gesehen und erleichtert festgestellt, dass sie unverletzt waren. Rasch konnten die drei erkennen, dass Uthman Madeleine hinter sich auf seinem Pferd sitzen hatte und dass die beiden ein weiteres Pferd mit sich führten. Eine Gestalt war bäuchlings darüber geworfen worden, offensichtlich der Entführer, den Uthman überwältigt hatte.

»Auf Uthman ist Verlass«, stellte Sean anerkennend fest.

»Aber auch ihr habt eure Sache gut gemacht«, lobte Henri.

Die drei Freunde warteten, bis Uthman am Flussufer zu ihnen stieß. Madeleine umklammerte den Sarazenen von hinten und hatte ihren Kopf an ihn geschmiegt. Sie sah glücklich aus. Vielleicht, dachte Henri, muss ich meine Geschichte gar nicht mehr erzählen, möglicherweise finden die beiden auch so ihren Weg. Die Liebe muss stärker sein als alle Gebote.

»Du bist schnell wieder zurück!«, rief Henri.

»Er kam nicht weit«, erklärte Uthman. »Als er mich bemerkte, geriet er in Panik und warf Madeleine vom Pferd, um schneller fliehen zu können. Glücklicherweise ist sie, abgesehen von ein paar Hautabschürfungen, nicht verletzt. Nachdem ich mich dessen vergewissert hatte, habe ich den Halunken rasch einholen können.«

Mit einem Mal zuckte wieder ein stechender Schmerz durch Henris Schulter. Der ehemalige Tempelritter befühlte die Stelle, an der die Keule ihn getroffen hatte, zum Glück schien nichts gebrochen zu sein. Vorsichtig ließ Henri sein Schultergelenk kreisen und fragte mit einem Blick auf den

reglosen Gesellen, den Uthman auf dem zweiten Pferd bei sich führte: »Lebt er?«

»Ja. Wir werden ihn verhören. Wenn du Guy d'Artac treffen möchtest, werden wir von ihm gewiss erfahren, wo sich der edle Räuberhauptmann aufhält.«

Die Gefährten führten ihre Pferde ans Ufer. Von den Geflohenen war nichts mehr zu sehen. Die Erschlagenen würde man begraben. Uthman sorgte dafür, dass der Gefangene wieder zu sich kam.

»Von mir erfahrt ihr gar nichts, ihr Hurensöhne!«, knurrte dieser, sobald er wieder sprechen konnte und ihm klar geworden war, in welcher Lage er sich befand. Der Kerl war erstaunlich jung, kaum älter als Sean. Von seiner linken Stirnseite über das darunter liegende Auge bis hin zur Wange erstreckte sich eine lange Narbe, und ihm fehlten einige Zähne, die ihm offenbar ausgeschlagen worden waren.

»Woher kommst du?«, wollte Sean von dem Gefangenen wissen.

Doch der spie ihm nur eine Ladung blutdurchtränkten Speichel vor die Füße.

»Pass bloß auf, Bürschchen«, sagte Henri. »Wenn du nicht willst, dass wir dir bei lebendigem Leib die Haut abziehen, unsere Spezialität, dann beantworte unsere Fragen!«

Henris Drohung musste ziemlich glaubhaft gewirkt haben, denn sie zeitigte unverzüglich Wirkung. Mit angsterfülltem Blick und kleinlauter Stimme erwiderte der Junge: »Aus Amiens.«

»Reitest du mit Guy?«

»Mit wem sonst?«

»Wo finde ich ihn?«

»Mal hier, mal da.«

»Komm, komm, komm! Das kannst du mir sicher genauer sagen.«

»Der Teufel soll euch holen!«

Uthman zog seinen Dolch aus dem Gürtel und begann ihn an einem Stein zu wetzen. Der Junge verfolgte sein Tun mit angsterfülltem Blick.

»Wo ist Guy?«, fragte Henri noch einmal, ruhig, aber nachdrücklich.

»Kurz vor Amiens hausen wir in ein paar gut versteckten Erdhöhlen.«

»Was weißt du von den Templern, die in Amiens hingerichtet wurden?«

»Sie ritten eine Zeit lang mit uns.«

»Du lügst!«, fuhr Henri den Jungen an.

»Glaub, was du willst! Aber es waren gute Männer!«

»Führe uns zu deinem Anführer.«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich ihn kennen lernen will. Bischof Magan wusste nicht viel Gutes von ihm zu berichten.«

»Der Bischof!«, schnaubte der Junge verächtlich und spuckte erneut aus.

»Was hast du gegen den Kirchenmann?«

»Das fragst du noch? Schau dich doch um. Die feisten Schweine plündern uns arme Leute vollends aus! Während sie Tag für Tag fetter werden, müssen wir verhungern. Die Templer, von denen du vorhin sprachst, haben kapiert, dass man mit denen keine gemeinsame Sache machen kann, dass man sich vielmehr kräftig gegen sie zur Wehr setzen muss. Sie waren auf unserer Seite!«

Also doch, dachte Henri. Das Bündnis. Sie haben das Bündnis vollzogen.

Nachdem die Gefährten von ihrem Gefangenen alles erfahren hatten, was sie wissen wollten, brachen sie auf. Den Jungen – Jean hieß er, wie er ihnen nach langem Hin und Her gestanden

hatte – nahmen sie in ihre Mitte, allerdings nur zur Sicherheit, denn es sah nicht so aus, als dächte er an eine Flucht.

Nach etwa zwei Stunden erreichten sie eine Stelle im Wald, an der sie anhalten mussten, weil der Weg dort scheinbar zu Ende war. Bis hierher hatten sie kaum ein Wort gewechselt. Doch jetzt sagte Jean: »Sie sind nicht da. Ich erkenne es an dem Zeichen.«

»Was für ein Zeichen?«

»Das Stoffstück da oben am Ast. Seht ihr es? Wir werden niemanden antreffen. Sie sind alle nach Amiens geritten. Die große Herbstmesse steht kurz bevor, daher können sie dort zurzeit gute Beute machen.«

»Das ist doch gelogen!«, mutmaßte Sean. »So, wie ihr ausseht, würden euch die Stadtherren zur Messezeit niemals in die Stadt hineinlassen!«

»Wir haben da unsere eigenen Wege«, lautete Jeans vieldeutige Antwort.

»Wenn du so sicher bist, dass niemand da ist, kannst du uns ja eure Unterkunft zeigen, damit wir sehen, dass du nicht lügst«, schlug Joshua vor.

Jean willigte ein. Die Gefährten saßen ab und führten ihre Pferde an den Zügeln hinter sich her. Jean ging ihnen voran durchs Dickicht. Kurze Zeit später hatte die kleine Gruppe einen Höhleneingang erreicht; ohne ihren Führer hätten die Gefährten ihn niemals gefunden. Nachdem sie die Höhle betreten hatten, geschah Seltsames: Je weiter sie hineingingen, desto heller wurde es. Erst als die Freunde nach oben blickten, sahen sie, warum. Von der Decke aus fiel Tageslicht in die Höhle hinein.

»Unser Unterschlupf ist sorgfältig getarnt«, erklärte Jean nicht ohne Stolz. »Felssteine, die wir aufgeschichtet haben, überdecken alles. Dennoch ist es hier drinnen hell genug, um ohne Fackeln auszukommen, die uns verraten könnten.«

In einer kreisförmigen Haupthöhle befand sich ein Lager. Mindestens zwanzig Strohsäcke waren um eine erloschene Feuerstelle ausgebreitet. Aus einer Felswand plätscherte ein dünner Strahl Quellwasser. Madeleine ging hinüber und fing das Wasser mit ihren Händen auf.

»Wir werden hier warten«, sagte Henri. »Und wenn deine Kumpanen zurückkommen, erklärst du ihnen, warum wir hier sind.«

»Warum seid ihr denn hier?«, wollte Jean wissen. Misstrauisch starrte er die kleine Gruppe an. »Das weiß ich doch gar nicht.«

»Hast du vergessen, dass ihr uns überfallen und eine Geisel genommen habt?«, fragte Uthman zornig. »Wir haben euch bis zu eurem Schlupfloch zurückverfolgt. Es würde ein Leichtes sein, deine Bande unschädlich zu machen.«

»Das werden wir noch sehen! Meine Leute sind weder Angsthasen noch Anfänger.«

»Danach sah es vorhin am Fluss allerdings nicht aus. Und ich warne dich, mein Kleiner«, sagte Uthman ruhig, aber nachdrücklich, »wenn du deine Kumpane zum Kampf anstachelst, wird diese Höhle dein Grab!«

Wieder einmal zügelte eine Drohung Jeans allzu leicht erregbares Gemüt. Der Junge musste einmal kräftig schlucken. Dann fragte er: »Was habt ihr denn für ein Interesse an Guy?«

»Ich bin Templer«, sagte Henri. »Und dies sind meine treuen Gefährten.«

Jean sah von einem zum anderen. »Und was habt ihr jetzt mit mir vor?«

»Das soll Madeleine entscheiden«, meinte Henri.

Der Räuber blickte das Mädchen ängstlich an. Erst als ihm klar wurde, dass sie nicht sofort ein Urteil über ihn fällen würde, entspannte er sich wieder ein wenig, gab aber vorerst Ruhe.

Zusammen mit den Gefährten wartete er auf die Rückkehr seiner Kumpane. Allmählich wurde es dunkel. Zunächst horchte jeder noch angespannt auf alle Geräusche, die von draußen kamen, aber dann ließ ihre Aufmerksamkeit nach. Ihnen war klar geworden, dass die Räuber sich nicht unbemerkt nähern konnten, zumal sie ja keine Gefahr witterten.

Jean schien zu schlafen, doch Henri vermutete, dass er sie nur täuschen wollte, daher blieb er wachsam. Madeleine hatte den Kopf auf Uthmans Bauch gelegt, der Sarazene streichelte ihr Haar. Als sie ebenfalls eingeschlafen war, sagte Uthman leise:

»Ich kann sie nicht heiraten. Es bricht mir das Herz. Aber wir werden niemals zueinander kommen.«

»Ihr werdet schon einen Weg finden«, sagte Joshua leise. »Ihr müsst ja eure Religion nicht verraten. Aber es gibt immer eine Möglichkeit, seine Wünsche mit den Gesetzen in Einklang zu bringen.«

»Ein Rechtgläubiger kann keine Christin heiraten«, beharrte Uthman.

»Lässt der Koran es nicht zu?«, wollte Sean wissen.

»Nein, in diesem Punkt ist sein Gebot unmissverständlich.«

»Was sagt er denn?«, hakte Sean nach.

Uthman überlegte. »Es sind keine direkten Aussagen, die sich darauf beziehen. Aber sie sind für jeden Rechtgläubigen ganz klar zu deuten.«

»Gib uns ein Beispiel!«

Uthman rezitierte: »Nehmt die fünfte Sure, Al-Maedah, Der Tisch. Dort heißt es: *Heute sind euch alle guten Dinge erlaubt. Und die Speise derer, denen die Schrift gegeben wurde, ist euch erlaubt, wie auch eure Speise ihnen erlaubt ist. Und keusche Frauen der Gläubigen und keusche Frauen derer, denen vor euch die Schrift gegeben wurde. Wenn ihr ihnen ihre Morgengabe gebt, dann nur in richtiger Ehe und nicht in*

*Unzucht, noch dass ihr heimlich Buhlweiber nehmt. Und wer den Glauben verleugnet, dessen Werk ist sonder Zweifel zunichte geworden, und im Jenseits wird er unter den Verlierern sein.«*

»Ja«, sinnierte Joshua. »Das ist wirklich unmissverständlich. Mit den Leuten, denen die Schrift gegeben wurde, sind sowohl Christen als auch Juden gemeint.«

»So ist es.«

Inzwischen war Madeleine erwacht. Sie lauschte dem Gespräch mit trauriger Miene. Henri rührte ihr Anblick sehr. Daher beschloss er, nun endlich seine Geschichte zu erzählen. Er hielt nur noch einen Augenblick inne, weil Uthman gerade aufgestanden und an den Eingang zur Haupthöhle getreten war, wo er angespannt in die Dunkelheit lauschte.

»Ich glaubte, etwas gehört zu haben«, sagte er, als er nach einer Weile zurückkam.

»Es ist nichts«, sagte Jean, der ebenfalls gerade aufgewacht zu sein schien – falls er denn tatsächlich geschlafen hatte, was für Henri immer unwahrscheinlicher wurde. »Wenn sie kommen, geben sie ein verabredetes Zeichen.«

»Was ist das für ein Zeichen?«, fragte Sean.

»Ihr werdet es schon hören, wenn es so weit ist«, entgegnete Jean bockig.

Die anderen hatten keine Lust, auf seine Provokation einzugehen.

»Warten wir also und bleiben wachsam«, sagte Henri daher nur. »Währenddessen erzähle ich euch eine Geschichte. Sie handelt von einem Ereignis, das ich vor einiger Zeit in Oberitalien erlebt habe. Entscheidet selbst, ob das, was andere erlebt haben, euch eine Lehre sein kann.«

Henri setzte sich bequem hin. Alle sahen ihn gespannt an, auch Jean war offenbar sehr daran interessiert zu erfahren, was nun geschehen sollte. Und so begann Henri zu erzählen.

### *Lodi, Lombardei. Die Zeit der unschuldigen Kinder*

In diesem Jahr bedeckte der erste Schnee die Stadt besonders früh. Er war in der Nacht gefallen, als man das Fest der Heiligen Familie und das Fest der unschuldigen Kinder feierte. Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, und in der kleinen, aber reichen Stadt zwischen Mailand und Piacenza zogen die Ratsherren Bilanz aus ihrem Tun im vergangenen Jahr. So war es Brauch.

Man war im Ratspalast zusammengekommen. Das Gebäude lag neben dem Dom, es war sogar direkt an diesen angebaut. Der Grund dafür war, dass der einstige staufische Kaiser des Römischen Reichs, der zweite Friedrich, in der Gründungszeit Lodis keine innerstädtische Machtkonkurrenz zwischen den Bürgern und dem Bischof hatte zulassen wollen. Dadurch, dass die Häuser beider Parteien unter einem Dach untergebracht wurden, sollte dies nach außen hin demonstriert werden.

Im Inneren des Regierungspalastes herrschte an diesem Morgen emsiges Treiben. Abgesandte der Kommune in blauweißen Umhängen, Vertreter des mächtigen Geschlechts der in Mailand ansässigen Visconti in ihren roten und schwarzen Farben und die Stadtvertreter mit den Zünften in schlichtem Weiß liefen geschäftig umher und nahmen dann allmählich ihre Plätze ein. Im Sitzungssaal thronte bereits der Stadtfürst Orlando, flankiert von zwei Stellvertretern. Hinter ihm saß der Bischof. Seinem mürrischen Blick nach zu urteilen, passte es ihm überhaupt nicht, dass er in der zweiten

Reihe saß. Aber Fürst Orlando hatte ihm diesen Platz zugewiesen, also musste er damit vorlieb nehmen.

In den dahinter liegenden Reihen teilten sich die anderen Ratsbeisitzer die Plätze. Das waren die Führer der Nachbarschaften, der *vicinie*, die adeligen *consorterie*, die religiösen Bruderschaften und Genossenschaften der Handwerker und Kaufleute. Alle erschienen in ihren Farben; die Herren der *consorterie* trugen sogar ihre Schwerter bei sich.

»Lasst Signal geben, wir fangen an«, sagte Orlando zu seinem Stellvertreter Benvolio. Der winkte einem Diener. Dessen auf den glänzenden Marmor geschlagener Zeremonienstock war weithin zu hören. Die letzten Ratsteilnehmer eilten in den Saal und nahmen Platz.

Von den Rängen aus verfolgten zahlreiche Bürger das Schauspiel.

»Beugt Euch nicht so weit vor«, schimpfte gerade eine dicke Bäckerin. »Ihr müsst nicht Eure ganze Hässlichkeit über die Brüstung hängen.«

»Wie redet Ihr mit mir?«, gab die nicht minder dicke Stellmacherin zurück. »Habt Ihr heute Morgen zu viel Teig gefressen?«

Jemand zischte, ein anderer lachte laut. So war es immer, die Bewohner von Lodi ergriffen rasch Partei für ihre Leute.

»Ruhe! Wir fangen an!«, ließ Benvolio verkünden. »Der Fürst beginnt mit seinem Rechenschaftsbericht.«

Fürst Orlando genoss es, im Mittelpunkt zu stehen. Er zeigte sich so oft er konnte auf dem Balkon des Rathauses. Die Bürger waren diesen Anblick gewohnt. Oft genug sahen sie den großen Mann mit dem Federbusch, wie er vom Broletto genannten Rathaus herabblickte, als versichere er sich seines Eigentums und als gälte es, den Bürgern von Lodi einen Segen zu erteilen.

Dementsprechend stellte er sich auch an diesem Morgen ohne Umschweife in den Mittelpunkt des Geschehens.

»Andere Städte unseres geliebten Landes werden von einem Zehnerrat geleitet«, sagte er. »Doch das führt hauptsächlich zu Streit und Missgunst und nur selten zu guten politischen Entscheidungen. Für Lodi, so haben wir in der *serrata* des Großen Rates beschlossen, ist es daher das Beste, wenn allein der Stadtfürst regiert. Ich, Fürst Orlando, werde daher meine ganze Kraft geben, um Lodi zu Ansehen und Reichtum zu verhelfen.«

Der Fürst strich sich eine Locke aus der Stirn. »Meine Familie ist die mächtigste im Ort. Die anderen großen Familien, die della Roccas und die di Angeros, bescheiden sich mit ihrem untergeordneten Rang. Aber über uns regiert unangefochten der geliebte Fürst und Erzbischof von Mailand, und das aufstrebende Geschlecht der Visconti hat uns für alle Zeit Schutz und Hilfe zugesagt. So können wir in Ruhe unseren Geschäften nachgehen und Lodi aufblühen sehen.«

Am Eingang zum Saal entstand Unruhe, jemand drängte sich herein, wurde aber angehalten und abgewiesen. Schimpfend entfernte sich der Eindringling wieder.

»Das war mein Mann«, sagte die dicke Stellmacherin aufgeregt. »Was wollte er mir bloß sagen?«

»Dass ihr Euch nicht so weit über die Brüstung hängen sollt, damit jeder Eure Dutteln sehen kann«, giftete die Bäckerin sie an.

Nun sollte Fürst Benvolio reden. Er stand auf und sprach: »Die Blüte unserer Stadt verdanken wir unserem großen Stadtfürsten Orlando, der sehr geschickt mit den Visconti verhandelt. Lodi hat keinen Zugang zum Wasser des Südens, wir besitzen keine Handelsflotte und keine Stapelrechte wie andere Städte. Unsere klugen Köpfe sind keine Admirale des Königs von Portugal, wie Manuele Pessagno aus Genua, oder

Schiffsbaumeister an der Seine im Dienst von König Philipp dem Schönen, wie Enrico Marchese. Sie leben hier, in den Mauern dieser Stadt.«

»Das wäre ja auch noch schöner, wenn dem nicht so wäre«, keifte die Bäckerin. »Wo bleibt denn bei den Leuten, die ihre Geburtsstadt verlassen, die Liebe zur Heimat?«

»Klappe halten«, murrte ein Zuhörer.

»Deshalb«, fuhr Benvolio fort, »müssen wir unsere Bündnispartner sorgfältig auswählen und dafür sorgen, dass sie uns gewogen bleiben. Und das tun wir mit großem Erfolg. Unsere Familien sind zufrieden. Allerdings sollten sie ihrer Friedenspflicht besser nachkommen. Manche Söhne großer Väter führen sich in der Stadt auf, als gehöre sie ihnen allein. Und sie brüsten sich mit ihrer Feindschaft zu anderen. Das geht zu Lasten des Gemeinwohls.«

»Lasst nur, Benvolio!«, unterbrach ihn Orlando. »Von diesen Dingen wollen wir heute nicht sprechen. Die Ritter vom Tempel sollen sich darum kümmern, Streit zu schlichten, sie haben darin viel Erfahrung, ja, sie sind wahre Meister auf diesem Gebiet. Wir hingegen führen unsere Geschäfte und sorgen für das Wohl aller.«

»Der Komtur des Tempels hält sich aber wohlweislich aus diesem Zwist heraus«, fiel Ascanio, der zweite Stellvertreter des Fürsten, ein. »Ich sprach erst vor zwei Tagen mit ihm darüber. Er meinte, die Geschicke der Stadt seien in Euren Händen wohl aufgehoben, Orlando.«

»Damit hat er prinzipiell Recht«, entgegnete der Fürst und lehnte sich selbstgefällig in seinem Sessel zurück. »Aber eine solche Drecksarbeit ist nicht meine Sache. Dafür sind die Templer da, denn eben zu diesem Zweck haben wir sie doch mit allen Privilegien innerhalb unserer Stadtmauern ausgestattet. Dass sie bei unserer heutigen Sitzung nicht erscheinen wollten, steht auf einem anderen Blatt, es ist

ehrenhaft, dass sie uns das Regieren überlassen. Aber gewisse Dienste sind dennoch ihre Aufgabe.«

»Der Komtur wird schon das Richtige tun«, sagte Benvolio. »Außerdem hörte ich, dass in zwei Tagen ein großer Tempelritter hier eintreffen soll. Es soll ein wahrer Kämpfer sein, ein mächtiger Mann aus dem Pariser Tempel. Ich werde mit ihm sprechen. Vielleicht vermag er die scheußlichen Straßenkämpfe zu unterbinden, die immer wieder aufflackern.«

»Nun lasst uns endlich zum eigentlichen Anliegen des Tages zurückkommen«, drängte der Bischof, der sich vorgebeugt hatte und dabei puterrot angelaufen war. »Was ist mit Mailand? Wird man uns weiterhin protegieren – und uns in Ruhe lassen? Oder werden die Begehrlichkeiten von Seiten der Stadtmächtigen zunehmen?«

Benvolio wartete, bis ihm Fürst Orlando mit einer Handbewegung das Wort erteilte.

»Seit vor drei Jahrzehnten der Alpenübergang am Sankt Gotthard passierbar gemacht wurde, hat Mailand genug damit zu tun, seine Handelsströme zu regeln. Die dortigen Herren schielen nicht auf uns, sie brauchen uns nicht. Ihre Stadt hat zweihunderttausend Einwohner, zwölftausend Häuser, zweihundert Kirchen, hundertfünfzig Villen und Burgen im Umland, mehr als tausend Handwerksbetriebe und unzählige Gewerbetreibende. Angesichts dessen ist ihnen Lodi völlig egal.«

»Wenn Mailand also Handel treibt, müssen wir unsere Tuche selbst verkaufen«, sagte Fürst Ascanio. »Unsere Wollwebereien müssen besser unterstützt werden, wir müssen mehr Eisen aus dem Trompia-Tal heranschaffen, damit unsere Waffenschmieden ausgelastet sind. Wir müssen die *consolato* unserer Kaufleute entlasten. Denn wir können nur dann im Wettbewerb mit den anderen Städten bestehen, wenn wir uns auf das besinnen, was wir haben. Wir haben keine Großbanken

wie Siena, keine Seidenproduktion wie Lucca, keine Bodenschätze wie Massa Marittima, keinen Safran wie San Gimignano und keine bedeutenden Messen wie Piacenza. Wir haben nicht einmal die gerissenen Wucherer und Geldhändler wie Asti. Aber wir in Lodi sind frei und stolz, wir besitzen einen Palazzo Comunale, und unsere Tuche und Waffen sind die besten der Welt.«

»Unsere Kaufleute und Gewerbetreibenden benötigen größere Steuervorteile«, sagte der Vertreter der Tuchhändlerzunft. »Nicht nur das Großbürgertum, die Richter, Notare, Handelsherren und Kirchenvertreter sollen Privilegien erhalten. Das Herz einer Stadt ist das produzierende Gewerbe. Und doch ist die Zunft der Juristen die angesehenste. Warum? Wir Tuchhändler verlangen nicht mehr Vorteile als die anderen, wir wollen lediglich die gleichen Privilegien erhalten wie die Geldwechsler, Wollhersteller, Seidenproduzenten, Ärzte, Apotheker, Kürschner und Pelzhändler. Wir wollen Gerechtigkeit!«

»Seid nicht unmäßig in Euren Forderungen!«, warnte Orlando den Mann.

Doch der Vertreter der Tuchhändler fuhr ungerührt fort. »Schon seit längerem kommen alle steuerlichen Vorteile den della Roccas und den di Angeros zugute. Ihre Geschäfte laufen blendend, sie machen große Gewinne. Und sie können ihre Waren zollfrei ausführen.«

Der Vertreter der *arte di Por Santa Maria*, der Zunft der Seidenweber und -händler, meldete sich zu Wort. »Diese beiden Familien sind doch sogar schon als kaiserliche Vikare in den gleichen Stand gehoben worden wie die Visconti in Mailand!« Er hob die Hand zum Gruß gegen die anwesenden Vertreter des Herrschergeschlechts. »Sie sind sehr mächtig. Aber gerade deshalb dürfen wir sie nicht auch noch so weit aufwerten, dass sie sich wie *signori* fühlen, die unsere

Stadtrepublik allmählich in Fesseln legen, die alten Kollegialorgane ausschalten und uns wie eine venezianische oder genuesische *signoria* schließlich regieren wollen!«

An dieser Stelle mischte sich wieder der Vertreter der Tuchhändler ein. »Sehr richtig!«, sagte er laut. »Denn diese Gefahr besteht durchaus, wenn diese Familien noch mächtiger werden. Und wenn sie sich gegenseitig auch noch unterstützen, besitzen sie so viel Macht, dass uns das nur schaden kann.«

Die Gesandten der Mailänder Visconti wurden unruhig.

»Diese Gefahr sehe ich nicht«, wiegelte Benvolio ab. »Seht die Scaligeri in Verona, die Este in Ferrara, in Treviso die Herren von Camino, die Carraresi in Padua, die Montefeltros in Urbino – alles alter Ritteradel. Aber unsere großen Familien sind nicht alt. Sie haben ihre Namen und ihr Ansehen erst im Kampf gegen die Staufer erworben, und dessen sind sie sich bewusst. Nein, unsere della Roccas und di Angeros stellen kein Gefahr dar. Im Gegenteil: Sie setzen sich für den Frieden ein und dafür, dass unsere Stadt wohlhabend wird und floriert. Mit dem Platz, den sie darin einnehmen, sind sie vollkommen zufrieden.«

»Sie zählen unablässig ihre Goldflorin«, warf ein Gesandter des Richterstands ein, woraufhin ein allgemeines unterdrücktes Gelächter zu hören war.

»Beleidigt unsere Familien nicht«, mahnte Benvolio, »schon gar nicht dann, wenn sie abwesend sind, was sie übrigens selbst gewünscht haben. Schon daran lässt sich doch erkennen, dass die großen Familien von Lodi nicht über Gebühr Einfluss nehmen wollen und keine eigene Politik verfolgen.«

»Und das ist auch gut so«, meldete sich aus der Reihe der Stadtgesandten ein Vertreter der *arte di cambio*, der Zunft der Geldwechsler, zu Wort. »Denn die wichtigen Ämter müssen in der Hand der Gewerbetreibenden bleiben, nur so kann vernünftig gewirtschaftet werden. Auch die Finanziers müssen

selbständig bleiben. Sie können bei den Templern Kredite aufnehmen, aber dazu muss ein Beschluss des Rats vorliegen, und die Finanzleute müssen selbst entscheiden können, ob sie sich auf solche Geschäfte einlassen wollen oder nicht, denn die Templer nehmen hohe Zinsen.«

»Aber ihre Zinsen sind niedriger als die unserer lombardischen Geldverleiher und Bankiers und die der Juden«, warf ein Zunftvertreter ein.

»Sie verdienen jedenfalls genug. Ebendeshalb, weil sie an uns gut verdienen, müssen sie auch Dienste übernehmen!«, sagte Fürst Orlando, und alle anderen verstummten. »Aber zurück zu den anderen Anliegen. Wir haben viel zu regeln. Und die Zeit drängt.«

»Ich dränge dich von der Brüstung«, knurrte die dicke Bäckerin, »wenn du nicht augenblicklich deine höchsteigene Brüstung aus meinem Blickfeld nimmst. Ich will die Signori sehen, nicht deine beleidigende Fülle!«

Die Stellmacherin beugte sich ungeniert vor. Dann applaudierte sie dem Rat, der ihre Stadt so zufriedenstellend lenkte, dass nichts die Ruhe des Geschäftemachens störte.

Die Gesichter von Pietro di Angero und Nella della Rocca waren bereits rot angelaufen. Die beiden jungen Männer schwitzten und hieben kräftig aufeinander ein.

In ihrer dicken Winterkleidung wirkten die Kämpfer kaum bewegungsfähig, aber der Eindruck täuschte. Sie waren im Umgang mit Waffen geübt und hielten sich in Form.

Schon nach den ersten Streichen waren Anwohner aus den umliegenden Häusern herbeigeströmt. Kämpfe dieser Art waren für sie nichts Ungewöhnliches mehr, doch sie boten ein unterhaltsames Spektakel, das sich jeder gerne ansah. Fast täglich verstrickten sich Mitglieder der beiden führenden

Familien der Stadt in ein Scharmützel, und nur selten endeten diese unblutig.

Pietro fintierte, er war der elegantere Fechter. Nella hieb kraftvoll zu. Beiden Gesichtern sah man allmählich die Anstrengung an. Dem blonden Pietro klebten die langen Haare im Gesicht, dem dunklen Nella saß die Kappe bereits schief auf dem Kopf mit dem kurz geschorenen Haar. Die jungen Männer nutzten die gesamte Breite des Platzes für ihr Gefecht, bald trieb Nella seinen Gegner vor sich her bis zum Rand, bald stürmte Pietro vor, und dann stand Nella mit dem Rücken an der Kirchenmauer. Keiner von beiden errang einen entscheidenden Vorteil, keiner konnte einen Treffer setzen. Sie kämpften stumm und verbissen.

Erst als Nellas Waffe den Ärmel Pietros aufschlitzte und dessen Oberarm berührte, änderte sich das. Dem leicht Verletzten entfuhr ein Schrei. Er hob die Hand, und die Kämpfer hielten inne. Dann stellte sich Pietro erneut in Positur, und der Kampf ging weiter.

Mittlerweile hatten sich zu der Gruppe der Umstehenden auch einige Männer gesellt, die Knüppel in den Händen hielten. Jemand schrie: »Nieder mit den di Angeros! Nieder mit den della Roccas! Ihr elenden Nichtsnutze!«

Im gleichen Moment drängte sich ein Stadtbüttel durch die Menge. Trotz der großen Pieke, die der lange, dünne Mann bei sich trug, wichen die Umstehenden nur langsam zur Seite. Der Büttel war sichtlich aufgebracht. Lautstark tat er seine Meinung kund, dass man alle Streithähne totschiessen, vierteilen und verbrennen solle. Schließlich hatte er sich zu den Kämpfern durchgerungen, stellte sich zwischen sie und hielt sie mit seiner Pieke voneinander fern. Pietro und Nella atmeten schwer. Sie ließen ihre Schwerter zu Boden sinken.

»Geht jetzt nach Hause, Bürschen. Der Fürst ist im Anmarsch. Wenn er sieht, dass ihr die Gebote schon wieder übertreten habt, landet ihr im Kerker!«

»Macht Eure Drohung doch endlich wahr«, schrie jemand aus der Menge. »Werft die beiden in den Kerker! Und zwar schleunigst. Am besten die ganze Sippe, damit in Lodi endlich Ruhe einkehrt!«

Der Büttel schnitt dem Schreier das Wort ab. »Ihr seid alle Unruhestifter! Was steht ihr hier herum und glotzt? Habt ihr nichts Besseres zu tun? Denkt immer daran, dass für euch alle Platz genug im Kerker ist. Und nun trollt euch nach Hause!«

Pietro kam als Erster wieder zu Atem. Er blickte Nella aus feuchten Augen an. Sein Gesicht war ungewöhnlich hell. Seine Augen, die Augenbrauen und der Mund wirkten seltsam farblos.

»Eines Tages werde ich dich von der Stadtmauer werfen, Nella! Und deinen Bruder Francesco, diesen Schwächling, zerdrücke ich wie eine Mücke!«

»Und ich«, keuchte Nella, »werde mich über deine Schwester hermachen! Die schöne Anna soll bluten!«

»Du elender Teufel! Zieh deinen Degen! Wir kämpfen weiter!«

»Halt!«, rief der Büttel und drohte den beiden Streithähnen abermals mit der Pieke. »Keine Bewegung, sonst nehme ich euch augenblicklich fest. – Da hinten kommt schon der Fürst, er wird von euren beiden Vätern begleitet! Hütet euch daher, auch nur noch einen Mucks von euch zu geben!«

»Unsere Väter! Gemeinsam?« Pietro reckte den Kopf.

Auch Nella blickte verblüfft. »Was führt sie zusammen?«

»Der Fürst zwingt sie, damit endlich Ruhe einkehrt«, entgegnete der Büttel. »Es muss sein. Es geht nicht an, dass sich die jungen Männer hier immer nur bekriegen und niemand mehr etwas Sinnvolles tut, das zum Wohl aller beiträgt.«

»Was verstehst du schon davon, Büttel!«, fauchte Pietro.

»Und du, du aufmüpfiger Adelsbalg? Hast du jemals eine Schaufel in der Hand gehalten?«

»Warum sollte ich?«

»Um unser Geld ins Haus deiner Eltern zu schaufeln, denn das ist es doch, was die di Angeros und die della Roccas täglich tun!«, schrie jemand aus der Menge.

»Ihr seid alle Parasiten!«, fügte eine Frau aufgebracht hinzu.

Mittlerweile war ein Pulk von Reitern auf edlen Pferden herangekommen. Die Menge teilte sich ehrerbietig vor den hohen Herren, die nun auf den Platz kamen. Paolo della Rocca und Umberto di Angero ritten zu beiden Seiten des Fürsten, der in ein prächtiges rotes Gewand mit edlem Hermelinbesatz gekleidet war. Es war allerdings nicht Orlando, der die Oberhäupter der zerstrittenen Familien nach dem Ende der Ratsversammlung zusammengebracht hatte, sondern dessen Vertreter Benvolio. Dieser deutete nun auch auf die beiden Kämpfer und fragte: »Wer hat den Streit begonnen?«

»Sie sind beide schuld«, sagte der Büttel. »Und keiner gibt Ruhe, bevor nicht einer von ihnen am Boden liegt!«

Pietro wies auf Nella. »Der war's!«

Nella zeigte auf Pietro. »Nein, der hat angefangen!«

Fürst Benvolio blickte seine Begleiter an. »Und, was sagt ihr nun zu euren missratenen Söhnen, meine Herren?«

Die beiden Männer winkten ihre Sprösslinge zu sich. Pietro und Nella gingen widerspruchslos zu ihnen hinüber.

»Wenn ihr unsere Straßen weiterhin mit eurem Kampfgetöse stört«, sagte der Fürst, »werdet ihr dafür in Zukunft mit eurer Freiheit zahlen! Ihr wisst genau, dass es verboten ist, Fehden in der Öffentlichkeit auszutragen. Und ihr, meine Herren« – Benvolio wandte sich nun den Familienoberhäuptern zu – »ermahnt eure Söhne deutlich. Die Stadtregierung von Lodi wird ihr ungebührliches Verhalten nicht länger dulden.«

»Das sagt Ihr«, entgegnete Umberto di Angero und legte seinem Sohn die Hand auf den Kopf. »Fürst Orlando hat uns nie so gedroht.«

»Da sind wir uns ja tatsächlich einmal einig«, stimmte Paolo della Rocca seinem Kontrahenten zu. »Fürst Orlando weiß, wie wertvoll wir für Lodis Zukunft sind. Nur durch uns und unsere Geschäftskontakte floriert die Stadt.«

»Glaubt, was ihr wollt!«, entgegnete Fürst Benvolio ruhig. »Ich habe euch allerdings zum letzten Mal gewarnt. Haltet eure Söhne dazu an, friedlich miteinander auszukommen. Bei der nächsten Auseinandersetzung kommen sie nicht ungeschoren davon.«

Umbertos Hand lag noch immer auf dem Kopf seines Sohnes Pietro. »So lasst es uns versuchen. Das Leben unserer Söhne ist zu kostbar.«

Paolo della Rocca sagte zu seinem Sohn: »Gut, dass Francesco nicht mit von der Partie war! Es fehlte noch, dass er verletzt wird! Wo ist er?«

»Ich kämpfe auch für ihn!«, sagte Nella heftig. »Damit er in Ruhe gelassen wird. Heute Morgen musste ich mit ansehen, wie er hinter dem Platanenhain im Westen hockte und weinte. Glücklicherweise hat er mich nicht bemerkt.«

Paolo seufzte. »Ach je, so hat er also schon wieder geweint.«

»Warum tut er das?«, fragte Fürst Benvolio verwundert.

»Wir wissen es nicht«, erwiderte Paolo. »Und er will es uns nicht sagen. Früh am Morgen, wenn es noch dunkel ist, geht er hinaus auf die Felder. Sobald die Sonne aufzieht, kommt er zurück, geht in sein Zimmer und zieht die Vorhänge vor. Vom Tageslicht will er nichts wissen. Mir scheint, er lebt am liebsten in der Nacht.«

»Das ist höchst sonderbar!«, sagte der Fürst. »Francesco muss doch einen Grund für dieses seltsame Betragen haben. Ein so hoffnungsvoller, hübscher Junge sollte das Leben

lieben. Holt den Rat kluger Männer ein, um sein Verhalten zu ändern! Vielleicht können die Euch ja auch helfen, den Sinn Eures älteren Sohns zu ändern. Das gilt auch für Euch, di Angero. Eure Söhne haben heute zum letzten Mal in der Stadt miteinander gekämpft, ist das klar?«

Die beiden Väter nickten, machten kehrt und ritten langsam durch die Menge davon. Ihre Söhne folgten ihnen niedergeschlagen. Dass sich die Mitglieder der beiden Familien dabei kein einziges Mal ansahen, verhiess nichts Gutes.

Fürst Benvolio blieb auf dem Platz zurück. Sein Pferd tänzelte aufgeregt im Kreis herum, sodass er es kräftig zügeln musste. Plötzlich blickte der Fürst über die Menge hinweg und fixierte einen bestimmten Punkt am anderen Ende des Platzes. Die Leute drehten sich neugierig um und erblickten einen jungen Mann. Er trug einen schwarzen Rock, schwarze Beinkleider und schwarze Stiefel. Die grüne Mütze auf seinem schwarzen, welligen Haar war der einzige Farbfleck an ihm.

Der Fürst wartete, bis der ganz in Gedanken versunkene Junge herangekommen war. Dann sprach er ihn an.

»Francesco! Welch ein Zufall, dass ich dich gerade hier treffe. Wir sprachen gerade von dir! Du blickst so traurig in die Welt hinein, mein Junge!«

Francesco hob erschrocken den Kopf. »Was wollt Ihr von mir, mein Fürst?«

»Nichts, nichts! Wir schlichteten gerade einen Streit zwischen deinem Bruder Nella und Pietro di Angero.«

»Haben sie schon wieder miteinander gekämpft? Wurde jemand verletzt?«

»Nicht wirklich. Glücklicherweise kam es heute zu nichts Schlimmerem als zu einem aufgeschlitzten Rockärmel.«

»Dann bin ich beruhigt. Darf ich nun weitergehen? Ich will hinaus aus der Stadt.«

»Warum bist du so trübsinnig, Francesco? Ich hörte, dass du nicht einmal mehr studierst, deine Talente liegen brach.«

»Ach, was soll ich mit Büchern anfangen, wenn Amor mich so quält! Er ist tyrannisch grausam und würgt mich jeden Tag. Ich empfinde keine Wärme mehr in diesen kalten Tagen, stets fröstelt mich, und der Schlaf will nicht kommen. Doch mein Leid liegt zu schwer auf meiner Brust, als dass ich darüber reden mag. Darum lasst mich bitte gehen.«

»Halte dich von den Kämpfen fern, Francesco! Ich bitte dich! Lass den Hass, der die di Angeros und die della Roccas so unversöhnlich einander gegenüberstellt, nicht auch noch dein Herz übermannen. Auf dir ruhen die Hoffnungen dieser Stadt, wir erwarten Großes von dir!«

»Lasst mich! Und erwartet nichts von mir, ich würde Euch nur enttäuschen.«

»Was machen deine Erfindungen? Du wolltest uns eine Uhr schenken, die man nur einmal am Tag aufziehen muss und die stets die genaue Zeit anzeigt! Du wolltest Zeichnungen anfertigen für Kirchen, deren hohe Bögen nicht mehr gestützt werden müssen. Und du wolltest Lieder dichten, die in unseren jungen Frauen die Sehnsucht stillen.«

Francesco winkte nur müde ab. Dann ging er schweren Schrittes davon.

»Liebestränen«, murmelte der Fürst. »Ein kleines Meer voller Liebestränen! Was ist nur mit der Jugend von Lodi geschehen? Die einen blasen Trübsal und sehen aus wie Gespenster, die anderen schlagen sich die Schädel ein! Ihre eigentlichen Aufgaben erfüllen sie nicht.«

Die Menge zerstreute sich langsam. Fürst Benvolio blieb ruhig auf seinem Pferd sitzen, bis alle gegangen waren. Seine sorgenvolle Miene drückte gleichzeitig Ratlosigkeit aus. In Lodi bahnte sich ein Unheil an, das ahnte er schon seit

längerem. Was sollte er tun? War es ratsam, sich dem Stadtfürsten anzuvertrauen?

Fürst Orlando schien der Zwist zwischen den di Angeros und den della Roccas nicht zu stören. Im Gegenteil: Er kam seinen Interessen sogar entgegen. Orlando lebte nach der Devise: Teile und herrsche! Und deshalb teilte er, was er auseinander bringen konnte, wo immer es etwas auseinander zu bringen gab.

Anna di Angero schüttelte sich in der Kälte. Ihre dunklen Locken tanzten übermütig, doch innerlich war Anna zutiefst betrübt. Ihr anmutiges Gesicht wirkte an diesem Nachmittag noch bleicher als sonst, ihre braunen, glänzenden Augen schienen weitaus größer, ihre klare Stirn um einiges sorgenvoller. Ihre langen Beine schritten nicht wie üblich mit tänzelnden Schritten dahin, sondern bewegten sich so, als müsse Anna mit jedem Schritt prüfen, ob der Boden, der sie trug, auch halten würde.

Ihr Brautbett könnte zu ihrem Grab werden, dachte Anna bei sich, denn Liebe und Hass zu vereinen, das würde nicht einmal ihr gelingen. Auch wenn man oft von ihr sagte, dass ihr alles gelang. Nein, dachte sie, eine so große Liebe, die aus einem so großen Hass entstand, erst unbemerkt von mir, dann zu spät wahrgenommen, die kann nicht erfüllt werden. Warum muss ich auch einen Mann lieben, den mir meine Eltern zum Feind erklärt haben? Oh, Gott! Warum muss es so sein?

Anna war tief in ihren Gedanken versunken. Die abfallenden Straßen waren heute feucht und glatt vom nassen Schnee. An einer besonders glatten Stelle fand Annas rechter Fuß keinen Halt. Sie verlor das Gleichgewicht und wäre beinahe gestürzt. Etwas aufmerksamer setzte sie ihren Weg in Richtung Basilika fort. Vielleicht würde sie Francesco dort heute wieder sehen.

Als sie um die Ecke bog und die Basilika sah, an der wieder gebaut wurde, atmete sie auf.

Kirchen empfand sie immer als Trost. Sie betete, dass alles gut gehen würde.

Als sie das Kirchenschiff betrat, fiel gleißendes Licht durch das große Radfenster in der Westwand. Außerhalb dieses Lichtkegels lag fast alles im Schatten. Die Seitenschiffe waren in ein finsternes Halbdunkel getaucht, nur in das Mittelschiff, das bereits hoch hinaufstrebte, fiel Licht durch die Obergadenfenster. Anna sah hinauf, als erwarte sie, weiter oben irgendein Zeichen zu erblicken, das ihr Mut machen konnte. Doch nichts dergleichen war zu sehen.

Stattdessen erblickte Anna zwischen den Rundpfeilern der Seitenschiffarkaden eine Gruppe Fremder, die die Köpfe zusammensteckten und vor dem Freskenzyklus standen, der Ereignisse aus dem Leben des heiligen Franziskus darstellte. Bewunderten sie etwa die leuchtenden Farben, für die der Zyklus weithin berühmt war? Anna hatte selbst schon viele Male dort gestanden und die Darstellungen aus dem Leben des heiligen Franziskus betrachtet. Allein der Name dieses Märtyrers zog sie magisch an, wo doch auch ihr Geliebter nach ihm benannt worden war. Francesco war allerdings viel begehrenswerter. Ein wunderbarer und warmherziger Mensch. Sie betete ihn an!

Noch bevor sie diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, schlug sich Anna die Hand vor den Mund. Wie konnte sie nur einen solch lästerlichen Gedanken haben, noch dazu in einer Kirche? Sie blickte sich um.

Francesco war nirgends zu sehen. Er hatte sich hier schon oft mit ihr getroffen, manchmal allerdings auch in der Hallenkrypta unter dem Chor, die von hier aus nicht einzusehen war. Anna entschied sich, auch dort nach ihm zu suchen. Es gab da eine kleine, etwas versteckt gelegene, leere

Kammer, die noch nie jemand betreten hatte, während sie sich dort aufgehalten hatten. Dort konnten sie unbesorgt eine Kerze anzünden und sich in deren warmem Schein ihre Liebe gestehen.

Doch Francesco war heute auch nicht in der Kammer. Anna seufzte enttäuscht auf. Sie verließ die Krypta und ging in den Altarraum zurück. Dort kniete sie nieder und betete. Als sie sich wieder erhob, verließen die Fremden, die zuvor den Freskenzyklus bestaunt hatten, gerade die Basilika. Draußen begann es bereits zu dämmern.

Östlich hinter dem Dom befand sich die Kirche des Franziskanerordens. Vielleicht wartete Francesco ja dort auf sie. Anna ging hinüber. Auch diese Kirche mit der ungewöhnlichen Backsteinfassade liebte sie. Gerne betrachtete sie die beherrschende Bilderfibel an den umlaufenden Wänden, ebenso wie Francesco, der besonders von den leuchtenden Farben und dem Detailreichtum der Szenarien aus dem Leben des heiligen Franziskus begeistert war. Anna hatte oft spöttisch bemerkt, dass ihr Geliebter nicht auf die Idee kommen sollte, selbst ein echter Heiliger zu werden, immerhin wolle sie Kinder mit ihm haben, wenn sie erst verheiratet wären. Francesco war dann immer sofort rot geworden. Er errötete schnell, und Anna liebte ihn für seine Schüchternheit.

Doch Francesco war auch nicht in der Franziskanerkirche. Anna hatte sogar in der Nische im Chorraum nach ihm gesucht. Trotz allem verweilte sie auch in diesem Gotteshaus noch eine Zeit lang und betete leise für sich für die unschuldigen Kinder, deren Fest in diesen Tagen begangen wurde. Anschließend erhob sie sich und ging ein wenig betrübt hinaus.

Wenige Schritte links neben dem Dom führte die Via Incoronata auf den großen unbebauten Platz der Stadt, auf dem zweimal in der Woche Markt war. Dass sich Francesco dort

aufhielt, war unwahrscheinlich, aber wo sollte sie sonst suchen?, dachte Anna. Also ging sie dorthin. Der Platz war menschenleer, doch war es so, als hätten sich hier soeben noch viele Menschen aufgehalten.

Anna ging ziellos weiter, von Stadttor zu Stadttor. War Francesco etwa hinausgeritten, um sich am Ufer der Adda seinen Gedanken zu überlassen? Er liebte die Natur und die Stille unten im Tal der Adda. Doch an diesem Tag war es eigentlich zu kalt, um dorthin zu gehen. Anna überlegte, ob sie zur Villa der della Roccas gehen sollte. Vielleicht war er dort, und sie würde ihn durch die Fenster sehen können.

Doch noch während sie überlegte, entdeckte sie Francesco endlich. Er stand gedankenverloren in den Arkaden des Parks. Anna blieb stehen und betrachtete den jungen Mann eine Weile. Er blickte starr auf den Marmorboden der Arkaden hinab. Woran er wohl denken mochte? Anna wollte schon seinen Namen rufen, um ihn von seiner Grübelelei abzulenken, doch irgendetwas hielt sie davon ab.

Oh, Francesco, dachte sie, verleugne doch deinen Namen und deine Familie, so wie ich die meine verleugnen will. Oder wenn du das nicht willst, dann schwöre mir wenigstens, dass du mich ewig lieben wirst, dann will ich keine di Angero mehr sein. Ich werde meinen Namen ablegen und meine Familie verlassen! Denn nur mein Name macht mich zu deinem Feind, obwohl ich dich so sehr liebe.

Anna ging ein paar Schritte auf Francesco zu, dann blieb sie erneut stehen.

Dein Name ist doch nur etwas Gegenstandsloses, Francesco, dachte sie. Er ist weder dein Gesicht noch deine Hand oder sonst ein Körperteil, das sich nicht abstreifen lässt. Selbst wenn du anders hießest, würdest du doch derselbe bleiben! Was wir Rose oder Flieder nennen, würde doch noch ebenso süß duften, wenn wir ihnen andere Namen gäben. Gib also

deinen Familiennamen auf und nehme mich dafür, Francesco! Das kann doch nicht so schwer sein.

Als hätte der junge Mann die leidenschaftlichen Gedanken seiner Geliebten gehört, drehte er sich plötzlich um und blickte sie an.

»Anna!«, rief er und lief auf sie zu, und sie lief ihm entgegen. Die beiden jungen Menschen fielen sich in die Arme, und ihre Lippen fanden sich zu einem langen Kuss. Ihre Körper wärmten einander an diesem kalten Tag. Wäre es nicht das Schönste, sich nie mehr loslassen zu müssen und sogleich hier an Ort und Stelle Hochzeit halten zu können?

Anna fand als Erste ihre Stimme wieder. »Ich habe überall nach dir gesucht, Francesco. Ich befürchtete schon, dass ich dich gar nicht mehr finden würde. Ich war schon ganz verzweifelt.«

»Nicht doch, Anna, mein Liebes, ich bin doch da. Und wir werden uns nie mehr trennen. Sollen unsere Brüder miteinander fechten, so viel sie wollen, so wie sie es gerade eben schon wieder getan haben, sollen sich unsere Familien streiten und bekriegen, was geht es mich an?«

»Wenn man uns zusammen sieht, wird es Ärger geben. Mein Bruder würde dich töten, wenn er dich jetzt hier sähe.«

»Und wenn meiner uns hier so antreffen würde, schläge er dich windelweich. Lass uns daher besser in die Krypta gehen, Liebste.«

»Nein, von dort komme ich gerade. Und ich bin es müde, mich zu verstecken. Sollen uns doch alle sehen!«

»Du hast Recht. Denn wenn du mich so anschaust, weiß auch ich, dass ich durch deine Liebe gegen den Hass deiner Familie gefeit bin!«

»Oh, Francesco, wenn du mich liebst, dann sage es mir deutlich und rundheraus. Denn ich liebe dich! Und wenn du glaubst, dass ich dir allzu rasch verfallen bin, so will ich mich

sträuben und zieren, damit du mich umwirbst. In Wahrheit bin ich wahnsinnig verliebt in dich, aber du sollst nicht denken, dass ich allzu leicht zu haben bin.«

»Aber so etwas denke ich doch gar nicht! Ich halte dein Nachgeben gewiss nicht für Leichtsinn. Und auch ich will mich dir ganz und gar hingeben. Wir wollen uns lieben, wie noch kein Paar vor uns sich geliebt hat. Und wir wollen nicht fragen, ob sich das ziemt.«

Ermutigt durch ihre Worte, spazierten die Liebenden durch die Straßen der Stadt. Doch als sie auf den verschneiten Wegen Arm in Arm dicht nebeneinander hergingen, wurde ihnen bald wieder die ganze Aussichtslosigkeit ihrer Liebe bewusst. Sie kannten keinen Ort, an dem sie sich eine gemeinsame Zukunft vorstellen konnten. Hass, so erwartete man von ihnen, sollte das einzige Gefühl zwischen ihnen sein. Nur in ihren Gedanken und Worten war Platz für ihre Liebe.

Also redeten sie.

»Ach, du mein wunderschöner Geliebter...«

»Einzige Liebe meines Herzens...«

»Meine Liebe ist endlos wie die See. Und tief! Je mehr ich dir davon gestehe, desto mehr habe ich davon. Denn du gibst mir alle Liebe, die ich dir schenke, tausendfach zurück.«

Da sagte Francesco plötzlich: »Liebste Anna, ich kann nicht mehr länger warten. Komme, was wolle, wir gehören zueinander. Und ich möchte dich heiraten. Überlege dir bis morgen, ob auch du dich für mich entscheiden und diesen waghalsigen Schritt mit mir gehen willst, und schicke mir dann einen Boten mit deiner Antwort.«

»Erst morgen soll ich dir antworten? Ich lege dir doch schon jetzt alles zu Füßen, was ich habe! Du bist mein Herr, dir folge ich, wohin du gehst! Warum also sollte ich bis morgen warten?«

»Weil es eine Entscheidung ist, die dein ganzes Leben beeinflussen wird. Ich bitte dich, denke in dieser Nacht noch einmal genau darüber nach! Denn wenn du dich einmal für mich entscheidest, gibt es kein Zurück mehr! Also überlege dir gut, was du tun willst!«

»Also gut, dann werde ich morgen einen Boten zu dir schicken. Und jetzt werden wir uns erst einmal wieder trennen und allein nach Hause gehen. Bei meinem Seelenheil, wenn nur dieser Nachmittag schon zum Abend und dann zur Nacht geworden wäre. Bis morgen früh dauert es noch eine Ewigkeit. Aber wenn dann die Sonne über Lodi aufgeht, werde ich beginnen, mich für dich zu schmücken, mein Francesco, mein geliebter Mann!«

»Küsse mich, Anna!«, bat Francesco.

Und die beiden Geliebten küssten und umarmten einander lange. Diese Nähe machte sie selig, denn in diesem Moment gab es keine Worte für ihre Pein. Irgendwann allerdings mussten sie sich trennen, und jeder lief in seine Richtung davon. Hoffentlich zum letzten Mal.

Tullo Battistini hatte sie genau gesehen. Er hatte nur kurz von seiner Arbeit aufgeblickt, denn in diesen Tagen gab es viel für ihn zu tun. Er musste die Vorgaben erfüllen, sonst würde er gar keine Aufträge mehr erhalten. Daher schuftete er bis zur Erschöpfung. Das gefiel ihm natürlich überhaupt nicht, aber es war immer noch besser, als gar keine Arbeit zu haben. Dennoch konnte er nicht vermeiden, im Laufe der Arbeit immer wieder einmal erschöpft innezuhalten. Dann blickte er gewöhnlich durch das kleine Fenster hinaus, das zum Park hin zeigte. Und dabei sah er sie.

Tullo war sich zunächst nicht ganz sicher, daher wischte er sich die blutigen Hände an seiner Schürze ab, trat näher an das

Fenster heran und schaute genauer hin. Er vermied es, seine blutigen Hände zur Nase zu führen, obwohl er den Geruch liebte, diesen Geruch nach Wärme und gestocktem Blut, das immer dunkler und dicker wurde. Doch jetzt musste er sich auf etwas anderes konzentrieren.

Die beiden waren in der Dämmerung nicht sogleich zu erkennen gewesen, doch das änderte sich, als sie näher kamen. Natürlich, dachte Tullo, diese verfluchte Brut! Diese schamlosen Müßiggänger, die überall herumflanieren und sich dabei auch noch küssen müssen! Tag und Nacht genossen sie ihre Freiheit, während er Blutsuppe anrühren und Fleischstücke zerhacken musste, um all seine Termine einhalten zu können. Tagtäglich musste er sich mit dem grässlichen Viehzeug herumärgern, während die da draußen ein leichtes Leben führten ohne jede Verantwortung für sich selbst. Die wussten ja nicht, woher alle die Dinge kamen, mit denen sie sich umgaben.

Tullo Battistini legte sein Hackebeil zur Seite und griff nach einem Tuch. Er musste sich die Augen wischen, und er wollte vermeiden, dass seine blutigen Hände sein Gesicht verschmierten. Das war ihm schon öfter passiert, ohne dass er es gemerkt hatte, und in der Stadt waren dann alle entsetzt vor ihm zurückgewichen. So war er zu seinem Spitznamen gekommen: Tullo, der Blutige.

Er spuckte aus. Spuckte auf die Fleischteile. Wenn sie es fraßen, sollten sie seinen Hass schmecken.

Tullo griff wieder nach seinem Beil und nach seinen scharfen Messern. Er musste tun, was er tat, um zu überleben. Die da draußen konnten sich das leichte Leben leisten, sie konnten lernen, studieren und die Welt entdecken. Sie gingen nach Siena, nach Vercelli und Modena. Sie beschäftigten sich mit Fragen des Rechts und der Medizin, ja sogar mit so nutzlosen Dingen wie Sprache und Dichtung. Sie waren verrückt!

Und er? Ihm blieb der Rest. Das Hacken, Schneiden, Schleppen und Verstecken, das blutige Geschäft, das sie selbst verachteten. Dennoch kamen sie zu ihm und bestellten bei ihm, denn er kannte sich mit Fleisch am besten aus. Und auch von anderen Dingen verstand er etwas.

Recht und Medizin, das war nicht seine Welt, und erst recht nicht das Lesen arabischer Kommentare zu den Ideen eines alten Griechen oder Übersetzungen aus alten Schriften oder, wie neulich einer gesagt hatte, der geschliffene Stil seiner Rede. Wozu sollte das alles gut sein? Wenn er krank war, soff er, bis es ihm wieder besser ging. Wenn ihm unrecht getan wurde, fluchte er und zerhackte Tiere. Und was irgendwelche Ideen über das menschliche Leben betraf: Er wusste, wie er hieß und was er war und dass um ihn herum lauter Schmarotzer lebten, die nichts Besseres zu tun hatten, als am helllichten Tag in Parks herumzuflanieren. Mehr interessierte ihn nicht. Mehr brauchte und wollte er auch gar nicht verstehen.

Tullo sog begierig den süßsauerlichen Geruch um ihn herum ein. Es roch wie im Inneren, wie in den Gedärmen eines Viechs. Manchmal wollte Tullo regelrecht eintauchen in dieses warme, duftende Innere, oder er wollte sich einen Schweinskopf auf den Hals setzen, um mit den Augen eines Schweins zu sehen.

Derart in Rage versetzt, blickte Tullo erneut zum Fenster hinaus. Es war kaum zu glauben. Da standen die beiden immer noch und knutschten schamlos herum. Bespringt euch doch gleich noch an Ort und Stelle, dachte Tullo. Fallt übereinander her und taumelt euch die Seele aus dem Leib!

Tullo war zu erregt, um weiterzuarbeiten. Es war zu gefährlich. Er hätte sich glatt die eigene Hand abgehackt, anstatt die Gliedmaßen der Tiere zu zerteilen.

Wenn ich in ihren Palästen regieren würde, dachte er, würde ich alle zerhacken, die sich so schamlos verhalten wie die beiden da draußen. Alle, die sich wie die Tiere bespringen, und alle, die das Gesetz missachten. Ich würde sie einsperren und unaufhörlich schuften lassen, ich würde sie schlagen, peitschen und dann zerhacken. Vor allem die Kleine da draußen würde ich mir vornehmen, dachte Tullo. Die kleine Süße, die sich diesem nichtsnutzigen Francesco an den Hals schmeißt.

Tullo wurde immer erregter. Ich könnte mir diesen Burschen vornehmen, dachte er. Wer wird hinterher schon wissen, wessen Beinscheibe er in seiner Suppe auskocht? Es wäre nicht das erste Mal, dass ich Fleisch von hier und da vermische. Aber dann ließ Tullo von dieser Vorstellung ab. An dem mageren Francesco war nichts dran, was er verwerten konnte. Und auch die Kleine hatte kein Fett auf den Hüften. Aber sie war süß, sehr süß sogar.

Wie ihre Süße wohl schmeckte? Wie schmeckte seidige, helle Haut, zarter Flaum auf den nackten Gliedern, wie schmeckten weiche, volle Brüste und zarte Schenkel, zwischen denen sich die Sünde verbarg? Tullo stöhnte laut auf. Dann blickte er sich erschreckt um. Glücklicherweise war niemand in seiner Nähe. Er war allein mit dem Viehzeug. Dann hatte ihn auch niemand gehört.

Ich denke, ich werde zu Umberto gehen, dachte Tullo. Ich muss ihm ohnehin seine Bestellung liefern. Ich packe die Sachen ein und überbringe sie ihm höchstpersönlich. Und dann stecke ich ihm auch, was sich hier im Park gerade abgespielt hat. Allerdings – nicht, dass er danach so wütend ist, dass er mich gar nicht mehr bezahlen will...

Ach was, dachte Tullo und wischte sich unachtsamerweise doch mit dem Handrücken über die Augen. Umberto muss wissen, dass sich seine Tochter vor aller Augen der Sünde hingibt, und dann auch noch mit dem ärgsten Feind der

Familie. Ich werde es ihm erzählen. Sollen sie sich in ihrer Wut doch gegenseitig die Köpfe einschlagen. Dann lernen sie vielleicht endlich einmal, was es heißt, Schlachter zu sein.

Der weiße Marmor, aus dem die Villa der di Angeros erbaut war, leuchtete im Sonnenlicht. Das imposante, zwischen hoch aufragenden Zypressen gelegene Anwesen auf dem Hügel am Rand der Stadt wirkte wie ein weißgoldener Edelstein. Es war ein Sinnbild für den Reichtum der Familie, deren Schmieden die besten in der Lombardei waren.

Ein Karren fuhr vor. Der Kalfaktor trat an das Hoftor und öffnete es. Der Ochsenkarren fuhr ein und hielt vor dem Falltor zum Keller.

Der kleine, gedrungene Mann auf dem Kutschbock sprang wieselflink von diesem herunter. Ohne ein Wort zu sagen, packte er die großen, mit Stoff umwickelten Schweinehälften von seiner Ladefläche und schleppte sie in den Keller. Er keuchte nicht, er schwitzte nicht, er verrichtete nur stumm seine Arbeit. Den Kalfaktor beschlich das Gefühl, dass dieser Tullo die ganze Welt hasste und sich selbst vielleicht am meisten. Denn sein ganzes Tun wirkte wie ein großer Vorwurf, eine Anklage an alles und jeden.

Wäre es an ihm gewesen, hätte der Kalfaktor niemals Fleisch bei diesem sonderbaren Kerl bestellt, der immer nur bis zum Jahresende Arbeit hatte und dann bis zum Frühjahr nicht mehr gesehen wurde. Aber sein Herr fand, Tullo liefere das beste Fleisch in der gesamten Umgebung, also wurde bei ihm bestellt. Der Herr war ein Feinschmecker, er musste wissen, was er tat.

Als der Karren entladen war, musste der Kalfaktor den Schlachter bezahlen. Er tat das nur ungern, denn dazu musste er diesem dreckigen Mann unangenehm nahe kommen. Tullo

stank eklig wie ein Schwein, und er sah auch fast so aus. Der Kalfaktor wusste, dass dies bis zum Frühjahr seine letzte Einnahme war, denn erst dann wurde bei ihm wieder bestellt.

Wortlos steckte Tullo das Geld ein, das der Kalfaktor ihm gab. Er verzog keine Miene. Dann sagte er: »Ich muss zum Herrn. Ich habe ihm etwas zu sagen.«

Der Kalfaktor glaubte, sich verhöhrt zu haben. »Du willst zu Umberto di Angero? Das ist unmöglich. Mein Herr empfängt kein Dienstpersonal. Schon gar nicht, wenn es derart vor Schmutz starrt wie du.«

»Ich habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Wie gesagt, es ist unmöglich! Sage mir, worum es geht, und ich werde deine Nachricht weiterleiten.«

Doch Tullo interessierte sich nicht für den Dienst, den der Kalfaktor ihm erweisen wollte. Er schob den Mann mit einer kräftigen Armbewegung zur Seite und marschierte an ihm vorbei ins Haus hinein. Der Kalfaktor schrie hinter ihm her, doch Tullo beachtete ihn nicht. Festen Schrittes stieg er die Treppe hinauf, die zu den Gemächern des Hausherrn führte.

Von den Rufen seines Dienstboten alarmiert, erschien dieser einen Augenblick später bereits an der Brüstung.

»Was ist denn los? Wer schreit hier herum?«, fragte Umberto di Angero hörbar ungehalten.

Tullo hielt im unteren Treppendrittel inne. »Ich bin es, Signore«, sagte er. »Tullo, der Schlachter. Ich habe Fleisch gebracht. Aber ich bringe noch mehr. Eine interessante Information. Eure Tochter Anna trifft sich heimlich mit Francesco della Rocca! Die beiden küssen sich sogar in aller Öffentlichkeit! Es fehlte nicht viel, und sie hätten sich vor meinen Augen sogar besprungen.«

»Was redest du da, Mann? Solche unzüchtigen Reden will ich in meinem Haus nicht hören!«

»Aber es ist wahr!«

»Ach ja? Lass mich erst mal zu dir herunterkommen. Und nun sprich gefälligst leiser. Es muss ja nicht gleich jeder hören, was du zu sagen hast. Du meinst also, es sei wahr, was du sagst?«

»Ja, Herr. Ich sah es mit eigenen Augen. Anna hat sich diesem Francesco an den Hals geworfen. Eure Todfeinde schicken sich an, Eure Familie zu spalten.«

»Mein Gott, wenn du Recht hättest!... Und du hast das alles wirklich mit eigenen Augen gesehen?«

»Natürlich! Ich hackte gerade Fleisch. Und da sah ich sie. Sie tändelten an meinem Fenster vorbei. Völlig ungeniert.«

»Wohin gingen sie?«

»Sie trennten sich, und jeder ging seiner Wege. Ist Eure Tochter nicht hier?«

»Nein, sie wollte ausreiten. Aber sie muss jeden Moment heimkehren, dann werde ich sie zur Rede stellen. Du solltest jetzt allerdings besser gehen. Ich hoffe wirklich, du hast mir kein Märchen aufgetischt, ansonsten wird es dir schlecht ergehen. Hast du mir hingegen die Wahrheit gesagt, werde ich mich natürlich erkenntlich zeigen. Aber jetzt geh!«

Tullo musste unwillkürlich grinsen, aber vielleicht glaubte er auch nur zu grinsen, obschon er tatsächlich äußerlich ungerührt blieb, denn er hatte seine Miene ebenso wenig unter Kontrolle wie seine Gefühle. Völlig unbeeindruckt ging er zu seinem leeren Karren zurück, hievte sich auf den Kutschbock und trieb seinen Ochsen an. Er fühlte sich nicht zufriedener als zuvor. Es erleichterte ihn nicht, die Wahrheit gesagt zu haben. Er empfand auch keinen Triumph, weil er dafür gesorgt hatte, dass Unruhe in die gesitteten Verhältnisse einer hochherrschaftlichen Familie kam. Ihm war das alles einerlei. Freude, Stolz oder Befriedigung hatte er noch nie empfunden, und das brauchte er auch nicht. Er tat nur, was nötig war.

Anna di Angero wollte schweben. Wer liebt, dachte sie, kann sogar über Spinnweben wandeln, ohne hinunterzufallen. Sie war glücklich und fühlte sich unermesslich befreit. Sie hatte das Gefühl, ihre Liebe zu Francesco sei in den letzten Stunden sogar noch größer geworden als zuvor, obschon das eigentlich gar nicht möglich war.

Sie holte ihr Pferd aus einem öffentlichen Stall am Rande von Lodi und führte es am Zügel hinter sich her. Ihr Vater sollte glauben, dass sie ausgeritten war. Es betrückte Anna zwar, dass sie ihn belügen musste, um sich mit Francesco treffen zu können, aber ihr überschäumendes Glücksgefühl war stärker als ihre Scham. Sie jauchzte innerlich. Ja, sie wollte Francesco zum Mann nehmen, ihn und keinen anderen! Wie langsam würde die Zeit bis morgen vergehen, dem Tag, an dem sie ihm endlich ihr Jawort geben konnte!

Als Anna die elterliche Villa erreichte, stand ihr Vater bereits in der Tür und wartete auf sei. Anna spürte sofort, dass etwas nicht in Ordnung war, ihr Vater blickte sie sonst nie so streng an wie jetzt. Er liebte sie noch mehr als ihren Bruder Pietro, der nach seinem Kampf gegen Francescos Bruder mittlerweile unter Hausarrest gestellt worden war.

Umberto winkte Anna ins Haus.

»Warum hast du mir nichts gesagt? Warum muss ich auf so entwürdigende Art und Weise davon erfahren?« Der Vater blickte sorgenvoll, er bemühte sich aber, seine Stimme zu senken.

»Was meinst du, Vater?«

»Stelle dich nicht unschuldig, Anna! Wahrscheinlich weiß es bereits die ganze Stadt, und nur ich bin immer noch unwissend.«

»Aber wovon sprichst du bloß?«

»Ich habe erfahren, dass du dich heimlich mit Francesco della Rocca triffst! Ihr tauscht in aller Öffentlichkeit Zärtlichkeiten aus!«

Anna blickte ihren Vater nur stumm an, als er dieses sagte. Umberto deutete dieses Schweigen als Eingeständnis.

»Ja, bist du von Sinnen?«, fragte er seine Tochter.

»Ja, Vater, das bin ich wohl. Und mehr noch – ich liebe Francesco! Wir werden heiraten!«

»Ihr werdet was!?« Umberto griff sich an die Brust. Er schien einem Schlagfluss nahe. Anna trat ängstlich auf ihn zu und stützte ihn.

»Ist dir nicht gut, Vater? Komm, setz dich, ich helfe dir.«

»Es geht mir ausgezeichnet. Aber die Sache mit Francesco muss aufhören, und zwar auf der Stelle! Das verlangt unsere Familienehre!«

»Ach, Vater! Die Familie und ihr unergründlicher Hass. Was geht mich das alles an? Ich liebe Francesco, kannst du das denn nicht verstehen?«

»Wie lange geht das schon mit euch beiden, Anna?«

»Noch nicht lange. Aber wir wissen, dass wir füreinander bestimmt sind. Wir werden heiraten, das haben wir uns versprochen.«

Umberto wurde kreidebleich. Schwer atmend erhob er sich von dem Stuhl, auf den Anna ihn soeben gesetzt hatte. »Das kann doch alles nicht wahr sein!«, entfuhr es ihm. »Du gehst sofort auf dein Zimmer, Anna. Auch du hast heute Hausarrest, ebenso wie dein Bruder Pietro! Und ich verbiete dir, dich jemals wieder mit diesem della-Rocca-Bengel zu treffen! Hast du mich verstanden?«

»Dann sterbe ich, Vater!«

»Dummes Geschwätz! Nachdem du auf dein Zimmer gegangen bist, wirst du sofort einen Brief aufsetzen, in dem du diesen Lümmel in aller Entschiedenheit zurückweist. Schreib,

dass du ihn nicht ausstehen kannst und dass du dir seine Nachstellungen verbittest. Je ärger du es ausdrückst, desto schneller kommt er darüber hinweg.«

In Anna bekehrte alles auf, jeder Nerv in ihr schien bis zum Äußersten gespannt. Aber sie war nun einmal die Tochter von Umberto di Angero, und das hieß, sie hatte zu gehorchen. Daher äußerte sie keinen Widerspruch mehr gegen ihren Vater, sondern nickte nur stumm und zog sich bedrückt auf ihr Zimmer zurück.

Umberto blickte seiner Tochter mit gemischten Gefühlen hinterher. Es schmerzte ihn, dass er so mit seiner geliebten Tochter hatte sprechen müssen. Aber er hatte keine andere Wahl gehabt. Es würde nicht nur für seine Familie verheerend enden, wenn er diese unselige Verbindung nicht mit aller Macht unterband. Das war gewiss.

Als Anna ihre Zimmertür hinter sich geschlossen hatte, griff sich Umberto erneut ans Herz. Es schlug so heftig, dass er glaubte, es würde zerspringen. Welch ein Unglück, dachte der alte Patriarch, welch ein entsetzliches Unglück!

Francesco konnte nur langsamen Schrittes nach Hause gehen. Würden Anna und er ihre Liebe behaupten können? Würden ihre beiden Familien die Verbindung gestatten? Natürlich nicht! Francesco raufte sich die Haare. Für seinen Vater kam eine solche Verbindung niemals in Frage. Eher würde die Welt untergehen. Was also sollte er tun?

Francescos Blick schweifte über den vor ihm liegenden, von Arkadenhäusern umstandenen Platz hinauf zu den Hängen, die jetzt teilweise von Schnee bedeckt waren. Auch die Zinnen der Festung lagen unter Schnee. Es war nicht kalt, aber Francesco froh trotzdem.

Plötzlich hörte er Stimmen.

»Es sind zu viele Zeugen hier! Zu viele Gaffer!«

»Ha, ich weiche deshalb keinen Schritt zurück! Lass sie gaffen!«

Francesco wandte sich der Ecke des Platzes zu, aus der die Stimmen kamen. Dort erblickte er zwei junge Kerle, es waren Dienstburschen. Einen von ihnen kannte er, er arbeitete für seinen Vater. Der andere deutete bei seinem Anblick mit dem Finger auf ihn.

»Sieh nur, wenn der da nicht zum richtigen Zeitpunkt kommt!«

»Was willst du?«, fragte Francesco ruhig. »Ich kenne dich nicht.«

»Er ist ein Lakai der di Angeros«, erklärte der Bedienstete der della Roccas.

»Was will er von mir?«

»Du bist ein elender Schurke!«, schrie der Lakai. »Zieh deinen Degen!«

»Ich kämpfe nicht. Und schon gar nicht mit einem Diener!«

»Du elender Hund! Warte nur, ich...«

Doch bevor der Lakai irgendetwas tun konnte, sprang der Diener der della Roccas ihm in die Quere. »Beruhige dich doch, du Unseliger!«

»Lass ihn«, sagte Francesco ruhig. »Ich will hören, was er mir vorzuwerfen hat.«

»Zieh endlich deinen Degen!«, schrie der Lakai.

Da riss Francescos Diener seinen Degen aus der Scheide. Er setzte ihn dem anderen an die Kehle. Für ein Moment stand er wie erstarrt. Dann wich er Schritt für Schritt zurück.

»Nimm deinen Degen fort«, befahl ihm Francesco. »Und du da«, sagte der junge Mann an den Diener der di Angeros gewandt, »lass deine Waffe ebenfalls sinken und erkläre dich endlich, oder bei Gott, ich werde dich sprechen lehren.«

»Ha, du Degenfechter!«, spottete der Lakai. »Sagt man nicht, du seiest zu feige, um zu kämpfen? Aber dich an unschuldigen Mädchen vergreifen, dass kannst du, was? Ich zahl es dir heim, im Namen der Familie, der ich schon seit fünfzehn Jahren diene!«

»Zum letzten Mal, steck deinen Degen weg!«

»Seid Ihr endlich bereit, Herr? Oder kneift Ihr tatsächlich?«

Da hieb Francescos Diener auf den Provokateur ein. Die Waffen der beiden Männer klirrten. Auch Francesco zog seine Waffe.

»Hört sofort auf!«, schrie er. »Der Fürst hat jede Straßenrauferei verboten!«

Nur einen kurzen Moment lang war Francescos Lakai unaufmerksam, und schon versetzte ihm sein Gegner einen Stich in den Arm. Der Getroffene schrie auf und ließ seinen Degen fallen. Als der andere nachsetzen wollte, hinderte ihn Francesco daran. Er fintierte einmal kurz, dann schlug er dem Unbesonnenen die Waffe aus der Hand. Er setzte ihm den Degen so hart an die Gurgel, dass eine Risswunde entstand, aus dem ein feiner Faden Blut herausrann.

»Was wolltest du mir sagen?«

»Dass Ihr Anna di Angero in Ruhe lassen sollt! Hier, dieser Brief ist von ihr. Ich soll ihn überbringen. Lest ihn aufmerksam. Und nehmt Euch die Warnung zu Herzen.«

Als Francesco seinen Griff lockerte, lief der Lakai davon. Francesco hielt den Brief mit beiden Händen. Er musste tatsächlich von Anna sein, denn er roch nach ihr. Sollte er ihn sofort öffnen? Die Worte des Lakaien hatten nichts Gutes verheißen. Wahrscheinlich war es besser, wenn er den Brief in Ruhe las. Kurz entschlossen steckte Francesco ihn ein und kümmerte sich um seinen verletzten Diener.

»Komm, leg deinen Arm um meine Schulter«, sagte er. »Ich bringe dich nach Hause. Dort verbinden wir dich und holen den Wundarzt.«

»Hol der Teufel Eure beiden Häuser, mit ihrer ewigen Feindschaft«, stöhnte der Verwundete. »Ich hab's abbekommen. Und ich wollte Euch nur schützen, Francesco.«

»Schon gut. Die Wunde ist nicht tief.«

»Nein, nicht so tief wie ein Brunnen, aber es reicht. Ich verblute.«

»Wir müssen uns beeilen, nach Hause zu kommen.«

»Ah, ich ziehe eine Blutspur hinter mir her. Ich schaffe es nicht bis in die Villa della Rocca!«

»Natürlich schaffst du es, wir sind ja gleich da.« Er musste den Verwundeten sofort behandeln lassen, bevor Schlimmeres geschah. Was war wohl mit dem anderen? Hatte er ihn mit seiner Degenspitze ähnlich schwer verletzt?

Francesco bekam plötzlich Angst. Was, wenn dem tatsächlich so war? Was, wenn der Mann an seiner Verletzung starb? Das würde das Fass zum Überlaufen bringen. Dann käme es zu einem offenen Krieg zwischen den Familien.

Kurz bevor der Lakai der di Angeros die Villa seines Herrn erreichte, die der Villa della Rocca gegenüberlag, hatte er so viel Blut verloren, dass seine Kleidung reichlich befleckt war. Einige Leute, an denen er vorbeikam, sprachen ihn an; sie wollten wissen, was geschehen war. Der Verletzte keuchte. Dann erzählte er ihnen, wie der verfluchte Francesco della Rocca ihn grundlos bedroht und verletzt hatte.

»Francesco? Aber der tut doch keiner Fliege etwas zuleide!«

»Ich bin eben keine Fliege«, keuchte der Diener. »Dieser Francesco ist ein Teufel. Er gibt sich wie ein Engel, ist aber heimtückisch wie der Leibhaftige. Seit er sich in Anna verliebt

hat, ist er wie von Sinnen, ständig reizbar, eine Gefahr für die ganze Stadt.«

»Was redest du nur?«, fuhr eine Frau ihn an, die Francesco gut kannte. »Der arme Junge trägt ja nicht mal eine Waffe!«

»Und das hier? Habe ich mir die Wunde etwa selbst zugefügt? Er hat mich angegriffen. Ich kann von Glück sagen, dass ich mich so gut verteidigt habe!«

»Aber warum sollte ein feiner Herr wie er dich angreifen, einen Lakaien?«

»Es ist allein sein Übermut! Er ist zu allem fähig.«

»Fürst Orlando hat alle Gefechte in den Straßen von Lodi bei Todesstrafe verboten! Einer muss zum Fürsten gehen und es ihm melden. Er muss den jungen della Rocca anzeigen!«

»Aber nein, nicht Francesco! Er ist die Sonne Lodis! Er ist die Unschuld in Person!«

»Waschweibgerede! Führt eine Unschuld einen solchen Degen? Schau dir doch die Wunde dieses armen Mannes hier an!«

»Dieser arme Mann sollte uns lieber genau erklären, was geschehen ist. Ich kann es nicht glauben, dass Francesco aus heiterem Himmel jemanden anfällt!«

»Dann erzähle noch einmal genau, was passiert ist, Lakai.«

»Aber ich verblute!«

»Die Wunde ist nicht weiter gefährlich, das sehe ich auf einen Blick. Also los!«

»Nun, zunächst hatte Francescos Kammerdiener einen Streit mit mir angezettelt. Ich wollte seinem Herrn nur einen Brief an den jungen della Rocca überbringen, da begann sein Lakai eine Rauferei mit mir. Als Francesco hinzutrat, war er sehr aufgebracht. Ich versuchte, ihn mit ruhigen Worten zu besänftigen, doch er zückte seinen Degen und setzte ihn mir an die Kehle. Mit einer Hand konnte ich die Waffe gerade noch

abwehren, bevor er mich tötete, und mit der anderen hielt ich ihm den Brief hin. Als er ihn nahm, rannte ich sofort davon.«

»Was stand in dem Brief?«

»Woher soll ich das wissen? Anna di Angero hat ihn geschrieben.«

»Die schöne Anna di Angero? Warum schreibt sie dem jungen della Rocca einen Brief?«

»Frag mich nicht!«

»Diese Familien! Ihre Kinder müssten aus der Stadt verbannt werden! Sie stiften nichts als Unruhe!«

»Wir müssen uns an Fürst Orlando wenden! Wir fordern, dass er einschreitet. Wer schuldig ist und die Gesetze übertritt, muss bestraft werden.«

»Gehen wir!«

Anna di Angero weinte schon den ganzen Tag. Sie spürte ihr Herz zerreißen, denn weiterleben ohne Francesco, das konnte sie nicht.

Wie gemein das Leben doch sein konnte! Eben noch war sie bereit gewesen, ihren Liebsten zu heiraten, und im nächsten Augenblick herrschte bereits das reine Chaos. Oh, wie hasste sie die Erwachsenen und die Probleme, die ihre Welt ihr bereitete. Was blieb ihr nun anderes übrig, als zu flüchten? Sie musste Francesco eine Botschaft zukommen lassen, denn sie wollte mit ihm zusammen fliehen.

Anna fuhr zusammen. Aber das ging doch jetzt gar nicht mehr! Francesco würde längst ihren Brief erhalten haben. Er musste todunglücklich sein! Sicher glaubte er jedes Wort, das sie geschrieben hatte. Er würde sie hassen und des Verrats bezichtigen. Und das zu Recht!

Anna weinte hemmungsloser denn je. Das Gesicht in die Kissen vergraben, überließ sie sich ganz ihrem Kummer. Wenn

nur die Nacht endlich käme mit ihrer Dunkelheit, dachte sie. Die Nacht ist unsere Gehilfin, wenn wir unglücklich sind, sie versperrt den neugierigen Schwätzern die Sicht und führt die Liebenden zusammen. Sagt man nicht, Liebe mache blind? So ist die Nacht ihr am liebsten. Komm, Nacht, komm und tröste uns!

Nach einer Weile hatte sich Anna wieder etwas gefasst, und sie konnte ruhiger denken. Sie stand auf und trat ans Fenster. Von ihrem Fenster aus konnte sie die ganze Stadt überblicken, ihre schöne Stadt. Irgendwo dort war ihr Geliebter. Was tat er wohl gerade? Las er noch einmal ihren Brief, las er ihn wieder und wieder? Musste sie nicht zu ihm eilen und ihm sagen, dass nichts von dem, was sie geschrieben hatte, so gemeint war, dass man sie dazu gezwungen hatte, es zu schreiben?

Es klopfte an der Tür, und Annas Dienerin trat ein. Aufgeregt rang sie die Hände.

»Ein Unglück ist geschehen, kleine Herrin! Eben kam der Lakai zurück, der Francesco Euren Brief überbracht hat.«

»Nun, und? Was ist daran ein Unglück? Er sollte ihn ja überbringen. Nicht die Überbringung, der Brief selbst ist das Unglück.«

»Francesco ist das Unglück, kleine Herrin.«

»Foltere mich nicht, du Teufelin! Was meinst du? Hat er den Brief erhalten?«

»Ich sah seine Wunde mit eigenen Augen! Er ist über und über mit Blut besudelt! Die ganze Stadt weiß inzwischen davon. Selbst den Fürsten hat man informiert!«

Anna war aufgesprungen und hatte sich eine Faust gegen den Mund gedrückt. Sie sah ihre schlimmste Befürchtung wahr geworden. »Wenn Francesco stirbt, dann will auch ich nicht mehr leben!«, sagte sie.

»Francesco? Warum sollte Francesco sterben? Ihm ist doch gar nichts geschehen. Er ist es, der die Wunde schlug!«

»Um Gottes willen, erzähle doch der Reihe nach, was sich zugetragen hat, sonst werde ich noch verrückt!«

»Francesco erhielt den Brief. Dann zog er die Waffe gegen unseren Diener. Es ist ungewiss, ob er überlebt. Und die Bürger sind zu Fürst Orlando gezogen, um Francesco anzuklagen.«

Anna stand reglos mitten im Zimmer. »Was für ein Sturm bricht da los? Francesco hebt die Waffe gegen einen der Unsrigen? Er muss durch meinen Brief so außer sich geraten sein, dass er nicht wusste, was er tat! Ich muss zu ihm! Ich bin an allem schuld!«

»Er selbst ist schuld! Dein Francesco hat sich wie ein Draufgänger benommen, übermütig und rücksichtslos. So sind sie, die Männer, besonders, wenn sie in Francescos Alter sind!«

»Sprich nicht so über meinen Geliebten! Francesco ist nicht wie andere Männer! Er ist einzigartig! Deshalb liebe ich ihn ja.«

»Sie werden Francesco verbannen! Der Fürst muss ihn bestrafen!«

»Ich will zu ihm! Du musst mir helfen, unbemerkt aus dem Haus zu kommen. Bitte!«

Die Dienerin war hin- und hergerissen. Zwar sollte sie sich um Anna kümmern, aber grundsätzlich war sie dem Hausherrn verpflichtet und durfte ihm nicht zuwiderhandeln. Andererseits tat Anna ihr Leid. Das Mädchen hatte so großen Kummer, und niemand in dieser streitsüchtigen Familie schien sich dafür zu interessieren, wie es in ihrem Inneren aussah. Hier zählte immer nur der äußere Schein. Das durfte nicht sein, dachte die Dienerin, daher sagte sie: »Warte, bis es dunkel wird. Dann kann es gelingen.«

Über Annas Gesicht huschte ein Schatten. »Komm, Nacht!«, flehte sie erneut. Und dann brach sie wieder in Tränen aus.

Francesco starrte die Zeilen an. Dann verschwammen sie vor seinen Augen. Konnte es wahr sein, was er da las? Er wollte es nicht glauben. Und doch war es unzweifelhaft Annas Handschrift, die Schrift der Frau, die ihn vor kurzem noch hatte heiraten wollen und die nun von ihm verlangte, sie in Ruhe zu lassen.

Und zwar für immer und ewig!

Francesco hatte seinen verwundeten Diener zu einem Wundarzt gebracht. Die Verletzung sei zwar schmerzhaft, aber nicht lebensgefährlich, hatte dieser ihn beruhigt. Paolo della Rocca hatte seinen Sohn anschließend zu sich gerufen, um zu erfahren, was geschehen war. Als sein Blick auf die immer noch blutverkrustete Spitze von Francescos Degen gefallen war, war er bleich geworden.

»Was hast du nur angerichtet?«, rief er. »Man wird behaupten, dass du den Böten der di Angeros vorsätzlich verletzt hast! Wenn deine Mutter nicht schon gestorben wäre, würde ihr spätestens diese Schmach den letzten Lebenswillen rauben.«

Verärgert riss sich Francesco den Gürtel mit dem Degen vom Leib. »Du weißt, wie sehr ich Waffen hasse, Vater. Ich habe nie welche tragen wollen. Zum ersten Mal habe ich heute in der Öffentlichkeit eine angelegt, und zwar nur deinetwillen, um den Bürgern von Lodi den Stolz unserer Familie vor Augen zu halten, wie du es immer von mir wünschst, und schon geschieht ein Unglück.«

»Das wird dir nun allerdings niemand mehr glauben. Man wird sagen, du hast den Degen an diesem Tag nur mitgeführt, um einen di Angero zu verletzen.«

»Ein Mitglied der Familie meiner geliebten Anna? Das würde ich niemals tun! Ich will das Mädchen heiraten!«

»Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Erst recht nach dem, was heute passiert ist. Aber auch, wenn das nicht passiert wäre, wäre eine solche Verbindung undenkbar!«

»Ich werde schon einen Weg finden. Es muss einen geben! Dieser Brief hier ändert gar nichts!«

Der Vater ließ sich das Schriftstück zeigen. Als er gelesen hatte, was darin stand, blickte er seinen Sohn kopfschüttelnd an.

»Wie konntest du mir das antun? Erst muss ich Nella bestrafen, weil er unsere Ehre verteidigt, und nun muss ich dich bestrafen, weil du sie in den Schmutz ziehst, indem du heimliche Beziehungen zu unseren Feinden unterhältst!«

»Aber Vater, Anna ist doch nicht unsere Feindin!«

»Schweig! Darüber hast du nicht zu urteilen. Ich treffe in unserer Familie die Entscheidungen, und ich sage dir, dass es die öffentliche Meinung ist, die zählt. Nach ihr müssen wir uns richten, wenn wir unseren Platz in der Stadt weiterhin behaupten wollen.«

»Wenn ich Anna nicht lieben darf, will ich nicht mehr leben! Ich weiß, dass sie diesen Brief nicht freiwillig geschrieben hat, er wurde ihr aufgezwungen!«

»Du meinst, ihr Vater hat ihn diktiert?«, wollte Paolo wissen.

»Anders kann es nicht sein«, entgegnete Francesco.

Paolo las den Brief ein weiteres Mal. »Gut«, sagte er dann. »Ich bin grundsätzlich gegen deine Beziehung zu der Tochter von di Angero. Aber ich sage dir Folgendes: Wenn Umberto di Angero ebenfalls gegen diese Beziehung ist, nur, weil er gegen uns ist, und also dieser Brief eines seiner miesen Spielchen ist, die er mit uns treibt, dann sollst du entsprechend darauf reagieren.«

»Was meinst du damit?«

»Nimm dir diese Anna mit Gewalt, denn anders wirst du sie nicht bekommen!«

Die Ankläger Francescos warteten im Regierungspalast. Nur zwei von ihnen durften das Sitzungszimmer betreten, wo Fürst Orlando sie empfing. Diese brachten stellvertretend das Anliegen der ganzen Gruppe vor.

»Und ihr habt mit eigenen Augen gesehen, was geschehen ist? Ihr konntet persönlich beobachten, wie der junge della Rocca meine Gebote missachtet und auf den Straßen unserer Stadt Gewalt ausgeübt hat?«

»Mit eigenen Augen!«

»Dann müssen wir ihn bestrafen.«

»Ja, Signore!«

Fürst Orlando erhob sich aus seinem Armsessel. Seine beiden Ratgeber blickten ihn erwartungsvoll an, als er daraufhin im Saal herumging, und überlegte, wie er nun vorgehen sollte. Auch die beiden Ankläger verfolgten gespannt, zu welcher Entscheidung sich der Stadtfürst durchringen würde.

Orlando zögerte und überlegte lange. Dann blieb er mit düsterer Miene vor den Anwesenden stehen und sagte mit bedrohlich leiser Stimme: »Niemand darf es wagen, meine Anweisungen zu missachten. Ich werde hart durchgreifen! Wir Orlandos haben die Macht in Lodi. Wir besaßen sie schon, als noch kein Mitglied der heute so großen Familien dieser Stadt geboren war. Und ich kann nicht glauben, dass sich jetzt einer dieser Emporkömmlinge erdreistet, sich meinen ausdrücklichen Anordnungen zu widersetzen!«

»Und noch dazu der jüngste der della Roccas, der beinahe noch ein Kind ist!«, warf einer der Berater ein.

»Das verschärft die Sache natürlich.«

»Nicht wahr?«

Fürst Orlando nestelte an seinem Rock und zupfte an der Kette herum, die er um den Hals trug und die ihn als

Ratsfürsten auswies. Mit starrer Miene sagte er: »Mein Großvater war Erzbischof von Mailand. Dann siedelten wir wegen der Torrianis und der Guelfenfamilie nach Lodi um. Hier bauten wir, ließen Straßen pflastern, veranstalteten Feste und öffentliche Lustbarkeiten. Erst unter unserer Regierung begann Lodi zu prosperieren. Hochrangige Persönlichkeiten kamen in die Stadt und bewunderten unsere Paläste und die neuen Kirchen. Natürlich beklagten sich die Bürger über die Steuern, die sie zahlen mussten, das tun sie noch heute, aber wir wirtschafteten klug damit zum Vorteil aller. All das werde ich mir von diesen della Roccas nicht zunichte machen lassen! Und auch von den di Angeros nicht!«

»Recht so, Euer Exzellenz! Wir Bürger von Lodi stehen ganz auf Eurer Seite! Die Übeltäter müssen bestraft werden, es müssen endlich Ruhe und Frieden in der Stadt einkehren!«

»Überlasst die Maßnahmen mir. Ich werde zusammen mit meinen Beratern entscheiden, was zu tun ist. Der junge Francesco wird bereuen, dass er eine Waffe bei sich trug und sie auch noch benutzte. Sagt man nicht, ihm sei jedwede Gewalt zuwider? Was ist nur in ihn gefahren?«

»Es ist der Übermut der reichen jungen Männer, die ihn getrieben hat, Eure Exzellenz, der sie nur ihre eigenen Interessen verfolgen lässt und kein nützliches Ziel kennt!«

»Ihr scheint die jungen Männer gut zu kennen, meine Herren. In diesem Punkt habt ihr mir einiges voraus. Und jetzt möchte ich euch bitten, zu gehen. Ich werde nachdenken und euch meine Entscheidung bald verkünden!«

Die Bürger zogen sich ehrerbietig zurück. Den anderen, die vor dem Saal auf sie gewartet hatten, sagten sie: »Fürst Orlando wird gewiss hart durchgreifen!«

Nimm sie dir mit Gewalt! Die Worte seines Vaters gingen Francesco nicht mehr aus dem Kopf. Nimm sie dir mit Gewalt, denn anders wirst du sie nicht bekommen. Nicht nach dem, was heute geschehen ist. So habe ich mir den Weg zu Anna also selbst verstellt, dachte Francesco verwirrt, und bin mir selbst zum ärgsten Feind geworden.

Der junge Mann hatte den Einbruch der Dunkelheit abgewartet, bevor er sein Zimmer verließ. Er schlich sich auf einem Weg hinaus, den er schon öfter genommen hatte: Er kletterte über das Spalier der Blumenstöcke an der Außenwand bis hinunter in den Garten. In dieser Nacht knirschte dort allerdings der Schnee unter jedem seiner Schritte, sodass er sehr vorsichtig sein musste, wenn er niemanden aufwecken wollte.

Doch er hatte nicht in seinem Zimmer bleiben können.

Dort konnte ging ihm nur wirres Zeug durch den Kopf, und in seiner derzeitigen Lage musste er unbedingt einen klaren Kopf bewahren. Sollte er zu Anna laufen? Nein! Es war zu gefährlich. Wenn man ihn irgendwo in der Nähe der Villa der di Angeros entdeckte, würde man kurzen Prozess mit ihm machen. Ihr Bruder Pietro würde über ihn herfallen und nicht von ihm ablassen, solange er sich noch regte. Aber in der Stadt war er ebenso wenig sicher. Also musste er sich davonschleichen wie ein Dieb.

Francesco wollte zunächst in der Franziskanerkirche Schutz suchen, um sich dort im Gebet Klarheit zu verschaffen. Mittlerweile war es eisig kalt geworden. Lodis Gassen waren menschenleer. Licht kam nur von den Fettfeuern in den Metallpfannen, die im leichten Abendwind flackerten. Als Francesco einen Schinderkarren herbeirollen hörte, der seinen Weg kreuzte, zog er sich rasch in einen Hauseingang zurück, um nicht entdeckt zu werden. Dann ging er schnell weiter.

Wenig später erreichte er den Dom und gleich darauf die dahinter liegende Kirche.

Das Portal war nie verschlossen. Die Franziskaner, die die Kirche betreuten, wollten die Einwohner Lodi anhalten, Tag und Nacht zu beten und zu beichten. Doch ihre Mühe war vergebens. Nur selten verirrte sich irgendjemand hierher. In Lodi wollte niemand beten, geschweige denn beichten.

Francesco war das immer ganz recht gewesen, so hatten er und Anna, wenn sie sich hier trafen, die Kirche meist ganz für sich allein gehabt. Francesco war den Bettelmönchen für dieses Liebesversteck dankbar.

Als er jetzt die Kirche betrat, fielen ihm als Erstes die vielen dicken Wachskerzen auf, die überall aufgestellt waren. Francesco kniete nieder, bekreuzigte sich und zog sich in die Nische hinter dem Chorraum zurück.

Dort versuchte er, sich zu konzentrieren. Ihm wurde klar, dass er Hilfe brauchte. Von seiner Familie war sie nicht zu erwarten. Selbst auf Nello konnte er nicht zählen, sein Bruder war eingeschüchtert. Die di Angeros würden ihm erst recht nicht helfen. Wem also konnte er sich anvertrauen?

Anna? Zum ersten Mal dachte er an das Mädchen, ohne von einem heißen Glücksgefühl durchströmt zu werden. Er erschrak bei dem Gedanken, dass sie sich von ihm entfernt haben könnte. Dass sie ihn womöglich nicht mehr liebte. War da etwa ein anderer im Spiel?

Ein heftiges, schmerzliches Gefühl, das ihm bislang völlig fremd gewesen war, machte sich in Francesco breit. Es schmeckte bitter und ließ ihn innerlich erkalten.

Nur langsam beruhigte er sich wieder. Der Anblick der Kerzen draußen im Kirchenschiff, des friedlichen Lichts, das sie verströmten, und des einfachen Kreuzes über dem Altar half ihm dabei. Es waren die Einfachheit und die damit einhergehende Aufrichtigkeit dieses kleinen Gotteshauses, die

ihn zur Vernunft brachten. Das Gebäude wirkte so schlicht wie die Mönche, die es betreuten, und deren Aufrichtigkeit hatte Francesco schon immer gerührt.

Francesco hielt den Atem an. Er glaubte, ein Geräusch zu hören. Kam ein Gläubiger, um zu beten? Oder jemand anderes? Als alles still blieb, atmete Francesco weiter. Vielleicht war nur eine Ratte durch die Kirche gehuscht, die vor der Kälte draußen floh. Die Ratten und ich, dachte Francesco, wir sind Schutzsuchende in dieser Stadt, und diese kleine Kirche ist unsere einzige Sicherheit.

Was wäre, wenn Anna jetzt hereinkäme? Wie sollte er ihr entgegentreten? Francesco stöhnte auf. Allein darüber nachdenken zu müssen, ob er sie umarmen durfte oder nicht, brachte ihn wieder völlig durcheinander.

Er versuchte, sich abzulenken, indem er über den Bettelorden nachdachte. Sollte er ihm beitreten? Es wäre eine Lösung. Hinter den wehrhaften Klostermauern könnte er in Frieden leben. Anna würde er dann allerdings nie wieder sehen! Und ob die Mönche ihn wirklich vor der Stadtregierung schützen würden, auf deren Duldung sie angewiesen waren, war fraglich.

Was wusste er schon über die Franziskaner? Nur das, was sein Vater ihm erzählt hatte. Wie viele andere reiche Bürger der Stadt ließ er dem Bettelorden oft eine kleine Spende zukommen. Der Orden galt als rein, und in Lodi hüllten sich zahlreiche Ritter in seine schlichte Tracht, wenn sie ihren Tod nahen sahen. Sie glaubten, dies könne sie davor schützen, ihr jenseitiges Leben in der Hölle fristen zu müssen.

Auch ich würde gerne im Habit der reinen Mönche begraben werden, dachte Francesco. Nicht immer waren diese bescheidenen Männer so angesehen gewesen wie heute.

In Assisi hatte alles seinen Anfang genommen. Vor etwa einhundert Jahren hatte der heilige Franz dort die neue

Bewegung gegen den Verfall und die Korruption der Geistlichkeit ins Leben gerufen. Francesco konnte sich nicht mehr daran erinnern, woher er dieses Wissen hatte, er war sich jedoch sicher, dass es richtig war. Der heilige Franz von Assisi schien ihm plötzlich ganz nahe. War er in seiner Zeit nicht ebenso verwirrt und unglücklich gewesen, wie er es jetzt war?

Ebenso wie er selbst war der heilige Franz der Sohn eines reichen Kaufmanns gewesen. Er hatte eine unbeschwerte Jugend genossen, bis er eines Tages der Welt den Rücken gekehrt hatte. Man sagte, der Inhalt seiner Predigten sei eine natürliche, mehr gelebte als durchdachte Frömmigkeit gewesen. Er sei umhergezogen, teils freiwillig, teils getrieben, hatte die Kinder geliebt und die Schönheit der Lilien auf dem Felde bewundert.

Francesco fühlte sich ihm verbunden. Hass, Gewalt und Feindseligkeiten waren gottlos, nur die Liebe zählte. Liebe zu allem, was Gott geschaffen hat, weil all dies ein Teil seiner großen Heiligkeit ist! Nicht nur die Heiligen, auch die Sünder hat er geschaffen, nicht nur das Lamm, sondern auch den Wolf, nicht nur das Leben, sondern auch den Tod.

Welch seltsame Gedanken!, dachte Francesco bei sich. Ich werde tatsächlich noch ein Heiliger werden, wie Anna oft befürchtet hat, oder ein Eremit. Vielleicht trete ich tatsächlich in ein Kloster ein.

Doch im Moment bin ich ein Verfolgter, der sich verstecken muss. Ein Unschuldiger, dem man nach dem Leben trachtet, wie die auf Befehl von Herodes ermordeten Kinder von Bethlehem, deren Fest in diesen Tagen gefeiert wird.

Ach, wenn doch meine geliebte Anna hier bei mir wäre!

Nimm sie dir mit Gewalt, hatte Vater gesagt, denn anders wirst du sie ohnehin nicht mehr bekommen.

Wie grausam dieser Gedanke doch war, dachte Francesco. Was ist nur geschehen, dass ich so etwas überhaupt in Erwägung ziehe?

Anna di Angero wartete ungeduldig auf den Moment, da sich die Dunkelheit über die Stadt herabsenkte. Ihre Dienerin hatte ihr schon vor Tagen einen kräftigen Strick besorgt. Eigentlich hatte sie geplant, dass sich Francesco eines Nachts daran zu ihrem Zimmer hatte hochhangeln sollen, um ihr Zärtlichkeiten zu schenken. Und jetzt musste Anna ihn benutzen, um aus dem Haus ihrer Eltern zu fliehen.

»Es ist zu gefährlich!«, warnte die besorgte Dienerin das junge Mädchen. »Bleib hier, kleine Herrin. Ich werde deinen Francesco suchen, und ich werde ihn finden. Und dann bringe ich ihn her zu dir.«

»Wenn du das wirklich tun willst«, entgegnete Anna, »dann gib ihm diesen Ring und sage ihm, dass der Brief lügt und dass ich ihn immer noch liebe!«

»Ich werde ihn finden, das verspreche ich dir.«

»Wenn nur die Nacht bald da wäre!«, seufzte Anna. Und nach einer kurzen Pause sagte sie: »Ich glaube, ich gehe doch lieber selbst auf die Suche! Ich halte es in diesem Zimmer nicht mehr aus! Ich sterbe, wenn ich noch länger so untätig hier herumsitze.«

»Tu es nicht, kleine Herrin!«

»Ach was, hilf mir mit dem Strick! Und zieh ihn wieder hoch, wenn ich unten bin, sonst entdeckt man meine Flucht. Ich werde vor Anbruch des Morgens zurück sein. Dann musst du mir den Strick wieder hinunterwerfen.«

Die Dienerin gehorchte nur ungern. Doch sie sagte: »Wie du befehlst, kleine Herrin!«

Die beiden Frauen warfen den Strick aus dem Fenster, und Anna kletterte behände hinab. Sobald sie unten im Garten angelangt war, lief sie rasch davon.

Wo soll ich ihn nur suchen?, fragte sie sich voller Sorge. Sie haben ihn verbannt, er ist verfeimt. Das ist kaum besser als der Tod. Der Richtspruch des Fürsten soll hart ausgefallen sein. Gleich morgen früh wird er verkündet werden, überall, auf jedem Platz. Francesco wird in Lodi geächtet sein.

Wohin wird er sich dann wenden? Wohin kann er gehen? Vielleicht steht er wie sein Bruder Nella unter Hausarrest, dann wird er sicher nicht zu Hause bleiben wollen. Oft war er im Tal der Adda. Aber wenn er wirklich von zu Hause geflohen sein sollte, wird er nur an einen Ort gegangen sein, an unseren.

Und wenn er dort ist, dann weiß ich, dass ich Francesco noch nicht verloren habe!

Anna konnte nicht anders, sie musste laufen. Ihre Beine trugen sie durch die wie ausgestorben wirkende Stadt. Hier ist mir wie in einem Grab, dachte sie beim Laufen. Wenn man jemanden braucht, ist niemand da. Sie haben sich feige in ihre Häuser zurückgezogen, jeder für sich, ganz allein.

Ich bin jung, dachte Anna, ich will anders leben. Entweder kann ich Francesco lieben, oder ich gehe fort. Wir gehen zusammen fort. Wenn er ausgestoßen ist, will auch ich es sein.

Auch außerhalb dieser Stadt kann man leben! Die Welt ist groß und weit, wir werden schon einen Platz für uns finden.

Oh, wie sehr ich ihn liebe! Wie sehr ich ihn brauche!

Anna lief die Hügel der Stadt hinab und erreichte den Domplatz in der Senke. Sie sah die kleine Franziskanerkirche schon von weitem und näherte sich ihr von hinten. Sie wusste, dass es dort eine kleine Pforte gab, die stets offen stand und durch die man nur gebückt eintreten konnte.

Anna fand sie rasch und betrat das Gotteshaus ungesehen. Der Raum, in den sie kam, war stockdunkel. Sie stieß sich

mehrfach an Dingen, die ihr im Weg standen, an einem Stuhl, einem Kerzenständer, einem Tisch. Dennoch erreichte sie rasch das andere Ende des Raums, an dem sich eine weitere Tür befand.

Als sie sie öffnete, strömte ihr das warme Licht des Kircheninnenraumes entgegen. Anna atmete erleichtert auf. Jetzt war das Schlimmste überstanden, dachte sie.

Plötzlich machte sie in der Gebetsnische eine Bewegung aus. Sofort schlug ihr Herz schneller und höher.

Sie hielt den Atem an. Und dann sah sie ihn.

Er war es tatsächlich! Francesco war gekommen! Sie eilte zu ihm hinüber, ohne einen Gedanken an mögliche Gefahren zu verschwenden.

*September 1318. In Nordfrankreich*

»Was ist denn? Hör doch nicht auf zu erzählen! Gerade jetzt, wo es spannend wird!«

Doch Henri de Roslin blickte Sean nur schweigend an und legte einen Finger auf den Mund. Er machte eine Pause. Wieder war in den Gängen rund um die Haupthöhle ein Geräusch zu hören gewesen. Auch Jean, der junge Räuber, hatte es vernommen, er hatte sichtbar aufgehört und zufrieden gelächelt.

Uthman sprang auf, um nachzusehen. Doch als er zurückkam, schüttelte er den Kopf.

»Da draußen sind nur Tiere, die Futter suchen.«

»Warum grinst du so zufrieden, Jean?«, wollte Sean wissen.

»Ihr seid nervös!«

»Du solltest nervös sein!«, fauchte Uthman. »Denn wenn deine Kumpanen heimlich kommen und über uns herfallen wollen, wirst du dafür bezahlen, wenn wir mit ihnen fertig sind!«

Joshua versuchte Uthman mit einer beschwichtigenden Handbewegung zu besänftigen.

»Du kannst weiterreden, Herr Henri«, sagte Sean unterdessen. »Deine Geschichte verkürzt uns die elende Warterei.«

»Sie werden schon noch kommen«, sagte Jean hämisch.

»Wartet es nur ab.«

»Lass deine Sticheleien«, schnaubte Uthman. »Verrate uns lieber, welches Erkennungszeichen sie benutzen werden, wenn sie kommen!«

, »Ihr werdet es früh genug zu hören bekommen! Keine Sorge!«

»Ich kann jetzt nicht weitererzählen«, meinte Henri. »Die Geschichte lenkt uns zu sehr ab. Wenn die Räuber wirklich zurückkommen, werden sie nicht viel Aufhebens machen. Sie werden sofort zuschlagen, daher müssen wir kampfbereit sein.«

»Vielleicht sollten wir doch besser verschwinden«, meinte Joshua. »Wozu warten?«

»Ich will Guy d'Artac kennen lernen und mit ihm sprechen«, erklärte Henri. »Wir werden schon noch mit einer Handvoll Wegelagerer fertig werden.«

»Dann sollten wir wenigstens Wache halten«, sagte Joshua.

»In Ordnung«, sagte Uthman.

»Doch zuvor musst du eines noch verraten, Henri«, forderte Madeleine. »Wird Francesco seiner Anna Gewalt antun?«

»Was denkst du, Madeleine, ist er dazu imstande? Habe ich den jungen Mann zu undeutlich geschildert? Eigentlich müsstest du ihn mittlerweile recht gut einschätzen können, sonst habe ich als Erzähler wohl versagt.«

»Ich glaube, er ist dazu imstande«, sagte Sean. »Er ist verwirrt und durch seine Familie in die Enge getrieben. Er ist wie ein verschrecktes Tier, das in der Falle sitzt. In so einer Lage ist ein Mensch zu allem fähig.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Madeleine. »Er liebt Anna viel zu sehr, um ihr ein Leid anzutun. Er empfindet nichts als Liebe und Zärtlichkeit für sie. Nicht wahr, Uthman?«

Madeleine streichelte das Gesicht des Sarazenen. Dieser revanchierte sich für diese Zärtlichkeit, indem er die junge

Frau fest an sich drückte. Dann sagte er: »Henri soll weitererzählen. Dann werden wir erfahren, was geschehen ist.«

»Ja, Herr Henri, bitte fahre mit deiner Erzählung fort«, bat Sean. »Und vergiss nicht zu erzählen, was du mit dieser Geschichte zu tun hattest. Damals standest du als Tempelritter noch in hohem Ansehen. Niemand verfolgte den Tempel in dieser Zeit. Was hast du getan, um den Liebenden zu helfen?«

»Ich traf damals genau zu dem Zeitpunkt in Lodi ein, als die Dinge geschahen, von denen ich soeben erzählt habe«, entgegnete Henri. »Aber geduldet euch. Wir müssen zuerst an unsere Sicherheit denken. Sobald Guy d'Artac eingetroffen ist und wir uns mit ihm einigen können, erfahrt ihr, was damals in Lodi geschah, das verspreche ich euch.«

Widerwillig stimmten die Freunde zu und teilten die Wachen ein. Sean übernahm die erste, danach kamen Joshua und Uthman, Henri war als Letzter an der Reihe.

Aber so weit kam es gar nicht erst. Schon während der ersten Wache ertönte vor der Höhle plötzlich der Schrei eines Falken. Alle hoben den Kopf. Henri blickte Jean an und wusste, dass dies das geheime Zeichen der Wegelagerer war.

»Guy!«, rief Henri im Flüsterton, und schon machten er und Uthman sich zum Eingang der Höhle auf.

Auch Sean, der vorne am Eingang wachte, hatte den Falkenschrei gehört. Doch er hatte ihn nicht weiter beachtet. Als ihm klar wurde, dass dies ein Fehler gewesen war, war es bereits zu spät. Drei Männer sprangen auf ihn zu. Der erste warf ihm eine Decke über den Kopf, der zweite griff von hinten nach seinen Armen, der dritte band ihn.

»Was tust du hier, Kerlchen?«, wollte einer der Räuber wissen.

»Wir warten auf Guy d'Artac«, entgegnete Sean unsicher.

»Ach, tatsächlich? Und wer ist wir?«

Sean biss sich auf die Zunge. Er hatte zu viel gesagt. Sollten die Ganoven doch selbst herausfinden, mit wem sie es zu tun hatten. Sollte er schreien, die Gefährten warnen? Er wusste es nicht. Glücklicherweise wurde ihm diese Entscheidung rasch abgenommen, denn noch während er überlegte, hörte er einen der Banditen fluchen. Etwas flog durch die Luft, dann entstand ein Poltern. Sean wurde losgelassen und fiel um. Dann hörte er Henris Stimme.

»Guy d'Artac?«

»Wer will das wissen?«, fragte eine helle Stimme.

»Jean erzählte uns von dir. Wir wollen dich kennen lernen.«

»Wer seid ihr?«

»Henri de Roslin, meines Zeichens Tempelritter. Die andern hier sind meine Freunde.«

»Wo ist Jean?«

»In der Höhle. Ihm ist nichts geschehen.«

»Das will ich hoffen, Templer!«

»Lasst uns hineingehen. Vorher solltet ihr allerdings meinen Knappen freigeben.«

Sean wurde losgebunden und von der stinkenden Pferddecke befreit, die man ihm übergestülpt hatte. Auf einer Seite standen die drei Räuber mit Waffen in den Händen, auf der anderen Seite vor der Höhle hatten sich Henri mit Uthman postiert.

»Geht voran«, befahl Henri den Räufern. »Aber kommt nicht auf dumme Gedanken.«

Im Hauptraum der Höhle warteten Joshua, Madeleine und der gefangene Jean auf die Ankommenden. Guy d'Artac wandte sich Madeleine zu: »Bitte verzeiht die Grobheit meiner Männer, schöne Frau. Sie waren zu ungestüm. Sie hätten besser darauf achten müssen, mit wem sie es zu tun haben!«

Uthman stellte Guy zur Rede. »Ihr lebt von Plünderungen und Erpressung, und ihr beraubt Kaufleute!«

»Den reichen Pfeffersäcken wird das Bisschen, was wir ihnen abnehmen, nicht sonderlich fehlen. Wir nehmen uns nur ein wenig von dem, das sie im Überfluss haben, und verteilen es an jene, denen es daran mangelt. Die Bauern in der Normandie sind bettelarm.«

»Aber ihr werdet die Kaufleute nicht allein mit schönen Worten überzeugen!«

Guy nickte ernst. »Nein, wer sich wehrt, den erschlagen wir.«

»Man ist hinter euch her«, sagte Uthman. »Ihr werdet euch nicht mehr lange halten.«

Guy lachte ein jüngerhaftes Lachen. »Das ist noch nicht ausgemacht, mein Freund! Drei Jahre lang betreiben wir hier schon unser kleines Geschäft, und entdeckt hat uns bisher noch keiner. Warum sollte es nicht noch länger gut gehen?«

»Wie viele Leute seid ihr?«, wollte Henri wissen.

»Dreißig. Aber wir treten immer nur in kleinen Trupps auf.«

»Eine kluge Taktik«, meinte Henri. »Wären meine Tempelbrüder in Paris so vorsichtig gewesen, hätte man sie nicht auf einen Schlag gefangen nehmen können.«

»Ebendies ist uns eine Lehre gewesen«, sagte Guy. »Aber wir waren nie Templer. Die hohen Ritter waren nie auf der Seite der einfachen Leute.«

»Aber vor kurzem sind vier ehemalige Templer, die sich mit euch eingelassen hatten, in Amiens hingerichtet worden«, sagte Henri. »Erzählt davon.«

»Der Templerorden war einst sehr mächtig in der Normandie!«

»Das weiß ich natürlich«, sagte Henri. »Gleich nachdem die erste Komturei zu Avranches gestiftet worden war, gab es hier den bedeutenden Landsitz in Ville de Dieux en la Montagne. Und Andreas von Saigneville war der Präzeptor, den ich gut kannte.«

»Ihr sagt es. Ein solcher Orden hat sich natürlich nicht einfach in Luft aufgelöst. Ich kenne viele, die darauf warten, dass einer wie Ihr, Henri de Roslin, kommt und sie zusammenführt. Überall gärt es. Seid Ihr deshalb hier?«

Henri wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er entschied sich, so wenig wie möglich von seinen Plänen preiszugeben. »Zurzeit ziehe ich als Tuchhändler durch die Lande«, sagte er. »Und meine Freunde stehen dem Tempel recht kritisch gegenüber.«

»Einer der Hingerichteten von Amiens war der Neffe des ehemaligen Präzeptors, ein Villefranche.«

»Ich hörte davon«, sagte Henri. »Wie hießen die anderen?«

»Es waren die Söhne dreier Tempelritter, die vor Jahren in Paris ermordet worden sind. Robert von Arblay, Peter von Suire und Johann Brocart.«

Henri blickte betrübt zu Boden. »Ich kannte ihre Väter!«, sagte er bedrückt. »Nach den Vätern also die Söhne. Das hört nie auf.«

»Seid ehrlich«, sagte Guy d'Artac, »Ihr seid doch nicht hier, um Tuche zu verkaufen!«

»Ihr werdet es vielleicht nicht glauben, aber ich habe tatsächlich Tuche verkauft, um mich zu tarnen. In Quimper besaß ich sogar eine eigene Niederlassung. Die Tarnung als Kaufmann ist sehr nützlich.«

»Aber wozu, wenn nicht dazu, um ungestört Eure eigentlichen Absichten zu verfolgen?«

»Ihr seid ein gewitzter Kerl, Guy d'Artac! Ihr habt natürlich Recht, letztendlich will ich den Tempel wieder errichten.«

»Wenn dem so ist, werdet Ihr so viele Verbündete brauchen wie möglich. Wir bieten uns als Bündnispartner gerne an, denn auch wir können Unterstützung gebrauchen. Die Reichen und die Kirchenfürsten nehmen immer mehr Soldaten und Söldner in ihre Dienste, um sich zu schützen.«

»Ich bekämpfe nicht die Reichen, ebenso wenig wie die Kirchenggeistlichkeit. Ich bin selbst Christ und halte mich an die Gebote.«

»Aber du hast getötet, und vielleicht wirst du es wieder tun«, sagte Guy. »Denn wenn du nach Amiens ziehst, wirst du Zeuge großer Ungerechtigkeiten werden. Ein aufrechter Templer wird davor kaum die Augen verschließen können. Papst und König haben sich geeinigt, sie handeln mit Ländereien, Thronen, Soldaten, Bündnissen und Krediten. Ständig kündigen sie neue Kreuzzüge an und erheben Steuern dafür.«

»Und Ihr wollt etwas dagegen unternehmen, Guy?«

»Indem wir allzu fette Hälse durchschneiden, ja! Wisst Ihr, was der jetzige Papst allein für seine Gewänder zahlt? Von diesem Betrag kann ein ganzes Land leben!«

»Papst Johannes ist ein ehrenwerter Mann!«, sagte Henri.

Guy entfuhr ein spöttisches Lachen. »Er hat vierzig Kleider aus Goldbrokat für seinen persönlichen Gebrauch in Damaskus gekauft. In Damaskus! Dafür hat er, wie ich hörte, 1276 Goldflorin gezahlt. Noch höhere Summen gibt er für Pelze, nerzbesetzte Kissen und Seidenunterwäsche aus – während seine Schäfchen allerorten verhungern. Das nennt Ihr ehrenwert?«

»Anders als sein Vorgänger Clemens«, verteidigte sich Henri, »ist der neue Papst zumindest kein Verräter.«

»Ach was! Ihr Templer wart einst dazu verpflichtet, für Gerechtigkeit zu sorgen und die Armen zu schützen. Und, seid ihr dieser Verpflichtung nachgekommen? Ihr nanntet euch die armen Brüder Christi, aber habt ihr nicht immer nur die Reichen beschützt, weil sie euch mit reichen Schenkungen bedachten?«

»Wir waren jedenfalls keine Wegelagerer!«, erwiderte Henri.  
»Wir kämpften nur, wenn wir angegriffen wurden, und wir töteten nur, um nicht selbst getötet zu werden.«

»Wie edel!« Guys Stimme triefte vor Hohn. »Und wie genau seid ihr dabei vorgegangen? Habt ihr eure Gegner jedes Mal gefragt, ob sie euch töten wollen, oder wurdet ihr von einer gottgegebenen Erkenntnis geleitet?«

»Dieses Gespräch führt zu nichts«, warf Uthman ein. »Wir sollten weiterreiten. Diese Gauner hier werden uns nicht mehr in die Quere kommen.«

»Das ist durchaus nicht gesagt«, meinte Guy. »Denn wer nicht unser Freund sein will, der ist unser Feind. Und wir sind nicht so zimperlich, wie ihr vielleicht annehmt. Dass ihr noch am Leben seid, zum Beispiel, ist reiner Zufall.«

»Was für ein Zufall soll das sein?«, fragte Sean, der sich bisher still verhalten hatte.

»Ebenjener Zufall«, sagte Guy feixend, »der auch dafür sorgte, dass ich noch keine Zeit fand, die Hand zu heben. Denn wenn ich das täte, würden meine Freunde, die dort oben alle Löcher im Felsen besetzt halten, mit Pfeilen auf euch schießen.«

Henri und seine Gefährten blickten nach oben. Tatsächlich sahen sie jetzt im flackernden Feuerschein Gesichter und Köpfe. Mindestens zehn Räuber mussten die Plätze besetzt haben. Pfeile, die auf Bogensehnen lagen, ragten durch Felsöffnungen ins Höhleninnere hinein.

»Was sollen wir tun?«, raunte Joshua Henri zu. »Diese Männer sehen nicht so aus, als würden sie spaßen.«

»Wir spaßen tatsächlich nicht«, sagte Guy. »Lasst eure Waffen fallen.«

Die Freunde taten wie ihnen geheißen, dann wurden sie eingekreist. Sie mussten sich mit dem Rücken gegen eine

Felswand setzen. Jean sammelte ihre Waffen ein. Auch mit Madeleine verfuhr die Räuber nicht gerade zimperlich.

Henri machte sich Vorwürfe. Er war unaufmerksam gewesen. Und er hatte diesen Guy gehörig unterschätzt!

Die Räuber umringten die Gefährten. Dann begannen sie ganz ungeniert, darüber zu beraten, ob sie ihre Gefangenen gleich umbringen sollten oder erst, nachdem sie die Beute des Tages verteilt hatten. Mit Madeleine hofften sie, ein stattliches Lösegeld erpressen zu können. Und vielleicht war der königlichen Regierung ein Templerkopf eine ebenso ansehnliche Summe wert.

Madeleine fragte Henri leise, was eigentlich aus den Templern geworden war. Hatte man sie wirklich alle umgebracht?

»Nein«, flüsterte Henri zurück, »nicht alle. Nur gibt es keine Listen mit ihren Namen und ihren Aufenthaltsorten. Ich weiß also nicht, wo sie heute sind. Vielleicht stimmt es, was dieser Guy sagt, und sie warten tatsächlich auf jemanden, der sie wieder zusammenführt. Vielleicht ist es aber auch nur eine Legende, und sie haben ihr altes Leben längst vergessen.«

»Das wäre verständlich, nach all dem, was ihnen widerfahren ist«, meinte Madeleine.

Henri überlegte. »Schon, als damals die ersten Haftbefehle ergingen und das Verfahren eröffnet wurde, versuchten manche Brüder zu fliehen – oder unterzutauchen. Die Wege von ein paar wenigen konnte ich verfolgen, sie waren zum Teil recht abenteuerlich. Ich erinnere mich an den aragonesischen Bruder Bernhard von Fuentes. Er flüchtete vor acht Jahren und wurde Anführer einer christlichen Miliz im Dienst des muslimischen Herrn von Tunis. Die allermeisten meiner Brüder landeten allerdings im Kerker – und starben auch dort. Ich konnte sie nicht retten. Es ist eine Wunde, die nie verheilt.«

»Du musstest doch selbst untertauchen und flüchten. Du warst einer der meistgesuchten Templer überhaupt, nicht wahr?«

»Ja. Nur durch eine schnelle Flucht war es mir damals möglich, zu überleben. Einige Brüder erlangten auch auf anderem Weg ihre Freiheit wieder, sie wurden für unschuldig befunden oder gestanden Irrtümer ein und versöhnten sich mit der Kirche. Ihre Geständnisse kamen allerdings immer unter Folter zustande. Einigen wenigen wurde danach auch gestattet, in den Templerhäusern oder in einem Kloster ihrer Wahl zu leben – aber nur, wenn sie zuvor ihre Brüder verraten hatten.«

»Sie versuchten, sich selbst zu retten.«

»Aber um diesen Preis? Sie entsagten ihrem Mönchsgelübde, nahmen sich eine Frau und lebten von einer geringen Pension, die der Hospitaliterorden, der die Templerbesitzungen eingezogen hatte, ihnen zahlte.«

Madeleine nickte. »Solcherlei ehrloses Verhalten gab es also auch.«

»In der Mehrzahl wurden die Templer zu strengen Kerkerstrafen verurteilt. Nur wenige erlangten die Freiheit wieder, wie Pons de Bures, der Kaplan des Tempels von Langres; er fristete seine Strafe unter sehr harten Bedingungen und wurde erst in diesem Jahr wieder freigelassen. In Frankreich verbrannte man unzählige Brüder auf dem Scheiterhaufen, in Paris, Senlis und Carcassonne. Das ist sieben Jahre her.«

»Und den Großmeister des Tempels«, warf Sean ein, »richteten die Behörden vor vier Jahren hin. Jacques de Molay starb in den Flammen auf der Seine-Insel in Paris. Du hast es mit angesehen, nicht wahr?«

»Wie furchtbar!«, entfuhr es Madeleine.

»Ruhe da hinten!«, rief einer der Räuber zu ihnen herüber.

»Wir können nicht essen, wenn ihr quatscht.«

Henri verstummte. Es war besser, diese Gesellen nicht zu reizen. Er lächelte Madeleine zu und schwieg. Er konnte nicht einmal die Liebesgeschichte der beiden jungen Menschen aus Lodi weitererzählen.

Ein wenig verzweifelt und leicht betrübt schloss Henri die Augen. Im Moment konnten sie nur abwarten. Vielleicht ergab sich am nächsten Tag eine Möglichkeit zur Flucht.

Die Bilder der verbrannten Tempelbrüder verblassten allmählich in Henris Erinnerung, die Gesichter von Francesco della Rocca und Anna di Angero hingegen standen so deutlich vor seinen Augen, dass er überlegte, wie er die Fortsetzung der Geschichte gestalten wollte.

### *In Lodi, Lombardei. Sitz des Komturs*

Schon zu Zeiten des heiligen Bernhard gab es in Lodi einen Ordenssitz der Templer, man hatte ihn gleichzeitig mit dem Hauptsitz der armen Brüder Christi auf dem aventinischen Berg zu Rom gegründet. Dort residierte der Großmeister der Provinz Italien, in Lodi ein Komtur, der sich bemühte, seine Stellung auszuweiten. Lodi wurde für den Orden zur Drehscheibe zwischen der Lombardei und Sizilien. Und für den staufischen Kaiser Friedrich I. im Jahr des Herrn 1158 zum Stützpunkt bei der Belagerung Mailands. In den folgenden Jahrzehnten kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen dem Orden, dem Kaiser und dem Heiligen Stuhl, selbst die Stiftsherren von Verona mischten sich ein, als es um die Templerkirchen ging.

Die Grenzen der Herrschaftsbereiche wurden ständig neu gezogen, auch unter Einsatz von Waffen. Unter dem Ordensmeister der Lombardei, Barochius, weiteten die Templer ihre Macht in Oberitalien aus. Sein Nachfolger, Hugo von Vercelli, tat es ihm nach. Und als Jakob von Montecuccho Großmeister wurde, herrschte er bereits über die gesamte Lombardei, die Toskana, den Kirchenstaat Spoleto, die Mark Ankona, Kampanien und Sardinien. Daran hatte sich auch noch nichts geändert, als Henri de Roslin in Lodi eintraf. Der damalige Komtur hieß Gervasius von Fallaise und stammte ursprünglich aus Chartres, woher Henri ihn flüchtig kannte. Als er in der Stadt eingetroffen war, suchte er ihn unverzüglich auf.

Henri kam damals gerade aus Paris und befand sich auf einer Pilgerreise nach Rom. Obwohl die Geschicke seines Ordens zum Besten standen, wollte er für das Wohlergehen der armen Ritter Christi vom Tempel Salomonis beten. Denn konnte man wissen, welches Schicksal der Herrgott nach dem Fall des Heiligen Lands für sie bereithielt?

In der Komturei hieß man den hohen Tempelritter aus Paris, der seine Ausbildung beendet hatte und den Templerbesitz verwaltete, herzlich willkommen. Komtur Gervasius war ein leutseliger, bereits betagter Mann. Er führte Henri in die Kapelle. Dort wurde dieser mit einem kuriosen Problem vertraut gemacht. Die Brüder stritten sich darüber, ob sie den Gottesdienst stehend oder sitzend hören sollten. Der Komtur hatte, weil er selbst schwach war, das Sitzen angeordnet. Aber der Streit hielt an, und zurzeit tat jeder das, was er für richtig hielt.

Henri erinnerte sich an die Ordensregel und flüsterte dem Komtur, der sich mittlerweile hingesetzt hatte, zu: »Unsere Regel bestimmt nicht, dass wir durchgehend stehen müssen. Sie sagt allerdings, dass sich zum Gesang des Psalms, der mit *Venite* beginnt, für das *Invitatorium* und für den Hymnus, sowohl die Starken als auch die Schwachen setzen sollen. Aber am Ende der Psalmen, wenn das *Gloria patri* gesungen wird, sollen wir uns zu Ehren des Heiligen Geistes erheben und verneigen, nur die Schwachen und Kranken dürfen sitzen bleiben und brauchen lediglich den Kopf zu senken.«

»So haben alle Recht, und es kommt nur darauf an, aufrichtig zu glauben«, sagte der Komtur. »Das ist es auch, was ich immer predige.«

Henri stimmte dem alten Herrn zu.

Nach dem Abendgebet und dem sich daran anschließenden Essen, das schweigend eingenommen wurde, während ein Lektor aus der Heiligen Schrift vorlas, erzählte der Komtur bei

einem Pokal Wein in der Prälatur von den Geschicken in Lodi, vom Fürsten Orlando und von den verfeindeten Familien della Rocca und di Angero.

Henri hörte nach dem langen Ritt nur noch müde zu. Das Jahr ging zur Neige, und es war kalt in Lodi.

Die Wege über die Alpen waren verschneit und vereist gewesen. Henri hatte sich einer Gruppe reicher Kaufleute aus dem Jura angeschlossen, die sich eine große Schar Gehilfen leisten konnte, die ihnen den Weg ebneten. Es war ein beeindruckender Zug gewesen. Allein der Anführer, ein Brokathändler aus Mailand, führte auf zwanzig Maultieren in goldfarbenen Taschen seine Waren sowie ein großes, burgunderrotes Pavillonzelt mit sich. Als die Gruppe die Täler der Lombardei erreicht hatte, war Henri zu einem Dankgebet auf die Knie gefallen. Eine Alpenüberquerung im Winter kam ihm nicht weniger gefährlich vor wie ein Kampf gegen die Heiden im Heiligen Land.

»Warum stehen sich die Familien in Lodi so unversöhnlich gegenüber?«, fragte Henri, der sich im Refektorium kalten Fasan und Dünnbier hatte schmecken lassen.

Der Komtur, dessen ledern wirkendes Gesicht von einem weißen Haarkranz gekrönt war, hob den Zeigefinger. »Nicht wahr? Es ist nicht gleich zu verstehen. Das Leben ist kurz, und man sollte es nicht mit Streit vertun.«

»Nun«, sagte Henri, »Streit gibt es überall auf der Welt. Aber in diesem beschaulichen Winkel erwartet man zumindest nicht solch unversöhnlichen Hass, wie jenen, von dem Ihr gerade spricht.«

Der Komtur nickte. »Sie haben alles, was das Herz begehrt. Aber vielleicht reicht das ja nicht. Manche von ihnen suchen den Sinn des Lebens im Kampf. Die Söhne fechten fast täglich auf den Straßen miteinander. Der Stadtfürst hat mittlerweile ein Dekret erlassen, dem zufolge jeder streng bestraft wird, der

in Lodi eine Waffe erhebt. Aber sie fechten dennoch weiter. Jetzt sind auch die beiden jüngsten Sprösslinge der Familien, Francesco della Rocca und Anna di Angero, in den Strudel des Familienzwists hineingerissen worden. Francesco soll einen Bediensteten der di Angeros vorsätzlich schwer verletzt haben.

Francesco und Anna sollen ein Liebespaar sein – das ist schon erstaunlich, nicht wahr? Unter diesen Umständen blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, sie sind untergetaucht. Niemand weiß, wo sie sich derzeit aufhalten. Den jungen della Rocca wird die ganze Härte des Stadtgesetzes treffen, sobald er wieder auftaucht. Fängt man ihn, ist er erledigt – und das schon in so jungen Jahren! Dabei ist er auch noch ein so begabter Junge!«

»Ein Drama, das einem Troubadour hervorragenden Stoff geben würde«, entgegnete Henri kopfschüttelnd.

»Ich habe, ehrlich gesagt, Angst um die beiden jungen Leute«, seufzte der Komtur. »Sie sind so schwärmerisch und unreif. In diesem Alter tut man Dinge, die man später bereut.«

»Man sollte sie finden, bevor sie geschnappt werden.«

»Ja, aber wer soll das tun? Wir dürfen uns offiziell nicht in die Geschäfte der Stadt einmischen. Und ich habe auch zu wenig Leute, um sie für einen solchen Auftrag abzustellen.«

Henri entgegnete nichts darauf, doch er dachte sich seinen Teil. Natürlich waren Tempelritter keine Stadtbüttel. Aber war es nicht die Aufgabe der Ordensbrüder, Streit zu schlichten? Wie oft hatten sie es im Outremer getan, in Palästina und in Syrien! Warum also nicht auch hier?

Langsam ging es auf Mitternacht zu. Henri ließ sich seine Kammer zeigen. Er freute sich darauf, nach seiner langen Reise endlich wieder einmal auf einem weichen Strohlager zu schlafen. Am nächsten Morgen wollte er sich in Begleitung eines Tempelbruders in Lodi umsehen.

Da er so spät zu Bett gegangen war, war seine Nacht recht kurz. Henri wurde geweckt, als es noch dunkel war. Doch er stand klaglos auf und reckte die von der Kälte steifen Glieder.

In der Küche brannten schon die Feuer. Der Morgen in dem als Talfestung angelegten Landgut von Lodi begann mit einem Gebet in der einfachen, viereckigen Kapelle und der Arbeit in den verstreut liegenden, flachen Werkstätten. Henri wollte sich nützlich machen, er wollte sich den Aufenthalt an diesem Ort verdienen. So hatte er es immer gehalten.

Der Komtur winkte ihm aus einem Fenster zu. Henri hielt sich an einen Bruder, der ihm versprach, ihn in die Stadt zu begleiten. Dieser Bruder hieß Ludovico Capon und war wie Henri damals dreißig Jahre alt. Er stammte aus Lodi, und mit seinem frischen Gesicht, den rötlichen Haaren und dem breiten Mund, der unaufhörlich reden konnte, war er Henri sofort sympathisch.

Diese Komturei war ein geschützter, gut zu verteidigender Ort, an dem gearbeitet und gebetet wurde. Und die Brüder öffneten ihre Kapelle auch für die Leute aus der Nachbarschaft, zum großen Unwillen einiger Pfarrpriester, die so auf einige Gläubige und auf so manche Einnahme verzichten mussten.

Henri ließ sich von Ludovico herumführen. Der stellte den Gast seinen Brüdern vor. Es gab vier Ritter in Waffen, drei Kaplane und achtzehn dienende Brüder, dazu kamen Arbeitsbrüder für Werkstatt, Keller, Stall und Felder und Dienstleute aller Art. Auch der Komtur galt als dienender Bruder, aber da er alt war, durfte er sich schonen. Keiner der Brüder dieser Komturei war je im Outremer gewesen, nur die Ritter hofften, eines Tages doch noch dorthin zu kommen, um die heiligen Stätten aus den Händen der Sarazenen zurückzuerobern.

Henri unterhielt sich kurz mit einem Ritter, der als Präzeptor für die Güter des Ordens zuständig war. Sie sprachen über die Verwaltung der Komturei, über Schenkungen, die in Aussicht gestellt worden waren, und über geplante Neuerwerbungen. Henri war all das sehr vertraut, und er überlegte für einen Moment, ob er sich nicht in der Lombardei niederlassen sollte. Aber waren die Templer in Italien nicht allzu weit entfernt von den Schauplätzen, wo die entscheidenden Schlachten geschlagen wurden? Und für Henri de Roslin konnte es kaum befriedigend sein, sich nach seiner ritterlichen Ausbildung mit Fragen der Güterverwaltung zu beschäftigen.

»Man rostet ein«, erklärte Henri seinem Gesprächspartner.

»Wenn man die Arbeit gern ausübt, dann nicht«, erwiderte der Präzeptor, der keine Waffen trug. »Auch die alltägliche Gutsführung ist eine spannende Sache. Selbst innerhalb eines eng begrenzten Raums wie diesem muss um den reibungslosen Tagesablauf gerungen werden.«

Henri, der wusste, wie viele Gefahren in der Welt außerhalb der Klostermauern lauerten und auf wie viel Hass man allerorten stieß, schwieg zu diesen Worten.

Der Kellermeister kam und nahm den Präzeptor mit einem Anliegen in Beschlag, sodass Henri und Ludovico die beiden allein ließen und weitergingen. Allmählich wurde es über der Komturei heller, am Horizont zeigte sich der erste Lichtstreifen des neuen Tages. Henri fror in seinem weißen Rock, über den er den weiten, weißen Umhang mit dem roten Tatzenkreuz geworfen hatte. Er wischte sich einige Schneeflocken aus dem gestutzten Bart, die ebenso feuchtkalt waren wie jene, die auf seinen dunklen, kurz geschnittenen Haaren lagen.

»Wenn es hell geworden ist«, sagte Ludovico, »führe ich dich in die Stadt. Wenn du dich um dein Pferd, deine Waffen und

deine Ausrüstung kümmern willst, tue es besser gleich, denn später werde ich dich bitten, mir bei einer Sache zu helfen.«

»Ich werde dir bei allem gerne helfen. Was steht an?«

»Ein Wettbewerb im Armbrustschießen. Ich muss üben, um gut vorbereitet daran teilnehmen zu können, und ein erfahrener Templer wie du, der sogar im Heiligen Land war, kann mir sicher wertvolle Ratschläge geben.«

»Dürft ihr denn auf dem Komtureigelände mit Waffen hantieren?«

»Wir haben keine andere Gelegenheit. Leider ist es uns außerhalb der Mauern der Komturei strikt verboten, Waffen zu gebrauchen oder uns an Kämpfen zu beteiligen.«

»Eine solche Ordensregel war mir noch gar nicht bekannt«, sagte Henri verwundert.

»Es ist keine Ordensregel. Der Fürst von Lodi hat es so verfügt.«

»Ach so«, entgegnete Henri. »Nun, dann erledigen wir am besten eines nach dem anderen. Ich werde jetzt meine Sachen in Ordnung bringen, und dann treffen wir uns wieder hier, und du entscheidest, ob wir zuerst in die Stadt gehen oder dich auf den Wettbewerb vorbereiten.«

»Der Wettkampf findet erst am frühen Abend statt«, sagte Ludovico. »Da können wir zuerst in die Stadt gehen.«

Lodi wirkte auf Henri wie ein Tier, das auf der Lauer lag und seine Krallen schärfte. Irgendetwas spielte sich in den Stadtmauern ab, das für Henri noch nicht fassbar war. Ludovico führte ihn überall herum. Die Stadt war nicht eigentlich groß, doch mit ihren prächtigen Bauten und durch die Hanglage wirkte sie durchaus so.

Die Einwohner bewegten sich auffallend vorsichtig. Es war, als wandelten sie mit jedem Schritt über unsicheren Boden.

Immer wieder blickten sie sich um, und wenn sie miteinander sprachen, taten sie es leise.

Eine Gruppe berittener Stadtbüttel zog durch die Gassen; wahrscheinlich suchten sie nach Francesco della Rocca. Sie saßen vor den Toren eines Gotteshauses ab und suchten im Inneren der Kirche nach dem Vermissten. Henri glaubte allerdings nicht, dass sich der Gesuchte noch immer in der Stadt aufhielt.

Francescos und Annas Verschwinden waren das Gespräch des Tages in der Stadt. Henri und Ludovico wurden Zeuge eines Gesprächs, das zwei offenbar gut situierte Männer in der Nähe des Bischofspalastes führten. Einer von ihnen war ein Abgesandter des Hauses di Angero, der andere war ein Edelmann mit forschenden Manieren, der von außerhalb kam.

Der Mann aus dem Haus der di Angero sagte gerade: »Das Unglück ließ uns gar keine Zeit, auf unsere Anna einzuwirken. Ich hätte es dennoch tun sollen, denn nun suchen wir sie überall vergeblich. Aber werdet nicht ungeduldig, Graf Sinola, sie wird Euch erhören, früher oder später.«

»Und ich war mir ihrer schon so sicher«, erwiderte der Angesprochene betrübt. »Was ich von der derzeitigen Situation halten soll, weiß ich wirklich nicht.«

»Glaubt mir, sie spart sich für Euch auf! Das verwirrte Mädchen ist im Moment lediglich in ein kindliches Abenteuer verstrickt. Schon morgen wird sie wieder zu Hause sein, und dann könnt Ihr sie auch gleich besuchen.«

»Das will ich hoffen. Denn meine Geduld ist bereits reichlich strapaziert.«

»Ich büрге Euch für die Zuneigung Annas, Graf! Ich kam zwar selbst erst vor zwei Tagen in Lodi an, aber nach alledem, was ich bisher mitbekam, bin ich sicher, dass sie ihrem Vater gehorcht. Was er will, will auch sie. Sie ist noch jung und

unerfahren, und in ihrem Kopf geht es nicht immer geradeaus.«

»Nun, wenn sie wieder da ist, dann wirkt auf sie ein, di Angero. Sagt ihr, dass ich sie noch immer liebe. Und wenn Eure Familie nichts dagegen hat, setzen wir die Trauung so früh wie möglich an. Wir machen nicht viel Aufhebens davon, zwei, drei Zeugen und eine Feier im kleinen Kreis reichen mir vollauf aus.«

»Das ist unserer Familie ganz recht. Wir haben hier in letzter Zeit schon viel zu viel Aufmerksamkeit erregt!«

»Nun, dann bereitet Anna auf den Hochzeitstag vor! Ich kann es kaum erwarten!«

»In diesem Sinne – bis bald!«

Die beiden Männer gingen in verschiedene Richtungen davon. Henri und Ludovico war klar, dass sie Zeugen einer Kuppelei geworden waren.

»Ich schätze solcherlei Geschäfte überhaupt nicht«, sagte Henri und verzog das Gesicht. »Junge Leute sollten ihre Ehepartner selbst wählen können. Dieser Graf scheint mir als Gatte für ein blutjunges Mädchen etwas zu alt zu sein.«

»Eine Liebesheirat ist in den reichen Städten Italiens eher eine Seltenheit«, erklärte Ludovico. »Meist regieren Vernunft und Geschäftssinn. Das ist auch gar nicht einmal so schlecht. Denn wie beständig sind schon Gefühle, lieber Bruder?«

Henri ließ diese Frage unbeantwortet. »Gehen wir weiter. Zeige mir, was es in dieser Stadt sonst noch zu sehen gibt«, sagte er. Und während er mit Ludovico durch die Gassen zog, fuhr er fort: »Vielleicht sollte ich die beiden verfeindeten Familien morgen einmal aufsuchen, zumindest die della Roccas. Ich würde gerne Näheres über diesen Francesco erfahren. Angesichts seines traurigen Schicksals kann ich nicht untätig herumsitzen. Und ich denke, dass es noch nicht zu spät ist.«

»Gebe Gott, dass Ihr Recht habt!«, sagte Ludovico.

»Du bist so unruhig! Hast du Angst? Befürchtest du, die Häscher könnten uns finden?«

»Ach nein, mein Liebstes, das ist es nicht. Mein Vater hat zu mir etwas ganz Furchtbares gesagt! Es geht mir ständig im Kopf herum, und ich komme nicht damit zurecht. Ich will es loswerden. Doch das kann ich nur, wenn ich hinausgehe und herumlaufe. Ich spucke es draußen in der Stadt aus. Vorher kann ich nicht zu dir zurück.«

»Was hat dein Vater denn gesagt?«

»Das will ich lieber nicht wiederholen. Es war unsinniges Gerede. Du weißt ja, wie Väter manchmal sind. Sie meinen es nicht so, aber was sie sagen, schmerzt trotzdem. Ich will es einfach nur vergessen.«

»Hast du Geheimnisse vor mir?«

Francesco sah das schöne Mädchen mit einem seltsamen Glanz in den Augen lange an. Dann sagte er: »Wir sind hier nicht sicher, Anna! Wenn sie die Stadt gründlich durchsuchen, werden sie uns finden. Verstehe mich nicht falsch: Ich habe keine Angst um mich, ich habe Angst um unsere Liebe! Wir würden uns nie wieder sehen, wenn sie uns einmal aufgespürt haben! Es ist für uns beide besser, wenn ich von hier verschwinde.«

»Aber wohin willst du gehen? Wohin kannst du gehen?«

»Ich kenne eine Einsiedelei. Dort komme ich für ein paar Tage unter. Vielleicht klärt sich die Lage bis dahin. Du kannst mich jederzeit dort besuchen. Der Bruder ist ein Kapuziner und heißt Balthasar.«

»Ich kenne die Grotte. Sie liegt auf dem Weg nach Piacenza.«

»Man kann sie nicht verfehlen.«

Francesco wollte aufstehen und sich auf den Weg machen, doch Anna hielt ihn zurück.

»Bleibe noch, mein Liebster«, bat sie. »Nur für ein paar Augenblicke. Lass mich jetzt noch nicht allein.«

»Es geht nicht, Anna, bevor der Tag anbricht, muss ich fort sein, sonst jagen sie mich durch die Stadt.«

»Aber so weit ist es doch noch nicht. Das Licht dort drüben ist nicht das erste Tageslicht. Es ist der Schein der Fettfackeln in den Gassen, sie gaukeln uns etwas vor.«

»Liebste Anna, wenn du es verlangst, bleibe ich auf ewig hier bei dir, ich werde mich sogar fangen und töten lassen. Aber ist es wirklich das, was du willst?«

»Sprich nicht so, Liebster! Das ist furchtbar! Ich will es nicht hören. Ich... aber was ist das denn? Du zitterst ja. Bist du so sehr in Aufruhr?«

»Es stürzt so viel auf uns ein. Und wir sind untätig!«

»Oh, ich will nicht, dass du dich fürchtest, Francesco. Wenn es sein muss, dann geh. Geh jetzt sofort und beeile dich! Draußen wird es immer heller. Geh, mein Liebster! Ich komme bald nach!«

Doch als Francesco gerade aufstehen wollte, wurde es in der Kirche unruhig. »Warte!«, sagte der junge Mann. »Ich höre Stimmen. Die Franziskaner vielleicht. Aber nein, sie sprechen miteinander, es müssen gewöhnliche Leute sein! Was sagen sie? Kannst du es verstehen?«

Anna spitzte die Ohren, so gut sie konnte. »Ein hoher Herr soll angekommen sein. Ein Tempelritter aus Frankreich. Er wohnt in der Komturei.«

»Ein Tempelritter?«

»Ja, so habe ich es verstanden. Was sind das eigentlich für Leute, diese Templer? Ich habe mich noch nie für sie interessiert. Und ich habe auch nur selten einen von ihnen

gesehen. Wenn, dann war er immer bewaffnet und wirkte auf mich so grimmig, dass er mir unheimlich war.«

»Die Templer sind gerechte Menschen. Sie kämpfen für das Gesetz. Sie sind barmherzig, sie machen sich die Angelegenheiten der Schwachen zu Eigen und geben den Armen Almosen.« Francesco runzelte die Stirn. »Weißt du was, Anna?«, sagte er plötzlich. »Ich gehe zu ihnen! Die Templer werden mir gewiss helfen, und bei ihnen bin ich sicher wie nirgendwo sonst. Die Macht der städtischen Autoritäten reicht nicht bis in ihre Komturei. Sie haben dort nichts zu sagen. Ich werde mich gleich dorthin aufmachen und ihren Vorsteher bitten, mir zu helfen!«

»Oh, Francesco! Wenn dir das nur gelingen würde! Vielleicht wird dann doch noch alles gut!«

»Geh du nach Hause, Anna! Lass dir nichts anmerken! Wenn sie dich nach mir fragen, stell dich traurig und sage, ich hätte mich aus dem Staub gemacht! Verleumde mich ruhig, spreche so abfällig von mir wie möglich. Sie werden dir glauben und dich in Ruhe lassen, denn sie werden sich nicht vorstellen können, dass du ruhig zu Hause sitzt, solange ich noch in der Nähe bin.«

»Ich tue alles, was du willst, mein Liebster. Hörst du, jetzt gehen die Leute wieder. Es ist Zeit, Francesco. Beeile dich, damit das Tageslicht dich nicht verrät!«

Francesco nahm Annas Hände in die seinen und küsste sie. »Ich will alles tun, damit du glücklich wirst, Liebste.«

Henri begegnete dem Jungen erst am frühen Abend, nachdem der Wettbewerb vorbei war. Ludovico, der die zahlreichen von Henri erhaltenen Ratschläge beherzigt hatte, hatte übrigens gewonnen. Er war darüber so glücklich, dass er Henri überschwänglich umarmte und erst nach einer Weile, nachdem

ihm sein allzu vertrautes Verhalten peinlich bewusst geworden war, verlegen von ihm abließ.

Der Junge war aus dem Halbdunkel des Stalls aufgetaucht, in den Henri gegangen war, um nach seinem Pferd zu sehen. Er war mager, aber dennoch kräftig. Mit seinem anmutigen Gesicht und seinen etwas zerzausten Haaren wirkte er wie ein junger Schwärmer, ganz gewiss nicht wie ein Klosterbruder.

»Ich hörte, Ihr seid aus Frankreich gekommen, hoher Herr.«

»Oh, bitte sprich langsam, Junge«, sagte Henri. »Ich beherrsche das Italienische nur sehr unzureichend.«

»Ich kann auch Lateinisch mit Euch reden!«

»Nur zu! Was willst du?«

»Ich bin Francesco della Rocca, und ich...«

»Der verfemte della Rocca!« Henri war überrascht. »Wie kommst du hierher? Seit wann bist du in der Komturei?«

»Ich kam in aller Frühe. Der Stall war ein gutes Versteck. Bis ich herausgefunden hatte, dass Ihr der fremde Templer aus Frankreich seid, von dem so viel gesprochen wird, verging einige Zeit. Und als ich es dann wusste, konnte ich Euch erst einmal nicht finden.«

»Ich war in Lodi, ein Ordensbruder hat mir die Stadt gezeigt. Dort hörte ich auch von deinem Unheil.«

»Was sagen die Leute denn so?«

»Sie sprechen über das, was geschehen ist. Allerdings hat jeder seine eigene Theorie. Daher würde mich sehr interessieren, was du wirklich verbochen hast, mein Junge!«

Francesco erzählte mit wenigen Worten und äußerst rasch, was vorgefallen war. Dann flehte er: »Helft mir, Herr! Ich bitte nicht für mich, ich bitte für Anna! Denn wenn man mich fängt, dann...«

Henri fühlte mit dem Jungen, der um seine Liebste so besorgt war. Er überlegte. Hatte Francesco auch nur die geringste

Chance? Der Stadtfürst hatte ja bereits sämtliche Büttel auf ihn angesetzt.

»Du hättest Anna di Angero von Anfang an in Ruhe lassen sollen! Es ist eines Mannes nicht würdig, eine Frau in Gefahr zu bringen.«

»Aber wir lieben uns doch so sehr! Bitte, helft uns, ich weiß mir keinen Rat mehr.«

»Ich will darüber nachdenken«, sagte Henri. »Aber überschätze meinen Einfluss nicht. Wir Tempelritter sind Respektspersonen, die man in schwierigen Situationen oft zu Rate zieht. Aber wir können keine Gesetze außer Kraft setzen. Und in die Angelegenheiten einer Stadtregierung dürfen wir uns ohnehin nicht einmischen. Wenn du ein Verbrechen begangen hast, kann mein Orden nichts für dich tun.«

Francesco wurde noch bleicher, als er ohnehin schon war. Sein Atem ging flach. Er schien fast einer Ohnmacht nahe.

»Bitte helft mir, Herr«, wiederholte er matt. »Sonst werden sie mich töten. Und dann wird auch Anna sterben.«

»In Ordnung«, beruhigte Henri den Jungen. »Direkt morgen früh gehe ich zu Fürst Orlando. Ich werde ihn auffordern, die Sache zu überdenken und seine Büttel zurückzurufen. Immerhin bist du fast noch ein Kind.«

»Ich bin kein Kind mehr!« Francesco straffte sich wütend. »Und wenn Ihr eines nicht tun dürft, dann ist es, zu Orlando zu gehen. Dieser Mann ist hinterlistig und gemein! Man kann ihm nicht trauen.«

»Aber nur mit seiner Zustimmung kann ich etwas für dich erreichen, Francesco. Du musst verstehen, dass ich nur diesen Weg einschlagen kann! Ich kann dich nicht schützen, wenn du ein unentschuldigbares Verbrechen begangen hast!«

Francesco blickte Henri stumm an. »Dann wird das Verhängnis seinen Lauf nehmen!«, sagte er schließlich, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Henri rief ihm hinterher. Als er keine Antwort bekam, rannte er über das Komtureigelände hinter ihm her. Die wenigen Bediensteten, die dort umherstanden, blickten ihn verwundert an. Niemand hatte den flüchtenden Francesco bemerkt. Die früh hereinbrechende Dunkelheit hatte ihn offenbar verschluckt.

Henri war wütend auf sich selbst. Er hätte den Jungen aufhalten müssen. Seiner Verfassung nach zu urteilen, lief er durchaus Gefahr, weitere Dummheiten anzustellen, die alles noch verschlimmern würden. Henri beschloss, der Sache mit ganzer Kraft nachzugehen.

Als Erstes suchte er unverzüglich den Komtur auf. Der alte Mann empfing ihn am Ausgang des Hospitalbaus, wo gerade zwei Kranke eingeliefert wurden. Henri setzte den Mann über Francescos plötzliches Auftauchen auf dem Komtureigelände, seine Einschätzung der Lage und sein überstürztes Verschwinden in Kenntnis. Dann sagte er: »Der Tempel muss tätig werden, Meister! Wenn wir nichts unternehmen, gibt es ein Drama! Dieser Junge schwebt in Lebensgefahr!«

Komtur Gervasius verschränkte die langen Finger seiner schlanken Hände ineinander. Er blickte Henri nachdenklich an. Dann schüttelte er den Kopf.

»Tempelritter als Liebediener? Das geht nicht. Wir haben uns anderen Aufgaben zu widmen. Die weltlichen Abenteuer verwirrter junger Leute gehen uns nichts an.«

»Was könnten wir tun, wenn wir es tun wollten?«, hakte Henri nach.

»Der Tempel hat seine Angelegenheiten immer im Verborgenen geregelt, wir ziehen uns auf uns selbst zurück. Draußen regiert die Stadt.«

»Könnten wir nicht wenigstens in einem Kapitel, das wir noch am heutigen Abend einberufen, darüber sprechen? Vielleicht haben ja die Ordensbrüder eine Idee.«

Der Komtur blickte Henri ärgerlich an. »Wozu diese Unruhe? Wir haben unser wöchentliches Kapitel erst vor drei Tagen abgehalten. Die Brüder würden sich fragen, ob ihr Komtur noch bei Verstand ist.«

»Es geht um das Leben eines hoffnungsvollen jungen Mannes!«

»Aus einer reichen Familie, die von Geschäften im Fernhandel lebt. Nun, und?«

»Das ist nicht ehrenrührig. Auch der Tempel macht Geschäfte, das wisst Ihr sehr gut, Meister. Wir verleihen Geld gegen hohe Zinsen. Dadurch mehren wir ständig unser Eigentum.«

Der Komtur seufzte. »Ihr seid hartnäckig, Henri de Roslin. Nun gut, ich werde ein Kapitel einberufen. Sollen die Brüder Euch die Pflichten des Ordens ins Gedächtnis rufen.«

Zwei Stunden später saßen dreißig Männer auf den Stufen eines quadratischen Saals, dessen Flachdecke von einer dicken Mittelsäule getragen wurde. Sie blickten teils verunsichert, teils verärgert umher, denn durch die überstürzt einberufene Versammlung verzögerte sich das Abendessen.

Der Komtur erklärte den Fall. Dann trug Henri sein Anliegen vor. Das Gemurmel der Brüder ließ keine große Unterstützung erwarten.

»Mit solchen Angelegenheiten können wir Templer uns nicht beschäftigen, da hätten wir einiges zu tun«, sagte der stellvertretende Komtur, ein junger Leutnant mit schneidigen Bewegungen. »Wir verhandeln hier nur Verstöße gegen die Disziplin und Verfehlungen untereinander.«

»Ich kenne die Regeln, Brüder«, sagte Henri. »Im Pariser Tempel ist es nicht anders als hier. Aber ich bitte euch, eine Ausnahme zu machen. Besondere Anlässe erfordern besondere Maßnahmen. Wir müssen tätig werden und auf den Stadtfürsten einwirken.«

»Nun«, sagte der Leutnant, »wir haben gehört, was dir auf dem Herzen liegt. Nun wollen wir darüber beraten. Gehe du solange hinaus und erwarte unseren Beschluss.«

Anstandslos erhob sich Henri von seinem Platz und ging hinaus. Er lauschte nicht auf das, was im Kapitel besprochen wurde, aber er konnte nicht vermeiden, mitzubekommen, dass das Gemurmel im Saal immer lauter wurde. Unter den Anwesenden befand sich auch Bruder Ludovico. Henri wusste, dass er für ihn Partei ergreifen würde. Aber ob ihn auch noch ein paar andere unterstützten, war fraglich.

Henri erinnerte sich an die langwierigste Kapitelverhandlung, die er je erlebt hatte. Im Londoner Tempel hatte man drei Tage und drei Nächte lang über eine Veruntreuung von Ordensgütern beraten, die Bruder Gautier Le Bachelier zur Last gelegt worden war. Schließlich war man darin übereingekommen, dass der Angeklagte beichten musste, aus dem Haus verstoßen werden und sein Habit für immer verlieren sollte. Mildere Urteile, an denen Henri mitgewirkt hatte, hatten in harter Arbeit auf den Feldern bestanden, im mehrtägigen Einnehmen der Mahlzeiten mit dem Gesinde auf dem Fußboden oder in der Bestrafung zu zwei Tagen Wasser und Brot. Henri wusste, dass Meister und Präzeptoren jede verhängte Buße und Strafe mildern konnten. Aber in diesem Fall ging es ja nicht um eine Bestrafung. Es ging um die Hilfe für zwei junge Menschen.

Möglich war natürlich dennoch, dass die Kapitelversammlung Henris Bestrafung verlangte, bevor sie seinen weltlichen Wünschen entsprach. Nach einiger Zeit wurde Henri wieder in den Saal gerufen.

Der Komtur ergriff sofort das Wort. »In erster Linie sind wir darauf bedacht, den Frieden im Ordenshaus aufrechtzuerhalten. Deshalb müssen wir eine einstimmige Entscheidung treffen. Du, Henri de Roslin, bist nur ein Gast, wenn auch ein hoch

geschätzter. Während du irgendwann wieder abreisen wirst, bleiben wir in Lodi und müssen mit den Autoritäten der Stadtrepublik auskommen. Deshalb sind wir zu dem Schluss gekommen, nicht in dem von dir geforderten Sinne tätig zu werden. Wir halten uns aus dem Zwist der Familien heraus. Aber wenn du es wünschst, gestatten wir dir, auf eigene Faust etwas in der Sache zu unternehmen. Dieser Beschluss muss allerdings geheim bleiben.«

Henri hatte kaum etwas anderes erwartet. Mit einem leichten Kopfnicken bedeutete er dem Komtur seine Ehrerbietung, dann sagte er: »Ich danke euch für eure Mühe, meine Brüder. Ich kann verstehen, dass ihr meiner Bitte nicht entsprechen könnt, und danke euch, dass ihr mir erlaubt, auf eigene Faust zu handeln. Genau dies werde ich auch tun. Es wäre allerdings schön, wenn ich trotz allem für die nächste Zeit Gast in eurer Komturei sein darf.«

»Natürlich darfst du!«, rief Ludovico dazwischen, obwohl es nicht an ihm war, dies zu entscheiden.

Der Komtur sprach die Schlussworte. »Ich vergebe dir, Henri, und uns allen, wenn wir Wünsche haben, denen wir nicht folgen dürfen. Ich vergebe, soweit ich kann, im Namen Gottes und Unserer Lieben Frau. Und ich bitte Gott, dass Er durch seine Barmherzigkeit euch eure unzureichenden Gedanken und Gefühle vergebe, wie Er der heiligen Maria Magdalena vergeben hat.«

»Amen.«

Fürst Orlando ging im Zeremoniensaal des Regierungspalastes auf und ab. Er war an diesem Tag noch unruhiger als an den vorangegangenen. Er schlief schlecht, und ein stechender Schmerz in der Seite quälte ihn. Zudem beschäftigte ihn die Angelegenheit der zerstrittenen Familien mittlerweile mehr, als er zunächst hatte wahrhaben wollen. Unablässig dachte der Fürst darüber nach, was zu tun war. Wie

ging er am besten vor, um seine uneingeschränkte Herrschaft in Lodi zu sichern?

Die Kontrolle über die Stadtmiliz lag in seiner Hand, sie war nicht das Problem. Und die zwanzig *gonfalon*i, an deren Spitze der *capitano del popolo* stand, bedachte er mit so vielen wertvollen Geschenken, dass er sich ihrer Unterstützung sicher war. Die zwölf Ältesten wiederum, die im Stadthaus lebten, wurden von einem Gremium gewählt, das auf Orlando hörte – jedenfalls zurzeit noch –, daher waren die *anziani* ganz auf seiner Linie, auch wenn sie hin und wieder von ihm gefällte Urteile abmilderten. Der *podestâ* schließlich, der oberste zivile Beamte von Lodi, hatte eine Schwäche, die Fürst Orlando genau kannte: Er konnte keinem Weiberrock widerstehen. Also beschaffte der Fürst ihm mit der nötigen Diskretion einige der hübschesten Mädchen aus den Hurenhäusern von Mailand.

Zwietracht unter den Bürgern und Verschwörungen unter den verfeindeten Adelsfamilien, dachte Orlando, waren einst an der Tagesordnung gewesen. Mittlerweile war Lodi allerdings weitgehend befriedet. Aber war das auf Dauer gut für ihn? Eigentlich schadete es ja seinen Interessen, aber das würde er weder dem *podestâ* noch dem *capitano del popolo* verraten. Vorerst reiche es, wenn er immer wieder ein paar kleine Feindseligkeiten zwischen den beiden großen Familien schürte, natürlich nur so lange, wie es ihm unauffällig möglich war, denn nach außen hin musste er als Schlichter auftreten, der das Tragen von Waffen und öffentlich ausgetragene Fehden verbot. Nur so konnte er auch das gemeine Volk gnädig stimmen. Diesem verbot er wiederum, sich in die Händel des Adels einzumischen. Außerdem hatte er Kleinkriege zwischen Kaisertreuen und Papsttreuen untersagt und den Adel der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Fürst Orlando ging sehr geschickt dabei vor, den Konflikt zwischen den verfeindeten Familien am Leben zu erhalten.

Dass sich die Kinder dieser Familien durch Heirat miteinander verbanden, war gewiss das Letzte, was er gutheißen konnte. Sobald die di Angeros und die della Roccas nicht mehr mit ihrem gegenseitigen Hass beschäftigt waren, bestand die Gefahr, dass sie sich näher mit der Ämterführung der Stadtregierung beschäftigten und eigene Ansprüche anmeldeten. Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Orlando musste die ungestümen Bastarde der beiden großen Familien unbedingt zügeln und bestrafen, wenn sie seine Anordnungen missachteten. Gut daran war, dass er den gegenseitigen Hass, den diese Bengel aufeinander hegten, damit noch ein wenig mehr anstachelte.

Teile und herrsche, so ist es richtig, dachte der Fürst.

Dann blickte er aus dem Fenster, hinüber zu den hohen Wohntürmen der Stadt. Die turmbewehrten Häuser Lodis waren schön, aber auch gefährlich. Wer konnte ausschließen, dass in den Wehrbauten der adligen Familien Pläne geschmiedet wurden, die den Interessen der Stadt zuwiderliefen? Es hatte bereits Bündnisse mit anderen großen Adelsgeschlechtern auf dem Land gegeben, die *societas militum* scherte sich nicht um republikanische Tugenden. Manche Mitglieder der Adelsgeschlechter kamen sogar nie aus ihren Familienfestungen heraus. Das könnte auf so manches Stadtoberhaupt beängstigend wirken. Doch nicht auf Orlando. Sollen sie bleiben, wo sie sind, dachte der Fürst.

Ein Schwarm schwarzer Vögel zog am Horizont auf. Die Tiere kreisten eine Weile um die Wohntürme herum und stoben anschließend mit lautem Gekreische über die Stadt davon.

Der Blick des Fürsten folgte ihrer Bahn. Und als sie nicht mehr zu sehen waren, fiel er steil nach unten. Im Hof des Stadtpalastes herrschte an diesem Morgen ein emsiges Treiben.

Was wollten all diese Menschen hier? Der Fürst kratzte sich an einer juckenden Stelle auf der Stirn.

Lodi war eine aufstrebende Stadt, und so gaben die Gewerbetreibenden den Ton an. So war es auch an diesem Morgen. Karren von Händlern, Träger, die Fässer rollten oder Körbe und Säcke schlepten, dick vermummte Frauen, die Brennmaterial heranbrachten – Orlando war die Notwendigkeit des gewerblichen Treibens wohl bewusst. Aber es wäre ihm lieber gewesen, wenn seine Stadt nur durch die Kraft seines Willens angetrieben worden wäre. Durch seine politischen Reden, seine Entwürfe, seine Anordnungen. Durch seine großen und erhabenen Visionen.

Er seufzte und wandte sich ab.

Langeweile, dachte er, jeden Tag erlebe ich hier nichts als Langeweile. Ich würde mich gerne irgendwie zerstreuen, aber wie soll ich das anstellen?

Da kam dem Fürsten eine Idee. Ich werde eine Rede schreiben, dachte er, eine Rede, die ich vom Balkon des Rathauses herab halten werde. Darin werde ich meinen Machtanspruch darlegen. Ich werde den Bürgern dieser Stadt vor Augen halten, wie groß meine Familie ist und wie unvergleichlich meine Verdienste um diese Stadt sind. Die Leute werden mich anschließend noch mehr lieben als zuvor, mich, Fürst Orlando, ihren Friedensstifter.

Der Fürst wollte seinen Plan sogleich in die Tat umsetzen, als ihm ein Besucher gemeldet wurde. Was wollte der Kerl? Nahm jetzt schon jeder Hergelaufene die Audienzzeiten in Anspruch? Der Stadtfürst befahl unwillig, ihn vorzulassen. Als der Besucher eintrat, erschrak Fürst Orlando.

Henri de Roslin zog den ortskundigen Ludovico zu Rate, während er überlegte, wie er dem verfolgten Francesco am

besten helfen konnte. Der Tempelbruder riet ihm, zuerst zu den della Roccas zu gehen, da deren Zorn und Ungeduld üblicherweise am größten seien. Er sollte die Familie im Hinblick auf Francescos Schicksal beruhigen, indem er ihnen versicherte, dass er als Tempelritter sich der Sache annahm. So ließen sie sich möglicherweise von übereilten Handlungen abhalten.

»Sie werden dich als Autorität betrachten und sich angesichts deines Engagements zumindest eine Zeit lang ruhig verhalten. Einen Konflikt mit dem Tempel wird in Lodi so schnell niemand riskieren.«

»Nein, ich werde erst einmal zu den di Angeros gehen«, meinte Henri. »Der Vater wird äußerst besorgt um das Wohl seiner Tochter sein.«

Ludovico überlegte: »Das Beste wäre wohl, man lüde beide Seiten hier zu uns in den Konvent ein. An einem neutralen Ort wie diesem könnte man sie vielleicht noch am ehesten besänftigen. Sie müssen begreifen, dass die Zukunft ihrer Kinder nicht in Hass und Gewalt liegen darf.«

»Wenn wir das schaffen, haben wir gewonnen. Aber einflussreiche Familien tendieren immer zum Starrsinn – ganz gleich, wo sie leben, ob in Italien, Frankreich oder anderswo.«

Henri wiegte den Kopf. »Ich denke, ich werde zuerst den Stadtfürsten aufsuchen. Er muss den Streit von Amts wegen schlichten, dazu ist er verpflichtet. Zumindest muss er es versuchen. Wenn die beiden Familien entsprechende Befehle erhalten, werden sie sich friedlich verhalten müssen. Erst dann darf ich mich einschalten und kann versuchen, die einzelnen Beteiligten zu überzeugen.«

»Wie du meinst, Henri«, sagte Ludovico. »Dann zeige ich dir, wo der Fürst residiert.«

Fürst Orlando hatte höchst unangenehme Erinnerungen an seinen Besucher. Er hatte den Auftrag später bereut, den er ihm vor seiner Wahl zum Stadtfürsten erteilt hatte. Aber nur dadurch war er gewählt worden. Sein Konkurrent war auf unrühmliche, aber dankenswerterweise auch höchst unverdächtige Weise aus dem Leben geschieden – man hatte ihn in einem Schweinekoben gefunden, nach Schnaps stinkend und von den Säuen angefressen. Der Schlachter hatte ganze Arbeit geleistet, aber Fürst Orlando ekelte sich vor so viel grausamer Hingabe. Der Mann war unberechenbar. Und er würde jederzeit wieder töten. Im Auftrag eines jeden, der ihm nur genügend Geld dafür bot.

»Was willst du?«, fragte Fürst Orlando den Mann.

»Ich bringe Euch eine Nachricht, die Euch sehr interessieren könnte, mein Fürst. Ihr braucht gar nicht so ängstlich dreinzublicken, ich verlange nichts dafür.«

Orlando blickte den kleinen Mann, der nie richtig still stehen konnte, argwöhnisch an. Irgendetwas vibrierte in diesem Kerl. Immer wieder trat er von einem stämmigen Bein auf das andere, seine Gesichtsmuskeln zuckten, und er hörte nie auf zu blinzeln. Man sollte diesen Kerl schleunigst verschwinden lassen, dachte der Fürst. Doch diesen Gedanken behielt er wohlweislich für sich, und für den Rest des Gesprächs versuchte er, seine Angst und seinen Argwohn zu verstecken und seine Stimme fest klingen zu lassen.

»Was ist es?«, fragte er.

»Ich habe sie gesehen. Im Park vor meinem Fester. Sie sind ein Liebespaar.«

»Von wem sprichst du, Kerl!?«

»Ach, tut nicht so. Ihr wisst es doch genau. Ich spreche von Anna di Angero und Francesco della Rocca.«

»Die beiden sind ein Liebespaar? Man hört in diesen Tagen ja so manches, aber das...«

»Glaubt mir, Fürst, ich habe es genau gesehen.«

»Du machst mir doch nichts vor, wie?«

»Warum sollte ich das tun, mein Fürst? Ich will lediglich, dass die Wahrheit ans Licht kommt. Und bislang war ich Euch doch stets ein zuverlässiger Zuträger, nicht wahr?«

»Ja, schon!«

Orlando ging nachdenklich im Raum auf und ab. Konnte es wirklich wahr sein, was der Schlachter sagte? Und wenn es so war, was nützte es ihm? Vor kurzem erst hatte er darüber nachgedacht, ob er es wagen konnte, neue Steuern zu erheben. Für die di Angeros und die della Roccas hatte er sich in diesem Zusammenhang eine spezielle Sondersteuer ausgedacht – immerhin machten sie die besten Geschäfte in der Stadt. Kam ihm die Nachricht dieses verdammten Schlachters vor diesem Hintergrund überhaupt recht?

»Gibt es Zeugen für deine Behauptung?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht wissen es in Lodi schon mehr Leute, als man ahnt. Ich hörte übrigens, dass ein bedeutender Templer in Lodi eingetroffen sei. Hat man ihn etwa in dieser Angelegenheit hierher beordert?«

»Unsinn! Niemand hat ihn gerufen. Und schon gar nicht wegen solch einer kindischen Liebesgeschichte. Die Templer haben andere Dinge zu tun.«

»Wie Ihr meint. Aber zurück zu Eurer Frage. Wenn ich es mir recht überlege, so wissen von dem zarten Band, das Francesco della Rocca und Anna di Angero miteinander geknüpft haben, außer mir bisher wohl nur sehr wenige.«

Der Schlachter blickte Fürst Orlando auffordernd an. Dieser sah missbilligend auf seinen Besucher zurück. Der Hohn und der Hass in seinen flackernden Augen blieben ihm nicht verborgen. Was für ein übles Spiel spielte diese stinkende Kreatur mit ihm?

»Ich muss mir überlegen, was ich mit deiner Nachricht anfangen kann. Hier, nimm diesen Goldflorin. Und nun verschwinde. Wenn ich dich brauche, lasse ich dich holen. Unaufgefordert solltest du besser nicht mehr in den Palast kommen, hast du mich verstanden?«

»Aber gewiss, mein Fürst!«, antwortete Tullo grinsend, bevor er den Saal – ehrerbietig dienernd – verließ.

Nachdem der Schlachter fort war, trat Fürst Orlando ans Fenster. Er blickte hinab auf die Straße. Als er sah, wie der Schlachter unten im Hof auftauchte, diese gedrungene Figur mit ihrem behäbigen Gang, hätte der Fürst ihn am liebsten festnehmen lassen, denn er war unberechenbar. Tullo hasste die Menschen, und es bestand die Gefahr, dass er zu viel redete.

Aber wer sonst sollte die unangenehmen Aufträge für den Stadtfürsten ausführen, die hin und wieder unvermeidbar waren? Orlando kannte niemanden. In Mailand tummelten sich natürlich viele käufliche Verbrecher, aber Lodi hatte der Fürst selbst gesäubert. Daher war für die Schmutzarbeit hier kaum jemand greifbar.

Kurz entschlossen trat Orlando an sein Schreibpult. Er wollte endlich seine Rede schreiben, sich an seiner Macht weiden. Was ließ er sich von einem dahergelaufenen Schlachter einschüchtern? Er war es doch, der alle Fäden in der Hand hielt, und das würde er mit seiner Rede kundtun. Doch während er in einer Hand bereits den Gänsekiel hielt und mit der anderen das Papier glatt strich, dieses neue, wunderbare Material, das endlich ein leichtes, flüssiges Schreiben ermöglichte, übermannte ihn plötzlich erneut ein unbehagliches Gefühl.

Es war keine gute Idee gewesen, sich mit einem Verbrecher einzulassen. Solche Menschen brachten einem über kurz oder lang nur Unheil und Verderben. Orlando fragte sich, ob man

ihm wegen seiner damaligen Untat auf die Schliche kommen könnte. Wenn dieser Tullo Battistini schwieg, sicher nicht. Aber wer garantierte ihm, dass er nicht eines Tages doch reden würde?

Orlando hatte sich damals der Hilfe des Mailänder Bischofs versichert. Die Visconti, die gerade an die Macht gekommen waren und es wahrscheinlich noch für längere Zeit bleiben würden, hatten ihm ebenfalls ihre Unterstützung zugesichert. Der Kandidat der Handwerkerzünfte für das Stadtamt von Lodi war von Tullo im Schlaf überrumpelt worden. Er hatte ihn getötet, ihn zum städtischen Schweinestall geschafft und ihn dort in den Schlamm getrampelt. Dann hatte Tullo ihm den Kopf abgeschlagen und diesen auf eine Lanze gespießt.

Am nächsten Morgen hatte Orlando die vermeintlichen Täter dieser ruchlosen Tat – irgendwelche harmlosen Landstreicher – umgehend verhaften und wie Tiere in hölzerne Käfige sperren lassen, wo sie nach Tagen elendig verreckt waren. Den Verdacht, dass er, Orlando, aus der mächtigen Familie der Viscontitreuen, etwas mit der Tat zu tun haben könne, hatte er damit allerdings nicht völlig ausmerzen können. Er hatte damals überlegt, auch Tullo töten zu lassen, um sich Zeugen vom Hals zu schaffen. Aber dann hatte er gezögert, weil er nicht wusste, ob er den Schlachter noch einmal würde brauchen können. Und das war gut gewesen, denn jetzt war es so weit. Allerdings musste er klug vorgehen. Genauso klug wie damals kurz vor seiner Amtseinsetzung.

Die Stadt hatte ihn gewählt – erleichtert darüber, dass ein starker Mann dem Rauben, Stehlen und Brandschatzen der Vergangenheit ein Ende setzen wollte. Niemand hatte sich an diesem Tag gefragt, ob Orlando selbst nicht eine noch größere Gefahr darstellte. Und Orlando hatte sich alle Mühe gegeben, dass dies auch so blieb. Nach außen hin hatte er mit milder

Strenge regiert. Aber nach innen mit Drohungen, Gewalt und Erpressung.

Orlandos Blick streifte das Wappen seiner Familie, das gegenüber seinem Schreibtisch hing. Er sah die Schlange, die einen Sarazenen verschlang, in gelben und blauen Farben, und mit einem Mal spürte er die Kraft, die von diesem Bild ausging. Er war gewillt, alles zu tun, um an der Macht zu bleiben.

Niemand sollte ihn stürzen. Andererseits wollte er auch gerecht regieren, denn er genoss die Achtung und Bewunderung, die man ihm in Lodi entgegenbrachte, vor allem die Frauen, die zu ihm aufsahen. Diese Wertschätzung wollte er sich verdienen. Er wollte von sich selbst sagen können, dass er ein gütiger Herrscher war. Und dass er zu Recht an der Spitze des Stadtmagistrates stand.

Erfüllt von diesem Gedanken, setzte der Stadtfürst die Spitze seiner Schreibfeder erneut auf das noch jungfräulich weiße Papier.

Henri de Roslin und sein Tempelbruder Ludovico wurden sogleich vorgelassen, als sie im Stadtpalast um eine Audienz mit Fürst Orlando baten. Das Erste, was den beiden Männern auffiel, als sie das Arbeitszimmer des Fürsten betraten, war ein prächtiger Wandteppich, auf denen der dreißig Jahre zuvor errungene Sieg der Visconti in Mailand dargestellt war. Der Fürst selbst war nirgends zu sehen. Während die beiden Templer auf ihn warteten, studierte Henri die Darstellungen auf dem Wandbehang. Unwillkürlich fragte er sich, ob der Stadtfürst von Lodi von den mächtigen Visconti protegiert wurde.

»Der Teppich zeigt die Wunder von Mailand«, erklärte Ludovico. »Interessiert es dich? Wenn du magst, kann ich dir etwas darüber erzählen.«

»Sehr gern«, entgegnete Henri. »Offensichtlich haben wir ja noch etwas Zeit, bis der Fürst sich zu uns gesellt.«

»Nun denn«, sagte Ludovico. »Mailand ist zurzeit die reichste Stadt weit und breit. Momentan regiert dort der Reichsstatthalter Matteo I. natürlich ein Visconti – er ist auf dem Bild hier in der Mitte zu sehen. Und dort sieht man den schier endlosen Strom von Handelsreisenden mit all ihren voll beladenen Wagen, auf denen ihre Waren transportiert werden. Allein daran sieht man schon recht deutlich, dass Mailand so reich und so mächtig ist, wie es Lodi niemals werden kann.«

»Strebt Lodi denn danach, so mächtig wie Mailand zu werden?«

»Wo denkst du hin? Allein einen solchen Gedanken würden die Visconti mit aller Macht zu unterbinden suchen! – Siehst du das Wirtshaus hier? Mailand hat über eintausend davon. Es ist eine Stadt, in der gern gegessen wird. Kapaune und Schweine, Filetstücke in Pfeffersöße, Salami und in Teig gebratenes Fleisch aus Mailand sind im ganzen Land berühmt. Während man in Lodi schuftet, wird sich in Mailand prächtig amüsiert. Die Mailänder feiern große Feste, und von den adligen Damen der Stadt sagt man, dass sie sich für den Sonntagsgottesdienst derart herausputzen, dass man meinen könnte, der Zweck der Messe bestünde im Vorführen der neuesten Garderobe. Was dieser Wandteppich allerdings nicht zeigt, ist die Gewalt, für die Mailand ebenfalls berühmt ist. Raubüberfälle, Fememorde und Verbannungen sind dort an der Tagesordnung. Um dem bei uns in Lodi vorzubeugen, regiert Fürst Orlando mit Strenge. Aber man weiß nicht genau, ob dahinter vielleicht noch andere Absichten stecken. Hier in Lodi sagt man...«

»Was sagt man hier in Lodi?«

Fürst Orlando hatte seinen Arbeitsraum betreten, ohne dass die beiden Templer es bemerkt hatten. Seine Stimme klang freundlich und bedrohlich zugleich. Wie lange er ihrem Gespräch schon gelauscht hatte, konnten Henri und Ludovico nicht sagen. Sie fuhren erschrocken herum, als er sie ansprach.

»Fürst Orlando? Ich bin Henri de Roslin, ein Tempelritter aus Paris. Und das ist...«

»Bruder Ludovico und ich wurden einander bereits vorgestellt, nicht wahr? Und ich bin sehr gespannt zu erfahren, was er Euch über gewisse Gerüchte erzählen wollte, die in unserer Stadt kursieren.«

Ludovico war von dem plötzlichen Auftritt des Fürsten so überrascht, dass er unwillkürlich rot anlief, als dieser seine unausgesprochenen Worte so scharf kritisierte. Die Art und Weise, wie Orlando die Stadt regierte, war ihm nicht geheuer, doch als Templer wollte er seine Neutralität wahren. Daher versuchte er, den Stadtfürsten so gut wie möglich zu besänftigen. »Ach, Fürst, Ihr wisst doch, das ist alles nur Gerede. Seid versichert, dass ich nicht die Absicht hatte, Geschwätz zu verbreiten.«

Henri wollte nicht, dass sein Gespräch mit dem Fürsten von Anfang an von Misstrauen überschattet war. Bevor noch jemand etwas einwenden konnte, sagte er daher: »Wir sind aus einem ganz bestimmten Grund zu Euch gekommen, Fürst. Ihr wisst, dass die beiden einflussreichsten Familien der Stadt in Streit miteinander liegen. Ich weiß, dass ihr Euch bemüht, diesen Streit nach Kräften zu schlichten, dennoch spitzt er sich, wie ich hörte, mit jedem Tag zu.«

»Ich freue mich, dass Ihr so viel Interesse für unsere bescheidene Stadt aufbringt, Templer. Aber was Ihr hier gerade angesprochen habt, ist wohl kaum Eure Angelegenheit.«

»Das kommt ganz darauf an, aus welcher Perspektive man die Sache betrachtet, Fürst. Wir Tempelritter wissen, wie wichtig es für das Wohl aller ist, dass sich Verantwortliche in hohen Ämtern auf die großen politischen Konflikte ihres Landes konzentrieren. Um diese ernsthaft angehen zu können, muss ein Dauerzwist auf privater Ebene, wie er in Eurer Stadt an der Tagesordnung ist, rasch beigelegt werden. Ich bin natürlich nur zu Gast in Lodi und würde mich daher auch kaum um diese Angelegenheit kümmern, wenn ich nicht Besuch bekommen hätte. Francesco della Rocca kam in die Komturei und bat mich...«

»Francesco suchte Euch auf? Was trieb ihn dazu? Kannte er Euch?«

»Ich weiß es nicht. Allerdings tut das meiner Meinung nach auch kaum etwas zur Sache. Entscheidend ist, dass Francesco mich um Hilfe bat und dass mir rasch klar wurde, dass er verzweifelt genug ist, um großen Schaden anrichten zu können.«

»Wo ist Francesco jetzt? Wir suchen ihn alle!«

»Er verschwand, nachdem er sein Anliegen vorgetragen hatte. Ich weiß nicht, wohin er daraufhin geflohen ist.«

»Hm, und was gedenkt Ihr nun zu tun, Tempelritter?«

»Zunächst einmal ist mir daran gelegen, mit Euch das weitere Vorgehen abzustimmen«, sagte Henri. »Da ich hier fremd bin, will ich mich nicht vordrängen und auch die Anstrengungen der Regierung nicht stören. Daher würde ich zunächst gerne erfahren, wie Ihr in dieser Sache vorgehen wollt.«

Fürst Orlando blickte Henri hochmütig an. »Ich denke, es genügt vollauf, wenn Ihr mich über alles, was Ihr wisst, in Kenntnis setzt, damit ich anhand dessen das weitere Vorgehen planen kann. Mir ist natürlich daran gelegen, Francesco so schnell wie möglich zu finden, um die Ordnung in der Stadt

wiederherzustellen. Der Junge hat ein Verbrechen begangen, und dafür muss er zur Rechenschaft gezogen werden.«

»Sein Verbrechen war allerdings eher gering«, warf Henri ein. »Er wurde beleidigt und hat sich gewehrt, das war lediglich...«

»Die Beurteilung dieser Vorgänge solltet Ihr wohl besser mir überlassen. Ihr könnt davon ausgehen, dass ich alle nötigen Maßnahmen veranlassen werde, die mir für Lodi richtig erscheinen.«

Das selbstgerechte und inquisitorische Verhalten des Fürsten ärgerte Henri maßlos. Aber vielleicht würde er zugänglicher werden, wenn er ihm die Verdienste seiner offensichtlichen Vorbilder, der Visconti, deutlich vor Augen hielt. »Euer Wandteppich hier stellt die Wunder von Mailand dar«, sagte er daher. »Sorgt dafür, dass es keine Katastrophe von Lodi gibt und niemand zu Schaden kommt. Ich fürchte sehr um das Leben von Francesco della Rocca.«

»Die Wunder von Mailand? Nun, Fürst Matteo ist in der Tat ein weiser Regent, der es versteht, die rivalisierenden Gruppen in seiner Stadt dauerhaft zu versöhnen. Vor acht Jahren kam er unter dem Schutz des römisch-deutschen Kaisers, Heinrichs VII. nach Mailand zurück, nachdem man ihn – gegen den Wunsch von Papst Johannes – nach Verona ins Exil gejagt hatte. Seitdem regiert er milde, aber entschlossen, wenn es sein muss, greift er zuweilen auch mit aller Härte durch. Nicht zuletzt deshalb ist er mein Vorbild. Und so kann man auch mich dafür rühmen, ein geduldiges Regiment zu führen. Vereinzelte Übergriffe werden in Lodi schnell geahndet, und ich greife stets mit ganzer Härte durch, wenn jemand den Frieden stört.«

»Ihr wollt damit sagen, dass Ihr mit dem Fall Francesco della Rocca alleine zurechtkommt, nehme ich an.«

»Genau so ist es. Ihr habt mich hervorragend verstanden, Templer.«

»Wie Ihr wünscht«, sagte Henri. »Aber wenn Francesco della Rocca etwas zustößt, mache ich Euch persönlich dafür verantwortlich.«

»Henri!«, warnte Ludovico seinen Ordensbruder leise.

Der Fürst richtete sich indessen zu voller Größe auf, strich sich das blonde Haar aus der Stirn und sagte: »Ihr solltet Euch nicht die Frechheit herausnehmen, mir zu drohen! Da Ihr Tempelritter seid, kann ich Euch zwar in keiner Weise belangen, aber ich warne Euch dennoch. Kommt mir nicht in die Quere, sonst kenne ich Mittel genug, um Euch aus dem Weg zu schaffen. Ich hoffe, ich habe mich deutlich ausgedrückt.«

»Seid Ihr größenwahnsinnig?« Henri lachte leise auf. »Nicht einmal als Gast in Eurer Stadt bin ich dazu gezwungen, Eure Anordnungen zu befolgen. Ich kann jederzeit tun, was mir beliebt. Ich dachte nur, Ihr wüsstet es zu schätzen, wenn ich mein Wissen und meine Sorgen mit Euch teile. Da dies nicht der Fall zu sein scheint, will ich Euch nicht länger mit meiner Anwesenheit belästigen, Fürst. Lebt wohl!«

Henri machte auf dem Absatz kehrt und ließ den verdatterten Fürsten allein in seinem Arbeitszimmer zurück. Ludovico folgte ihm, ohne zu zögern.

»Fürst Orlando ist einer der eitelsten und machthungrigsten Menschen, die mir je begegnet sind«, sagte Henri wütend.

»Das weiß jeder hier in Lodi«, sagte Ludovico. »Aber niemand traut sich, es laut auszusprechen. Man kann ihm nichts nachweisen.«

»Hat er keine Gegner?«

»Natürlich hat er die. Die meisten von ihnen hat er allerdings längst ausgeschaltet, und die übrigen haben Angst vor ihm.«

»Er wird es nicht wagen, irgendetwas gegen Francesco zu unternehmen, das hoffe ich zumindest. Er wird meine Worte wohlverstanden haben.«

»Verstanden hat er dich sicher, aber deine Hoffnung teile ich nicht. Der Fürst ist durchtriebener und gefährlicher, als du denkst, Henri! Er hat all seine ärgsten Feinde vernichtet. Er legte ihnen Geisterbeschwörung, Zauberei, Ketzerei und was weiß ich noch alles zur Last. Die Gerichte schenkten all seinen Anschuldigungen Glauben. Selbst wenn er seinen Feinden solch unglaubliche Vergehen andichtete, wie die Auferstehung des Leibes zu leugnen und das Blut von Jungfrauen zu trinken.«

»Die Richter nahmen ihm das wirklich ab?«

»Alle! Vor allem der Papst war immer auf seiner Seite – und auf der Seite der Visconti.«

»Dass der Papst ihm glaubt, wundert mich allerdings nicht. Er selbst soll ja schon immer an bösen Zauber geglaubt haben. Man sagt, dass er bei Tisch mit einem gebogenen Horn in Brot und Fleisch einsticht und Salz um seinen Teller streut. Er lebt im Wahn. Und vielleicht ist er selbst besessen, denn man erzählt, er habe bei seiner Geburt gekräht wie ein Hahn.«

»Der Heilige Vater? Sag das nur nicht laut, sonst wirst du sofort als Ketzer gebrandmarkt und verhaftet!«

»Ich habe keine Angst. Als Tempelritter bin ich unangreifbar, ebenso wie du und der gesamte Orden. Uns kann nichts geschehen. Umso mehr haben wir allerdings die Pflicht, gerecht zu handeln und dafür zu sorgen, dass anderen Gerechtigkeit widerfährt.«

Ludovico seufzte. »Ich hoffe, du täuschst dich nicht, was unsere Sicherheit angeht. Auch wir haben Feinde, und manchmal fürchte ich, sie könnten mächtiger sein, als wir denken. Sie arbeiten im Verborgenen. Wir müssen auf der Hut sein.«

»Aber was erzählst du denn da, Ludovico? Wer soll uns schaden? Man braucht uns doch.«

»Du siehst es ja, Henri. Selbst der Fürst verschmäht unsere Hilfe. Wie er verfolgen die meisten Machthaber ihre eigenen Interessen. Den Tempel fürchten sie erst dann, wenn er zur Waffe greift.«

»Dann greifen wir eben zur Waffe, Ludovico! Ich werde Francesco della Rocca beschützen, koste es, was es wolle! Seine Sache ist von nun an auch die meinige.«

Tullo Battistini konnte nur lachen. Diese Figuren, dachte er, dieses Pack, von dem sie immer reden und die sich immer nur wichtig machen. Die sind doch alle nur Abschaum. Ich könnte die Schweine damit füttern. Und das werde ich eines Tages sicher auch.

Er hatte sich umgesehen. Diese Stadt war ihm nicht geheuer. Er hatte schon begonnen, die Guten von den Bösen zu scheiden. In einem kleinen Büchlein hatte er lange Listen angelegt, die er immer wieder überarbeitete. Ja, da würden sich diese aufgeblasenen Parasiten gehörig wundern, wenn sie das sähen. Lesen und schreiben konnte er, besser sogar als manch einer von ihnen. So dumm war er nicht. Er tat manchmal nur so, um sie besser beobachten zu können, diese wahrhaft Dummen mit ihrem ewigen Dünkel. Es war besser für ihn, wenn sie ihn unterschätzten. Dann war er im Vorteil.

Tullo kehrte seinen Stall aus. Hinterher würde er wieder in den Keller gehen und Fleisch hacken. Er hatte ein Schwein geschlachtet. Zwar gab es zurzeit noch keinen Käufer dafür, doch der Geruch von warmem Blut gab ihm immer ein so gutes Gefühl, dass er von Zeit zu Zeit auch einfach nur aus einer Laune heraus schlachtete.

Diese elendigen Schmarotzer mit ihrem Dünkel. Tullo musste unwillkürlich lachen, als er an sie dachte. Die einzig Erträglichen waren die, die ab und zu mit einem Auftrag kamen. Die anderen, die, die sich für ganz besonders schlau hielten und deren Abscheu er immer deutlich spürte, wenn er ihnen begegnete, die verachtete er. Und er wusste, dass auch sie ihn verachteten.

Was trieben sie nur den ganzen Tag? Unentwegt schwatzten sie von einer freien Gemeinschaft, von Zünften und anderen Interessengruppen. Dabei konnte man hinschauen, wo man wollte, überall regierte der Zwang. Irgendein gemeines Interesse zwang sie immer zusammen. Zum Beispiel die Universitäten, die sie in Siena und Bologna gegründet hatten und die sich nun in beispielhafter Überheblichkeit anmaßen, gegenüber der Kirche selbständig zu sein.

Tullo schlug ein Kreuz. Er war ein frommer Mensch, auch wenn er die Gebote der Kirche nicht immer befolgte. Die Jungfrau Maria verstand ihn und seine Sorgen, und er betete jeden Tag zu ihr. Dieses Pack auf den obersten Rängen hingegen beschäftigte sich immerzu mit Griechen und Arabern. Sie übersetzten ihre Schriften und diskutierten dann darüber! Über die Ausgeburten dieser Heiden! Waren sie des Teufels? Warum hinderte sie niemand daran? Das Pack wurde immer frecher und frecher. Diese Figuren taten nie etwas für ihre Heimat, sie zogen hierhin und dorthin, nahmen mit, was ihnen gefiel, und schwatzten, was das Zeug hielt.

Ihre Sprache war das Schlimmste an ihnen. Tagtäglich hüllten sich diese Schmarotzer in kunterbunte Gewänder, in denen sie wie Singvögel aussahen, parfümierten sich wie die Weiber, zogen durch die Straßen und schwadronierten drauflos. Tullo verstand kein Wort von dem, was sie sagten. Die Männer schwatzten von Philosophie, die Frauen gaben Liebesgeschichten aus Frankreich zum Besten. Waren sie denn

alle verrückt geworden? Kamen sie aus einer anderen Zeit? Tullo verstand es nicht.

Der Schlachter war mit dem Auskehren fertig geworden, verschnaufte kurz und stieg dann in den Keller hinab. Dort empfingen ihn wohlvertraute Gerüche. Er atmete einmal tief ein und genoss sein Leben. Das Vertraute, das Immer-Gleiche. Und das Tote.

Sie schwatzen also Latein, dachte Tullo, und verachten das, was sie *volgare* nennen, unsere Umgangssprache, das, was wir gelernt haben und von unserer Herkunft zeugt. Sie wollen einen idealen, über ganz Italien verstreuten Hofstaat einführen, wo nur noch die Hochgebildeten und Dünkelhaften den Ton angeben. In was für einer Welt lebten sie eigentlich? Tullo konnte sie nicht verstehen.

Er schlug einmal kräftig mit dem Hackmesser zu. Der Kopf des Schweins wurde vom Rumpf getrennt. Anschließend hackte Tullo dem Tier auch die Füße und die Keulen ab. Er ließ die Teile einfach auf dem Boden liegen. Sahen die meisten dieser Stutzer nicht genauso aus wie Schweine? Zumindest, wenn sie tot waren, glichen sie einander. Der Tod war der große Gleichmacher.

Wieder schlug Tullo zu. Jetzt wollen sie auch noch eine eigene Schriftsprache entwickeln. Allen voran dieser Oberdichter, Dante Alighieri, der eine *volgare illustre*, eine edle Sprache, propagierte. Ja, auch davon hatte Tullo gehört. Er hörte viel und begriff auch so einiges. Wissen wollte er allerdings nichts davon, aber danach fragte natürlich keiner. Nein, sie interessierten sich jetzt für eine eigene Sprache, womöglich eine, die nur sie verstehen und schreiben konnten. Die anderen durften währenddessen weitergrunzen und übereinander herfallen.

Tullo schlitzte den Bauch des Schweins auf. Die noch warmen Innereien quollen blutend hervor. Einen Moment lang

ließ Tullo sie vor sich liegen und atmete den scharfen Geruch ein, den sie ausströmten. Das hier war das wirkliche Leben, dachte er. Wärme und Kälte, Tod und Vergänglichkeit. Das war es, was wirklich zählte.

Diese Gecken allerdings, die strebten nach dem *dolce stil novo*, wie sie es nannten. Darüber konnten sie sich ausgiebig unterhalten, während die meisten anderen Menschen im Straßenschlamm feststeckten und Rübensuppe aus Holznapfen fraßen. Man sollte dieses Pack vollständig zerhacken und aufschlitzen. Man sollte ihnen Schweineköpfe aufsetzen. Man sollte...

Tullo spürte, wie der Schweiß an seinem Körper herunterlief und eine übermächtige Hitze in ihm aufstieg, die ihn versengte. Er musste in seinem Tun innehalten. Und auch seine Gedanken musste er zügeln. Sie übermannten ihn immer wieder, und er wusste, dass er sich eines Tages verraten würde.

Plötzlich hörte Tullo, wie jemand gegen seine Haustür hämmerte. Erschrocken ließ er sein Hackmesser fallen und horchte. Als es noch einmal und noch heftiger klopfte, griff er nach dem Messer und stieg die Treppe hinauf.

Henri de Roslin bereitete in der Komturei alles vor. Er stimmte sich mit Ludovico ab, der ihm helfen wollte, und er sprach mit dem Komtur. Er versuchte nicht, ihn umzustimmen, aber dass Tempel für Gerechtigkeit sorgen und in Streitfällen vermitteln sollten, glaubte Henri nach wie vor. Noch einmal legte er dem Komtur seine Sicht der Dinge dar, und dieser hörte ihm aufmerksam zu.

In der Historie des Ordens waren Tempelritter immer wieder als Schlichter aufgetreten. Als Zeugen hatten sie Verträge zwischen hoch gestellten Persönlichkeiten, ja sogar zwischen Herrscherhäusern unterzeichnet. Einmal hatten sie sogar die unermesslich reiche Mitgift von Königskindern auf einer Burg bewahrt, bis diese im heiratsfähigen Alter waren. Man

vertraute den Templern, denn sie standen auf der richtigen Seite.

Die Templer waren die engsten Berater der sich immerzu befehdenden Kronen von England und Frankreich, sie berieten beide Königshäuser, ohne eigene Interessen zu verfolgen, sondern von dem Wunsch geleitet, Frieden zu stiften und zu erhalten. Vorwürfe wie jenen, die Templer hätten einseitig Partei ergriffen, woraufhin der Papst höchstselbst eine Bulle gegen sie erlassen hätte, konnten sie stets entkräften.

»Aber wir haben auch einige Nachteile in Kauf nehmen müssen«, wandte der Komtur ein. »Gerade die italienischen Templer haben reichlich Lehrgeld zahlen müssen, als sie auf höchster Ebene zu vermitteln suchten. Deshalb wollen wir uns jetzt auch aus allen Händeln heraushalten. Selbst wenn unser Herz, wie jetzt, für die jüngsten Mitglieder der verfeindeten Familien Partei ergreift.«

»Ihr habt persönlich Nachteile erfahren, als Ihr in einen Konflikt eingriff, Komtur?«

»Nicht ich persönlich«, entgegnete der Komtur. »Die Geschichte liegt lange zurück. Es war zu der Zeit, als wir zu dem Kreuzzug aufbrachen, den Kaiser Friedrich der Zweite führte. Der Templerorden stand damals in der Gunst des Kaisers, er überhäufte uns mit Schenkungen, und wir beschützten dafür seine Besitzungen gegen Feinde. Plötzlich allerdings konfiszierte der Kaiser unsere Güter, unsere Häuser, Gärten, Rebländer, Olivenhaine und Ackerländer. Salinen wurden eingezogen, und der Kaiser befahl, dass die Vögte, die auf den Burgen herrschten, nicht mehr aus den geistlichen Ritterorden kommen durften. Schließlich verwies er den Orden, der sich dagegen sträubte, des Königreichs Sizilien. Er beschenkte die Hospitaliter. Erst auf seinem Totenbett verfügte Friedrich, alle Güter der Miliz, alle Häuser des Tempels, die sein Hof geraubt hatte, uns zurückzugeben. Solche Dinge

können also geschehen, wenn der Tempel sich nicht auf seine eigenen Angelegenheiten beschränkt, sondern sich in weltliche Machtspiele verwickeln lässt.«

»Aber wir sind ein Teil der weltlichen Macht«, sagte Henri.

»Sieh es, wie du willst, mein Sohn«, erwiderte der Komtur.

»Aber bedenke, dass wir immer Schwierigkeiten bekommen haben, wenn wir, der weltweit tätige Orden, die Grenzen staatlicher Interessen berührten. Denn ein Staat, ganz gleich, wie groß er ist, wird immer versuchen, seine Rechte auszuweiten und die Privilegien anderer einzuschränken. Er duldet keine Einmischung. Und unser Orden war immer ein Staat im Staat, wie er eine Kirche in der Kirche war – das allein ist gefährlich genug. Den meisten Herrschern war dies jedenfalls unerträglich.«

»Es ist ein Balanceakt«, stellte Henri fest.

»Der bisher noch immer gelungen ist«, ergänzte der Komtur.

»Gott sei Dank! Aber wird es auch weiterhin gut gehen? Der Heilige Vater ist auf unserer Seite, aber die staatlichen Mächte werden immer versuchen, die Reichtümer der geistlichen Ritterorden für sich zu nutzen. Und unsere militärische Stärke wirkt bedrohlich auf sie. Können sie das auf Dauer dulden?«

»Ja, wir sind stark«, nickte Henri. »Anfeindungen gab es immer. Und dass wir uns wehren können, haben wir oft bewiesen.«

»Mit jedem neuen weltlichen Herrscher ändert sich das Machtgefüge«, sagte der Komtur. »Morgen schon können die Verhältnisse ganz andere sein.«

»Davor fürchte ich mich nicht«, sagte Henri. »Wenn wir schon ein Teil der weltlichen Macht sind, dann steht es uns doch gut zu Gesicht, Frieden zu stiften und zu vermitteln. So, wie wir es in diesen Tagen in Anagni tun, wenn wir den Heiligen Vater gegen König Philipp und Wilhelm von Nogaret schützen und uns als schlichtende Instanz zwischen die

Fronten werfen. Wir haben Kriege im Orient geführt, das ist wahr. Aber im Abendland sollten wir schlichten. Das hat der Orden in Italien ja auch immer versucht.«

»Du wiederholst dich, mein Sohn. Denke und tue, was du für richtig hältst. Wir haben darüber einen Kapitelbeschluss gefasst. Im Fall Francesco della Rocca handelst du auf eigene Verantwortung. Und denke daran, wenn du deine Kompetenzen überschreitest, müssen wir dich aus der Komturei ausweisen. Denn wir können in der Lombardei nur überleben, wenn wir nicht mit den mächtigen Stadtregierungen in Konflikt geraten.«

»Ich habe verstanden«, sagte Henri. »Seid unbesorgt, ich werde den Orden in keine peinliche Situation bringen.«

»Dafür danke ich dir schon jetzt, Henri de Roslin!«

Fürst Orlando hatte sich nicht lumpen lassen. Tullo musste das anerkennen, und für einen Augenblick ließ das bittere Gefühl, das ihn innerlich verzehrte, nach. O ja, der Fürst konnte großzügig sein. In dieser Hinsicht war er ein äußerst ehrenhafter Mann. Aber dankbar war Tullo ihm deshalb noch lange nicht. Tullo legte das große Schlachtermesser beiseite. Er hatte es nur zur Sicherheit mitgenommen. Wie hätte er auch wissen können, wer ihn zu dieser Stunde so überraschend besuchen käme.

Jetzt bereitete Tullo alles vor. Er hatte doch alles richtig verstanden? Er wollte keinen Fehler begehen, sonst würde man ihm hinterher noch einen Strick draus drehen. Einen Augenblick lang war Tullo sich unsicher, doch dann wischte er alle Zweifel beiseite. Er war ja nicht auf den Kopf gefallen.

Diesmal wollte er anders vorgehen. Allerdings sollte auch diesmal keine Spur zu ihm führen. Deshalb würde er sich anderer Waffen und Werkzeuge bedienen. Der eine Mord sollte mit dem anderen nicht in Verbindung gebracht werden

können. Tullo wollte warten, bis es Nacht wurde, dann war es am sichersten.

Er schnürte seine Sachen zu einem kleinen Bündel zusammen, das er sich über die Schulter hängen konnte. Nachdem er alles vorbereitet hatte, blickte er zum Fenster hinaus. Im Park draußen wurde es allmählich dunkel, niemand war mehr zu sehen. Da Neumond war, erhellte auch kein Mondlicht die Umgebung, so würde er mit der Dunkelheit verschmelzen.

Tullo atmete einmal tief durch. Endlich war es wieder so weit. Er liebte diesen Zustand angespannter Erregung. Er dachte nicht darüber nach, ob seine Aufgabe schwierig sein könnte oder ob er Skrupel bekommen würde. Je weniger er darüber nachdachte, umso leichter würde es ihm von der Hand gehen. Weil niemand mit ihm rechnete, konnte er sich frei bewegen. Nur im letzten Moment, vor Ort, musste er vorsichtig sein. Und es mussten ihm die entscheidenden Dinge gelingen.

Er versuchte, sich den Ort vorzustellen. Vor seinem inneren Auge erblickte er bereits alle Zugänge und Wege, alle heimlichen Pforten. Niemand konnte ihm den Zutritt verwehren, wenn er es wollte, könnte er sogar in die geheimste Kammer eindringen.

Als Tullo den richtigen Zeitpunkt für gekommen hielt, ergriff er sein Bündel und huschte in die Dunkelheit hinaus.

Anna di Angero lauschte. Und wenn Francesco nun doch käme? Wenn er alle Warnungen in den Wind schlagen und sein Versteck verlassen würde? Tollkühn genug war er dafür.

Vor ihrem Fenster ging ein leichter Wind. Sein Säuseln in den verschlungenen Windungen des Gebäudes erinnerte Anna an die raunende Stimme ihrer Mutter, die ihr als Kind viele

Geschichten erzählt hatte. Oft hatten diese von Geistern und armen, verlorenen Seelen gehandelt, und Anna hatte sich vorgestellt, dass das ganze Haus von solchen Wesen bevölkert sei, die ihr zwar freundlich gesonnen waren, aber überall herumhuschten und sie dabei hin und wieder gehörig erschreckten. Nachdem die Mutter vor einigen Jahren gestorben war, war es mit dem Geschichtenerzählen vorbei gewesen. Annas Bruder Pietro wollte ausdrücklich nichts von solchen Dingen hören. Er interessierte sich für nichts anderes als Waffen und Kampftechnik. Jetzt saß er schon seit Tagen in seinem Zimmer auf der anderen Seite der Villa und widmete sich irgendeiner Beschäftigung, die er schnell wieder vergessen würde, sobald der Vater seinen Hausarrest aufhob.

Zurzeit wachte dieser allerdings noch streng darüber, dass seine beiden Kinder das Haus nicht verließen. Umberto di Angero war neuerdings allerdings immer früh müde und ging deshalb zeitig zu Bett. Überhaupt wirkte er seit einiger Zeit immer mut- und kampffloser. Besucher empfing er schon lange nicht mehr. Selbst Anna bekam ihn in der Regel nur einmal jeden Morgen zu Gesicht.

Plötzlich wurde Anna aus ihren Gedanken gerissen. Neben dem Säuseln des Windes war vor einiger Zeit bereits ein weiteres Geräusch zu hören gewesen. Anna hatte sich zunächst nichts dabei gedacht, doch als sie es jetzt wieder hörte, horchte sie auf. Es war ein leises Kratzen, fast so, als riebe ein Ast oder ein Zweig an einer Mauer entlang. Oder als strich ein Tier um das Haus herum. Tiere gab es zu dieser Jahreszeit zwar nur wenige, aber in so manchem Winter waren schon Luchse, Füchse und Marder in die Villa eingedrungen.

Anna überlegte, ob sie aufstehen und nachschauen sollte. Die Kammerdiener hatten Ausgang, nur der Kutscher schlief in seiner Kammer neben dem Stall.

Anna ließ ihre Stickerei sinken. Während sie mit ihrer Nadel durch den roten Samt fuhr, konnte sie normalerweise am besten nachdenken. Doch jetzt lenkte sie diese Arbeit nur ab.

Plötzlich entstand ein Luftzug, und die Kerze flackerte. Anna sah, dass sie fast heruntergebrannt war. Sie stand auf, ging zum Wandschrank und holte zwei neue Wachslichter heraus. Eines steckte sie auf die heruntergebrannte Kerze, das andere legte sie daneben. Dann setzte sie sich wieder hin und nahm ihren Stickrahmen zur Hand.

Da flackerte die Kerze abermals. Seltsam, dachte Anna. Fenster und Türen waren verhängt worden, damit die nächtliche Kälte draußen bliebe, der Wind konnte daher nur durch den Kamin eindringen, aber in ihrem Zimmer gab es keine Kaminöffnung.

Als die Kerze wieder ruhiger brannte, schweiften Annas Gedanken ab. Ihr Onkel, ein Bruder ihrer verstorbenen Mutter, hatte ihr vor kurzem erzählt, dass der alte Graf Sinola um sie buhle. Das war eine äußerst ekelhafte Vorstellung, und so hatte sie auch entschieden abgelehnt, sich mit dem Grafen zu treffen, als man sie darum gebeten hatte. Sie würde niemand anderen als Francesco heiraten. Er war so schön, aber auch so eigensinnig. Wo er sich jetzt wohl aufhielt? Ach, könnte sie ihn doch sehen und berühren!

Schon wieder hörte Anna ein ungewohntes Geräusch.

Irgendetwas schlurfte über den Steinboden. Dann war wieder Ruhe.

Schließlich war aus der Richtung eines der Fenster, in deren Nähe eine hölzerne Leiter zum Dachboden hinaufführte, erneut ein Geräusch zu hören. Anna sprang auf, öffnete einen der hölzernen Fensterläden in ihrem Zimmer und beugte sich hinaus. Sie spähte nach rechts und links in die undurchdringliche Dunkelheit hinein. Doch sie konnte nichts erkennen. Alles war still, und der Garten lag verlassen da.

Anna atmete tief durch. Vielleicht war es ja Francesco, der sie heimlich besuchen wollte. Dieser Gedanke beruhigte sie wieder ein wenig.

Plötzlich verspürte sie Hunger und beschloss, in die Küche zu gehen, um sich dort etwas Brot und ein paar Oliven zu holen. Im Flur, den sie auf dem Weg dorthin überqueren musste, war es dunkel und kühl.

Mit einem Mal hatte Anna das unbestimmte Gefühl, als befände sich noch jemand in unmittelbarer Nähe von ihr im Haus. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Sie spürte, wie sich die Härchen auf ihren nackten Unterarmen aufrichteten. Doch sie ging tapfer weiter. Schon hatte sie die Küchentür erreicht, öffnete sie und wollte eintreten, als sie im Schein des Herdfeuers den groben Umriss einer Gestalt erblickte, die mitten in der großen Küche stand. Sie war klein, aber so stämmig, dass es sich nur um einen Mann handeln konnte. Sein Gesicht konnte Anna nicht erkennen.

Unwillkürlich schrie die junge Frau auf.

Die Gestalt bewegte sich. Sie sprang auf sie zu. Anna hörte, wie jemand unweit von ihr ausatmete, dann vernahm sie ein schwirrendes Geräusch, ganz so, als flöge etwas Schweres auf sie zu.

Im gleichen Moment ertönte ein heftiges Poltern. Es kam vom Hauseingang her. Jemand rüttelte am Türöffner. Eine männliche Stimme erklang. Unmittelbar vor ihr stieß der Eindringling einen unterdrückten Wutschrei aus und rannte an ihr vorbei. Der Stoß, den sie vor die Brust bekam, warf sie gegen die Türfüllung. Dann stürzte sie zu Boden. Ein Schatten, der einen üblen Geruch nach Schweiß und anderen Körperausscheidungen hinterließ, sprang davon. Er lief über den Gang nach rechts und verschwand durch die Tür zum Hinterausgang. Holz klapperte. Dann hörte Anna wieder die Stimme von draußen.

Trotz ihres Entsetzens rappelte sie sich auf. Auf ihren wackligen Beinen versuchte sie, so rasch wie möglich zum Eingang zu gelangen.

Tullo Battistini hatte gesehen, dass hinter einem Fenster eine Kerze brannte. Der dünne Lichtschein drang nach draußen, aber dass dort jemand war, kümmerte ihn nicht. Er nahm den Weg durch den Keller und den langen Gang im Erdgeschoss der Villa. Er kannte die Gegebenheiten hier gut, er wusste, wo er sein Opfer finden würde.

Geräuschlos drang er vorwärts. In scheinbarem Widerspruch zu seinem gedrungenen Körper bewegte sich Tullo äußerst behände. Er tastete sich durch den Keller, in dem es nach getrocknetem Obst, vergorenem Wein und nach Blut und Fleisch roch, wie ein Maulwurf. Letzterer Geruch kam von den Fleischvorräten, die hier im Eiskeller lagerten.

Nachdem er den Keller durchquert hatte, tastete sich Tullo die geschwungene Treppe empor. Er betrat Vestibül und Loggia und ging weiter über die Treppe zur Empore. Dann erreichte er den Ostflügel. Er lauschte einen Augenblick und zog einen kurzen, scharfen Dolch hervor.

Hinter der Tür, vor der er jetzt stand, vernahm Tullo ein Schnarchen, das zuweilen von einem rasselnden Schnaufen unterbrochen wurde. Noch einmal lauschte er in die Dunkelheit hinein. Unten, hinter der Tür, hinter der er die brennende Kerze bemerkt hatte, hörte er Schritte. Doch dann blieb wieder alles ruhig, und so drückte Tullo die Klinke nieder und stahl sich zu dem Schlafenden hinein.

Sein Opfer lag auf einem Bett, über das sich ein Baldachin spannte. Auch hier flackerte eine Kerze, der Hausherr schlief wohl nicht gern im Dunkeln.

Tullo ging zum Bett hinüber. Einen Augenblick lang hielt er inne und betrachtete mit erhobenem Dolch sein Opfer. Mit seinem weißen Haarkranz und dem energischen Gesicht war es ein wirklich schöner Mann. Doch auch er gehörte zu den Eingebildeten. Er war im Weg, und Tullo hatte ihn beiseite zu schaffen.

Um den Dolch sorgfältig ansetzen zu können, rückte der Schlachter noch näher an das Opfer heran. Heute Nacht wirst du in deinem Bett nicht allein bleiben, di Angero, dachte er, als er sich ihm näherte. Mit einem Mal hörte der Schläfer zu schnarchen auf, fast so, als hielte er den Atem an.

Doch noch bevor sein Opfer reagieren konnte, stach Tullo zu. Der Dolch fuhr glatt und sauber durch den Hals und trat auf der anderen Seite der Kehle wieder heraus. Die Augendeckel des Opfers flatterten einen Moment lang. Dann gab das Opfer einen Seufzer von sich, und schließlich streckte sich sein Körper.

Tullo betrachtete sein Werkzeug. An der dünnen Schneide war kaum Blut zu sehen. Er zog einen handgeschriebenen Zettel aus seinem Umhang, hielt ihn über den Toten und ließ ihn langsam hinabflattern. Zuletzt löschte er die Kerze neben dem Bett des Toten mit Daumen und Zeigefinger und machte sich auf den Rückweg.

Am Fuß der Treppe blieb Tullo stehen. Aus der Küche drang Feuerschein. Von unbezwingbarer Neugier getrieben, schlich sich der Schlachter dorthin. In dem Raum roch es schwach nach warmer Brühe, doch es war niemand zu sehen.

Tullo trat ein. In einem großen Topf über der Feuerstelle köchelte eine Fleischsuppe vor sich hin. Tullo grinste. Der Appetit würde den Hausbewohnern bald vergehen.

Dann vernahm Tullo ein Geräusch, das von der anderen Seite des Flurs zu kommen schien. Jemand öffnete eine Tür, dann näherten sich Schritte. Tullo zog sich so weit wie möglich in

die Dunkelheit zurück, konnte aber nicht vermeiden, dass der Schein des Küchenfeuers auf ihn fiel. Als die junge Frau ihn erblickte, huschte er schnell zu Seite. Doch sie hatte ihn bemerkt und schrie auf.

Erneut zückte Tullo seinen Dolch. Es war schade um die kleine Süße, aber er musste es tun. Niemand durfte ihn wieder erkennen.

In diesem Augenblick schlug jemand kräftig gegen die Eingangstür. Tullo fluchte leise. Er sprang an der jungen Frau vorbei, wobei er sie zur Seite stieß, schlug mit seinem Dolch versehentlich gegen eine Pfanne, sprang davon, erreichte die Kellertreppe und verschwand.

Von unten hörte er, wie weiterhin jemand gegen die Tür hämmerte. Als er das Haus durch den Kellerausgang verließ, sah er, dass ein groß gewachsener, breitschultriger Mann da vor stand, der in einen weißen Umhang gehüllt war. Der Templer! Was suchte dieser verfluchte Hund hier?

Tullo hielt es für das Beste, auch diesen Mann umzubringen. Tote Zeugen reden nicht. Aber dann wurde die Tür von innen aufgerissen. Anna di Angero fiel Henri in die Arme. Und Tullo machte, dass er davonkam.

Francesco erwachte in der Kapelle und dachte: Wenn Träume nicht lügen, dann könnte sich doch noch alles zum Guten wenden. Anna war ihm nämlich im Traum erschienen und hatte ihn tot gefunden. Doch daraufhin war sie nicht verzweifelt gewesen, nein, sie hatte ihn so innig geküsst, dass der Tod all seine Macht über ihn verlor und ihn aus seinen Armen entließ. Das vermag nur die Liebe, dachte Francesco voller Glück.

Doch dann wurde er wieder ernst. Was aber, wenn der Traum eine ganz andere Bedeutung hat? Wenn mir irgendwer oder

irgendetwas sagen will, dass etwas Schlimmes geschehen ist oder geschehen wird? Ist Anna etwa in Gefahr? O Gott, lass das nicht zu!

Francesco erhob sich. Vom Sitzen und Liegen auf den harten Steinen schmerzten seine Glieder. Was sollte er tun? Wohin konnte er gehen? Wäre er doch besser in der Komturei geblieben?

Francesco kam zu dem Schluss, dass es das Beste sei, noch einmal mit diesem Tempelritter zu sprechen. Denn er hatte Vertrauen zu ihm gefasst. Wenn ihm jemand helfen konnte, dann dieser Templer.

Im Schutz der Dunkelheit schlich Francesco davon. Die Gassen Lodis waren menschenleer, die letzten Fackeln verloschen gerade. Im Osten war bereits ein winziger Streifen der aufkommenden Morgenröte zu sehen.

Als Francesco auf seinem Weg an einer Apotheke vorbeikam, durchfuhr ihn ein Gedanke, den er bislang immer verdrängt hatte. Was, wenn all seine Anstrengungen umsonst wären, wenn der Templer ihm nicht helfen konnte und er den Stadtsoldaten und der Willkür Fürst Orlandos ausgesetzt war? Was, wenn dieser ihn vor der gesamten Stadt bloßstellen würde? Vor dem Tod fürchtete er sich nicht, wohl aber vor der Schande, die er seiner Familie damit bereiten würde. Die übertriebenen Dünkel seines Vaters waren ihm zuwider, aber er achtete ihn und würde ihn nie enttäuschen wollen. Daher gab es nur eine Lösung für den Fall, dass man ihn verhaftete. Er musste freiwillig aus dem Leben scheiden. Da man ihm Waffen jedweder Art sofort abnehmen würde, sobald man ihn verhaftet hätte, war Gift die beste Lösung für seine Zwecke. Und eben dieses konnte er in der Apotheke bekommen.

Angestrengt spähte Francesco in den Laden hinein. Dort standen allenthalben ausgestopfte Tiere, kleine Tiegel und Kästchen, Gläser mit Fischgräten und gefüllte Schweineblasen

herum. Der Apotheker kennt sicher ein geeignetes Rezept für mich, dachte Francesco. Er muss mir etwas verkaufen, auch wenn auf den Handel mit Gift harte Strafen stehen. Am besten frage ich gleich mal nach.

Francesco klopfte an die Tür des Geschäfts und rief nach dem Apotheker. Es dauerte eine Weile, bis jemand kam. Erst jetzt fiel Francesco wieder ein, dass es ja noch früh am Morgen war und der Mann wahrscheinlich noch im Bett lag. Und gleich darauf kam tatsächlich ein recht unausgeschlafen wirkender Mann heraus, dem eine Nachtmütze schief auf dem Kopf saß.

»Was ist, wer ruft mich hier so laut in aller Frühe?«

»Komm her, Mann! Hier, nimm dieses Geld. Vierzig Florin für eine kleine Ampulle mit einem besonderen Glückmacher.«

»Wovon redet Ihr, junger Herr?«

»Du weißt genau, wovon ich spreche! Ein Quäntchen nur von einer Substanz, die rasch wirkt und kein langes Leiden verursacht. Nun mach schon, ich warte hier.«

»Was verlangt Ihr von mir? Auf einen solchen Handel steht der Pranger, unter Umständen sogar der Tod!«

»Habt keine Angst, ich werde niemandem davon erzählen. Und außer uns weiß keiner davon. Überzeugt Euch selbst, die Gasse ist leer, und nirgendwo schaut jemand zum Fenster heraus.«

Der Apotheker tat, wie ihm geheißen. Dann grummelte er ein paar unverständliche Worte und verschwand wieder in seinem Laden. Als er zurückkam, drückte er Francesco ein kleines, mehrfach gefaltetes Papierbriefchen in die Hand.

»Gebt das in irgendeine Flüssigkeit. Und trinkt diese in einem Zug aus. Das Mittel wirkt schmerzlos und schnell.«

Der Apotheker blickte Francesco nicht in die Augen, als er das sagte. Der junge Mann wiederum nahm das Briefchen schweigend entgegen und verschwand grußlos.

Nach einer Weile begann er zu laufen, denn im Osten wurde es hell. Noch vor Tagesanbruch erreichte er die Mauern der Komturei und schlich durch eine kleine Pforte, die nur wenige kannten und benutzten, hinein.

Nachdem er die Pforte hinter sich geschlossen hatte, tastete Francesco noch einmal nach dem Giftbriefchen in seiner Tasche. Vielleicht werde ich es schon bald benutzen müssen, dachte er. Aber zuerst will ich noch einmal mit dem Templer sprechen. Vielleicht weiß er Näheres über Anna und kann mir sagen, ob der Verdacht, den mein Traum in mir gesät hat, berechtigt und ihr tatsächlich etwas zugestoßen ist.

Da preschte plötzlich ein Pferd in den Innenhof der Komturei. Als Francesco genauer hinsah, erkannte er, dass der fremde Templer darauf saß. Er sprang vom Pferd und rief mit lauter Stimme:

»Etwas Furchtbares ist geschehen, meine Brüder! Kommt heraus und hört, was sich zugetragen hat.«

Anna di Angero war fassungslos und verzweifelt. Sie kniete neben Pietro am Bett ihres toten Vaters und starrte den Leichnam unablässig an. Es war kaum zu glauben, dass er tot war, dachte sie, wo es doch einfach nur aussah, als würde er schlafen. Doch wenn sie ihn berührte, fühlte er sich ganz kalt an.

Er war tot! Man hatte ihren geliebten Vater ermordet. Oh, was war das nur für eine schändliche Welt! In einer solchen Welt wollte sie nicht mehr leben.

Anna fühlte sich zu schwach, um aufzustehen. Ihre Kammerzofe musste sie stützen und in ihr Zimmer zurückgeleiten.

Dort brach Anna auf dem Bett zusammen und weinte hemmungslos.

Die Stadtbüttel verhörten inzwischen ihren Bruder und den anwesenden Onkel Carlo. Kurz zuvor hatten sie im Zimmer des Toten bereits einen halb zerknüllten Zettel sichergestellt, auf dem mit zittriger Handschrift, die ungelenkt, ja fast kindlich wirkte, geschrieben stand: *Jetzt hole ich mir deine Tochter, du Hund!*

Für den Anführer der Stadtbüttel hatte sofort festgestanden, dass dieser Zettel nur von Francesco della Rocca geschrieben worden sein konnte. »Er hat den Vater gemeuchelt, weil er ihm die Hand der Tochter verweigert hat.«

»Du solltest keine voreiligen Schlüsse ziehen!«, riet ihm einer seiner Untergebenen. »Das kann auch eine falsche Spur sein, und wenn du darauf reinfällst und es herauskommt, wird Fürst Orlando...«

»Was redest du denn da?«, fiel ihm der Anführer ins Wort. »Denken ist anscheinend nicht gerade deine Stärke. Aber das macht nichts, ich erledige das schon. Und ich sage: Mit diesem Zettel ist eindeutig bewiesen, dass Francesco der Mörder ist. Jetzt geht es dem Burschen an den Kragen.«

»Aber er ist verschwunden! Wo sollen wir ihn suchen?«

»Wir werden ihn schon finden«, meinte der Anführer siegessicher. Dann nahm er noch einmal den Toten in Augenschein und sagte kopfschüttelnd: »Er hat ihm einfach die Kehle durchstochen. Ein unglaublich kaltblütiges Verbrechen.«

Sein Kumpan wollte indes seine Theorie, dass auch ein anderer als Francesco della Rocca Umberto di Angero ermordet haben könne, nicht aufgeben. »Was ist mit dem Templer, der uns herführte?«, fragte er. »Könnte der nicht auch die Tat begangen haben?«

Sein Vorgesetzter blickte ihn daraufhin mit weit aufgerissenen Augen an. »Bist du verrückt? So etwas solltest du nicht einmal denken! Die Templer sind unantastbar, das

weißt du doch. Und warum hätte er den Alten umbringen sollen? Aber selbst wenn er es getan hätte, hätte er die Tat doch höchstens vertuscht, anstatt uns zu alarmieren.«

»Na ja...«

»Vorsicht, Kerl. Ich sagte es dir bereits: Überlass das Denken anderen. Suche inzwischen besser nach weiteren Spuren. Der Täter muss irgendwas hinterlassen haben, was uns zu ihm führt.«

»Warum lange suchen? Wenn du davon überzeugt bist, dass Francesco es war, müssen wir den Kerl doch nur verhaften.«

»Mach dich nicht lustig über mich. Du weißt, dass Fürst Orlando uns aufgetragen hat, jeden Tatort gründlich abzusuchen. Und ich will mir keine Schlaperei vorhalten lassen müssen. Aber noch einmal zu Francesco, damit du es endlich kapiert. Der Junge hatte allen Grund, Umberto di Angero zu töten. Außerdem hat er diesen verräterischen Wisch hier hinterlassen. Das sagt ja wohl alles.«

»Dennoch«, wagte der zweite Büttel noch einmal einzuwenden, »hat der Templer meiner Meinung nach Recht, wenn er sagt, dass Francesco groß genug gewesen wäre, um dem Alten aus dem Stand heraus von der Kante des Bettes aus den Hals zu durchstechen. Francesco ist ungewöhnlich groß. Aber warum wurde dann das Bett hier vorne so stark zerwühlt? Das will mir einfach nicht einleuchten. Es zeugt eindeutig davon, dass jemand auf der Bettkante gekniet hat, um den Alten zu erreichen, er ist geradezu auf ihn zugekrochen, um sich dann über ihn zu beugen und genau zu treffen. Und das kann nur jemand gewesen sein, der erheblich kleiner ist als Francesco.«

»Schluss damit, hör endlich auf zu phantasieren. Ich sage dir zum letzten Mal: Es war dieser della Rocca. Und den schnappen wir uns jetzt. Es muss Schluss sein mit den Gewalttaten dieser Familie! Ein paar unserer Leute bleiben

indes hier und halten Wache. Sie werden dafür sorgen, dass niemand das Schlafzimmer des Toten betritt, abgesehen von dem Priester, der die Begräbnisfeierlichkeiten vorbereitet. Sorge dafür, dass sie sich vor der Tür postieren.«

In ihrem Zimmer weinte Anna di Angero noch immer. Selbst Pietro vermochte nicht, sie zu trösten. Wie auch, er selbst war von dem Tod seines Vaters tief getroffen, seine Augen waren fast ebenso rot und verweint wie die seiner Schwester.

Anna konnte keinen klaren Gedanken fassen, aber sie wusste, dass dieser Tempelritter sie wahrscheinlich gerettet hatte. Wäre er nicht im richtigen Moment gekommen, hätte der Mörder ihres Vaters auch sie getötet. Anna meinte, den Eindringling, der so viel Unglück über ihre Familie gebracht hatte, schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Sie war im Moment aber zu verwirrt, um darüber nachdenken zu können.

Wo mochte nur Francesco sein?

»Wo warst du heute Abend und während der Nacht?« Henri blickte den Jungen streng an. Konnte er wirklich ausschließen, dass er Umberto di Angero getötet hatte?

»Ich habe mich in der Kapelle der Franziskaner versteckt. Sie ist immer geöffnet, wengleich kaum jemand dorthin geht. Ich habe mich daher auch schon oft mit Anna dort getroffen.«

»Kann irgendjemand bezeugen, dass du dort warst?«

»Nein, wieso? Ich wollte mich ja verstecken und eben nicht gesehen werden.«

»Jemand hat in dieser Nacht Umberto di Angero ermordet und den Verdacht recht eindeutig auf dich gelenkt.«

»Um Gottes willen!« Francesco war bleich geworden und schlug sich die Hände vors Gesicht. »Wie schrecklich!«

Henri beobachtete den Jungen genau. Dessen Entsetzen schien echt zu sein. Aber möglicherweise suchte der Junge ja auch Schutz in der Komturei, weil er die Untat begangen hatte.

Es war nicht auszuschließen, dass er sich auf diese Weise der Verfolgung durch die Stadtbüttel zu entziehen suchte.

Freilich: Henri hatte den Tatort genau inspiziert. Der Mörder war, so viel stand fest, eher klein und hatte vor allem recht kurze Arme und Beine. Henri konnte sich in etwa vorstellen, wie die Tat abgelaufen war. Der Täter hatte sich seinem Opfer auf allen vieren genähert. Als er fast auf ihm kniete, hatte er zugestochen. Francesco wäre sicherlich allein seiner Körpergröße wegen anders vorgegangen, ganz zu schweigen von seinem wenig kaltblütigen Charakter und dem aufwühlenden Konflikt, in den die Familie des Toten ihn verwickelt hatte.

»Besitzt du einen Dolch?«, wollte Henri wissen.

»Ja.«

»Gib ihn mir!«

»Er liegt zu Hause in unserer Waffenkammer. Ich trage zurzeit nur einen Degen bei mir.«

»Dann zeige mir diesen!«

Henri begutachtete die Waffe eingehend. Sie wies keinerlei Blutspuren auf, und die Klinge war auch zu breit und passte nicht zu der Wunde, die dem Ermordeten zugefügt worden war. Henri wollte Francesco die Waffe gerade zurückgeben, aber dann entschied er anders und behielt sie.

»Du bleibst so lange in der Komturei, bis ich die Sache geklärt habe«, sagte er. »Beziehe die Kammer der Knappen neben meiner Zelle. Ich werde alles mit dem Komtur besprechen und ihn dazu bringen, dass wir dich schützen, bis kein Verdacht mehr auf dir lastet – oder bis du der Tat überführt bist.«

»Ihr glaubt doch nicht, dass ich damit etwas zu tun habe?«

»Erkläre mir, warum ich das nicht glauben sollte. Einen triftigen Grund für die Tat hättest du schließlich gehabt.«

»Welcher Grund sollte das sein?«

»Anna! Jetzt kannst du sie dir nehmen, ohne dass dich jemand daran hindert.«

»Aber das ist es ja! Ihr denkt vollkommen falsch! Gerade ihretwegen hätte ich die Tat nie begangen. Denn jetzt werde ich sie niemals mehr zur Frau nehmen können. Die di Angeros werden sie von nun an bewachen wie den kostbarsten ihrer Schätze, und sie werden mich töten, wenn ich ihr auch nur einen Schritt zu nahe komme! Jetzt ist alles aus!«

Mit einem derartigen Gefühlsausbruch hatte der stets besonnene Henri nicht gerechnet. »Beruhige dich, mein Junge«, sagte er. »Ich stehe auf deiner Seite, und ich glaube dir. Ich werde mich auf die Suche nach dem wahren Mörder begeben. Du bleibst inzwischen hier und rührst dich nicht von der Stelle, verstanden? Bruder Ludovico wird dir zu essen und zu trinken bringen. Auf alles andere musst du vorerst verzichten.«

Mit verzweifelt, aber dankbarem Blick stimmte Francesco diesem Vorschlag zu.

Henri suchte anschließend den Komtur auf und schilderte ihm, was vorgefallen war. Der alte Mann blickte ihn resigniert an. Er sah schlimme Ereignisse auf den Orden in Lodi zukommen.

»Der Junge kann auf keinen Fall hier bleiben!«, sagte er. »Wenn wir ihn verstecken, machen wir uns schuldig! Wir müssen ihn den Bütteln ausliefern!«

»Nein, Meister! Genau das dürfen wir nicht. Wenn sie ihn erst einmal in ihrer Gewalt haben, werden sie ihn zum Mörder abstempeln und den Fall nicht weiter untersuchen. Doch Francesco ist unschuldig! Vertraut mir, Meister, ich bitte Euch.

Ich werde den Mörder finden. Dann erst darf der Junge die Komturei verlassen!«

»Ihr verlangt viel von mir, Henri de Roslin! Eine solche Entscheidung kann ich unmöglich allein fällen. Überlegt, was geschehen kann, wenn sich herausstellt, dass Francesco doch der Mörder ist und wir ihn versteckt haben! Man wird uns des Landes verweisen! Das kann ich nicht verantworten.«

»Der Junge ist unschuldig!«, sagte Henri entschlossen. »Ich stehe dafür ein.«

»Das mag sein«, sagte der Komtur kopfschüttelnd. »Dennoch muss ich ein weiteres Kapitel einberufen. Und auch diesen Beschluss wirst du respektieren müssen, mein Bruder, auch wenn es dir schwer fallen wird. Ansonsten werde ich dich unverzüglich der Komturei verweisen müssen!«

»Lasst mir einen Tag Zeit, Meister! Einen einzigen Tag!«

»Nun gut, ich gebe dir Zeit bis heute Abend nach dem Essen – aber nicht länger! Dann setzen die Brüder und ich uns zusammen und besprechen, was zu geschehen hat. Bis dahin ist der Junge in seiner Zelle sicher.«

Francesco ging wie ein gefangenes Tier in seiner Zelle auf und ab. Erst sechs Schritte nach rechts, dann sechs Schritte nach links und wieder sechs Schritte nach rechts. Wenn er den Holzladen des Fensters öffnete und hinausblickte, sah er den Innenhof der Komturei, wo vereinzelt Templer oder Laienbrüder ihrer Arbeit nachgingen.

Nach kurzer Zeit schlug Francesco den Laden wieder zu. Ach, Anna, dachte er. Wenn wir uns nicht wieder sehen können, dann will ich mein Leben gleich beenden.

Francesco zog sein Giftbriefchen hervor, öffnete es und erblickte ein weißes, geruchloses Pulver. Lange Zeit starrte er die Substanz an. Wenn er sie in den Becher mit Wasser

schüttete, der auf dem Tisch stand, hätte seine Qual bald ein Ende.

Dann fiel sein Blick auf eine Rohrfeder, ein Tintenfass und ein paar Bogen Papier, die in einem kleinen Regal lagen, in dem sich auch eine Handschrift mit den Regeln des Ordens und eine Bibel befanden. Plötzlich kam ihm die Idee, Anna zu schreiben. Er würde schon jemanden finden, der den Brief überbrachte. Anna sollte wissen, wo er sich versteckte, und vor allem, dass er mit dem Mord an ihrem Vater nicht das Geringste zu tun hatte.

Aber musste Anna, die ihn doch so gut kannte, nicht wissen, dass er zu solch einem Verbrechen niemals fähig war?

Allerdings war sich Francesco mittlerweile selbst nicht mehr ganz sicher, wozu er in der Lage war. Hatte er nicht ernsthaft darüber nachgedacht, Anna mit Gewalt zu nehmen, wie sein Vater es ihm vorgeschlagen hatte? Francesco stöhnte auf. Was ist das, was in uns lügt und stiehlt und Gewalt ausübt?, fragte er sich. Jedem Menschen scheint ein Abgrund innezuwohnen, der einen schwindeln lässt, sobald man hineinblickt.

Dennoch tröstete Francesco der Gedanke, Anna einen Brief zu schreiben. Wenn schon nicht körperlich, so würde er im Akt des Schreibens wenigstens geistig mit seiner Geliebten verbunden sein.

Und so setzte sich der junge Mann an den wackligen Tisch in seiner Zelle und begann zu schreiben.

*Liebste Anna! Ich sitze hier in einer Zelle in der Komturei der Templer und denke an dich. Mehr noch, ich verzehre mich nach dir! Natürlich habe ich schon von der entsetzlichen Tat an deinem Vater gehört. Es ist alles so schrecklich! Aber wenigstens in einem Punkt kannst du getröstet sein: Der Templer, zu dem ich geflohen und bei dem ich in Sicherheit bin, wird den Mörder deines Vaters finden. Er ist ein*

*tatkräftiger und ganz und gar vertrauenswürdiger Mann. Sei tapfer, liebste Anna! Es wird alles gut werden, das spüre ich!*

Francesco stand auf und ging noch einmal in der Zelle umher. Dann setzte er sich wieder hin und schrieb weiter.

*Du bist mein ganzes Leben, liebste Anna. Wie tröstet mich der Gedanke, dass es dich gibt. Komm, Sanfte, Liebe, in meine Nähe, damit ich dich spüre. Den ganzen Tag lang will ich an dich denken, und meine Gedanken sollen zu dir fliegen. Und wenn die Nacht kommt, dann will ich mir dein Gesicht vorstellen, meine schöne, zarte, kluge Anna. Dein Name tropft wie weiches Rindertalg, du Herrlichste von allen, du schlichtes Mädchen im Alltagskleid, oh, du Geliebte all meiner Sinne.*

Abermals machte Francesco eine Pause. Seine eigenen Worte ergriffen ihn, es war, als würde ein fremder Geist seine Feder führen. Nach einem Moment schrieb er weiter.

*Anna, meine süße Blume, eines Tages werden wir in einem prächtigen Schloss zusammenwohnen, wir werden verheiratet sein und Kinder haben, so viele, wie der Himmel Sterne hat. Doch bis dahin müssen wir uns in Geduld üben. Und wir müssen hoffen, dass der Templer, dem ich vertraue, den wahren Schuldigen aufspürt. Denn nur, wenn er ihn findet, hat unsere Pein ein Ende. Dann werden alle wissen, dass ein anderer die Schuld an unserem Unglück trägt, jemand, der uns böswillig ins Verderben treiben will. Bis bald, geliebte Anna! Überwältigt von Tränen, denke ich an dich und sende dir Abertausende von Küssen!*

Francesco legte die Feder zur Seite und faltete das Papier sorgfältig zusammen. Er musste nicht lange nach Ludovico suchen, dem er den Brief geben konnte. Dieser sträubte sich zunächst, das Papier anzunehmen, doch dann gab er nach. Er versprach, den Brief noch am gleichen Vormittag zur Villa der di Angero zu bringen.

*Herbst 1318. In Nordfrankreich*

Die Räuber berieten noch immer lautstark darüber, ob sie ihre nutzlosen Gefangenen gleich umbringen sollten oder erst nach dem Verteilen der Beute, die sie an diesem Tag zusammengerafft hatten. Der eine oder andere der Halunken schaute zwischendurch immer wieder lüstern zu Madeleine herüber, und alle hofften sie, ein stattliches Lösegeld für das Mädchen kassieren zu können. Der zweite große Fang war für die Männer der Tempelritter. Nur Guy d'Artac schien bis jetzt noch etwas dagegen zu haben, ihn auszuliefern. Und dass, obwohl sich die königliche Regierung einen Templer stets einiges kosten ließ!

Während die Räuber diskutierten, suchte Henri verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser misslichen Lage.

Madeleine saß noch immer an seiner Seite, auf der anderen Seite Uthman. Daneben Joshua und Sean. Alle waren wach.

»Wir töten sie einfach alle!«, rief einer der Räuber plötzlich besonders laut. »Wir können es uns nicht leisten, sie bei uns zu behalten. Sie würden uns nur zur Last fallen. Und so gewitzt, wie sie sind, würden sie sicher rasch eine Möglichkeit finden, uns zu verraten.«

Henri wurde müde und musste sich zwingen, die Augen offen zu halten. Er zerrte an seinen Fesseln, doch es gelang ihm nicht, sie zu lockern, sie waren zu gut verknotet.

Da kam ihm eine Idee. Alles riskierend, rief er nach Guy d'Artac.

»Was willst du, Templer?«, fuhr ihn der Räuberhauptmann an.

»Ich mache dir einen Vorschlag«, sagte Henri. »Lass uns zusammen nach Amiens gehen, in die Stadt, in der meine Tempelbrüder starben.«

»Das nennst du einen Vorschlag?«, entgegnete Guy lachend.  
»Und was habe ich davon?«

»Wir könnten dir helfen, ein paar deiner Feinde zu beseitigen«, sagte Henri. Er wollte Zeit gewinnen.

»Ach, Unsinn!«, sagte Guy und wandte sich wieder seinen Kumpanen zu.

»Warte! Lass wenigstens das Mädchen frei. Und diesen Mann hier«, damit nickte er zu Uthman hinüber. »Die beiden lieben sich!«

»Oho, sie lieben sich!«, äffte einer der Räuber Henri nach.

Die anderen Räuber brüllten vor Lachen.

»Glaubst du im Ernst, das kümmert hier irgendjemanden, Templer?«, fragte Guy. »Viele von uns haben die Liebe nie kennen gelernt, und so manch einer ist ohne ihren Trost gestorben. Dafür kämpfen wir allerdings für eine gute Sache. Deine kleine Reisebegleiterin hingegen hat sich vom Duft der großen weiten Welt locken lassen. Sie wäre besser zu Hause geblieben und würde Strümpfe stopfen! Sie hat es nicht getan, also muss sie mit den Konsequenzen leben. Ihr Schicksal kümmert mich herzlich wenig.«

»Ach, fahr zur Hölle, Guy d'Artac!«, rief Madeleine.  
»Warum versuchen wir überhaupt, an seinen angeblichen Gerechtigkeitssinn zu appellieren? Was immer die Leute auch sagen, dieser Hund ist doch nichts weiter als ein gemeiner Mörder und ein nichtsnutziger Dieb.«

»Wie bitte?« Guy, der sich schon wieder von seinen Gefangenen abgewandt hatte, kam noch einmal zurück.

»Willst du damit etwa sagen, die Leute erzählen von mir und von meinen Taten? Und man sagt, dass ich gerecht sei?«

»Manche tun das, in der Tat«, sagte Madeleine. »Daher dachten wir, du seist ein edler Räuber, ein Mann mit Prinzipien, der von den Reichen nimmt, um es den Armen zu geben. Aber da haben wir uns wohl getäuscht und die armen Menschen, die an euch glauben, ebenso.«

»Unfug! Sie haben Recht. Ich bin und handle genau so, wie sie es sagen«, erwiderte Guy und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Dennoch lasse ich aus mir keinen Tanzbären machen, den man an der Nase herumführt.«

»Das wollten wir ja auch gar nicht, Guy«, schaltete sich Henri wieder ein. »Lass Madeleine und Uthman frei, und ich tue für dich, was du verlangst.«

»Ein Templer, der macht, was ich will?« Guy zog nachdenklich die Stirn in Falten. Dann blitzten seine Augen plötzlich auf, und ein listiges Lächeln umspielte seine Lippen. »Ich will auf deinen Vorschlag eingehen. Aber zu meinen Bedingungen. Du überfällst für mich einen reichen Kaufmannszug. Und erst dann lasse ich deine beiden Verliebten laufen.«

»Wenn du es so wünschst, werde ich es tun«, sagte Henri. Seine Gefährten starrten ihn entgeistert an, schwiegen aber. Sie ahnten, dass Henri irgendeinen Plan verfolgte, den sie nur noch nicht durchschauen konnten.

»Vielleicht könntet ihr uns jetzt ja unsere Fesseln abnehmen«, meinte Henri nach einer kurzen Pause.

»Immer schön langsam!«, sagte Guy. »Morgen früh kannst du beweisen, dass du es ehrlich meinst. Während du den Überfall ausführst, bleiben deine Freunde als Geiseln bei uns. Kommst du mit reicher Beute zurück, lasse ich sie frei. Ansonsten...«

Henri ging auf Guys Drohung nicht ein. »Morgen früh also«, sagte er.

Guy nickte und wandte sich wieder seinen Kumpanen zu, sein Gespräch mit Henri war beendet.

»Bist du verrückt geworden, Henri?«, flüsterte Uthman dem Freund an seiner Seite zu. »Was hast du vor?«

»Warten wir bis morgen früh«, erwiderte Henri abwesend.

»Bis dahin wird mir schon etwas eingefallen sein.«

»Du weißt noch gar nicht, was du tun willst? Ich glaube es nicht!« Uthman schüttelte fassungslos den Kopf.

»Keine Angst! Ich werde schon das Richtige tun!«

Henri ritt, als wäre der Teufel hinter ihm her. Mittlerweile wusste er genau, was zu tun war. Er musste so schnell wie möglich in die Stadt kommen.

Als die Mauern von Amiens aus dem morgendlichen Dunst der herbstlichen Landschaft auftauchten, trieb er sein Pferd noch einmal mit Nachdruck zur Eile an. Er überholte andere Reiter, Wagen und Gruppen von Leuten, die zu Fuß unterwegs waren. Die Stadttore waren weit geöffnet. Jetzt, so kurz vor der großen Herbstmesse, herrschte hier ein geschäftiges Treiben. Zahlreiche wohlhabende Händler fuhren ein und aus und bereiteten Stände, Zelte und Buden vor, in denen sie ihre Ware präsentieren konnten. Abgesehen von den vielen Schaulustigen, die eine solche Messe anzog, waren darüber hinaus noch Hunderte von Kleinhändlern zu sehen, die mit nichts als einem dreibeinigen Schemel, den sie sich auf den Rücken geschnallt hatten, und ein paar Habseligkeiten zum Verkauf, die sie in kleinen Bündeln bei sich trugen, anreisten.

Als Henri die Stadt erreicht hatte, stieg er vom Pferd und mischte sich unter die Menge. Amiens war schon zu den Zeiten des Templerordens ein Zentrum des normannischen

Bankwesens gewesen. Henri hatte einige Male, wenn er in der Stadt war, mit den Geldverleihern verhandelt. Die Seidenherstellung für den englischen und flandrischen Markt, die hier florierte, wurde mit immer neuen Krediten beschleunigt. Darüber hinaus wurden in Amiens besonders prächtige Waren für das wohlhabende Bürgertum hergestellt. Kirchen, Paläste und Villen schossen überall wie Pilze aus dem Boden. Henri staunte über den unablässigen Aufstieg dieser Stadt, in der sein Orden nur eine kleine, wenn auch reiche Komturei besessen hatte. Er kannte sich gut aus in Amiens und steuerte zielstrebig auf den Platz vor der Kathedrale zu. Hier waren die vier Templer verbrannt worden. Ein paar schauerlich angeschwärzte Steine in der Mitte des Platzes ließen noch auf die Stelle schließen, wo der Scheiterhaufen gestanden hatte. Jetzt fuhren zahlreiche Karren und Kutschen schon wieder sorglos darüber hinweg.

Henri blickte sich um. Er sah niemanden, den er von seinen früheren Aufenthalten in der Stadt her kannte. Als er den ehemaligen Tempelbezirk erreichte, musste er feststellen, dass mittlerweile die Stadtsoldaten hier Quartier bezogen hatten. In einem Wachhäuschen stand ein Uniformierter, der misstrauisch zu ihm herüberblickte.

Henri saß wieder auf und lenkte sein Pferd in eine schmale Gasse, die bergan führte. Er kam in das Viertel der Geldverleiher. An einem Haus hing die normannische Flagge. Henri konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, er saß ab und band sein Pferd, das sofort zu saufen begann, an den Pfosten eines Wassertrogs. Henri ging auf das Haus mit der normannischen Flagge zu und klopfte. Im Inneren des Hauses erklang eine dem Templer vertraute Stimme. Jemand kam unter Gepolter heran. Als sich die Tür öffnete, atmete Henri erleichtert auf.

»Gott mit dir, William Toe! Erkennst du mich noch?«

»Ich glaube es nicht! Du lebst?«

»So gut ich kann. Und wie ich sehe, bist auch du noch sehr lebendig. Welch ein großes Glück!«

»Tritt ein!«

William zog seinen Besucher in den Hausflur, dann blickte er noch einmal links und rechts zur Straße hinaus, um sich zu vergewissern, dass niemand der Ankunft seines Gastes besondere Bedeutung beigemessen hatte.

Henri blickte den anderen neugierig an. Er hatte sich nicht verändert. Rotes, tief in die Stirn hineinwachsendes Haar, blasse Augenbrauen und Wimpern, ein breites, freundliches Gesicht. Er sah ihn im Geiste im Gewand der englischen Templer. Sie waren manchmal zusammen geritten.

»Henri! Ich freue mich, dich zu sehen! Es ist so viel geschehen! Was führt dich zu mir?«

»Wir müssen vorsichtig sein, nicht wahr, Bruder William? Templer werden in Amiens noch immer verfolgt.«

»So ist es leider. Aber wie du weißt, bin ich Geldverleiher. Im Süden Englands kennen mich viele, aber in Amiens habe ich keine Freunde oder Bekannte.«

»Du hast dich nicht verändert. Du kommst mir vor wie ein Geist aus längst vergangenen Zeiten!«

»So wie du mir, Henri! Mein Gott! Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen?«

»Vor vier Jahren, in Paris, als die Scheiterhaufen brannten.«

William nickte bedrückt. »Ja, und sie brennen noch immer. Damals hatte ich große Angst. Ich erinnere mich an unser letztes Gespräch. Du wolltest in die Bretagne, dann nach Süden. Du hast dich um den Tempelschatz gekümmert.«

»Und du gingst nach Amiens. Du sagtest, von nun an würdest du untertauchen und dich als treuer Staatsbürger des französischen Königs ausgeben. Sogar eine normannische Flagge wolltest du über deine Haustüre hängen – komme, was

wolle. So hast du es glücklicherweise auch gehalten, denn nur so habe ich dich gleich gefunden.«

»Du hast tatsächlich Glück gehabt, Henri. In ein paar Wochen wäre ich nicht mehr hier gewesen. Ich will nach Spanien. Im Tal des Flusses Guadiana können Templer noch unbehelligt leben, sogar, wenn sie sich bekennen.«

»Willst du als Templer leben oder als Geldverleiher?«

»Ich habe in den letzten vier Jahren genug Geld verdient, um mich zur Ruhe setzen zu können. Ich möchte endlich ohne Furcht leben können. Und ich möchte von Zeit zu Zeit noch einmal mein altes Gewand überstreifen.«

»Bleib hier! Lass uns den Templerorden wieder aufbauen!«

»Bist du deshalb gekommen, Henri, um mich darum zu bitten?«

»Nein, nicht deswegen. Aber eine Bitte habe ich dennoch an dich, Bruder William.«

»Was ist aus dem Tempelschatz geworden, Henri?«

»Ich habe ihn gut versteckt. Es gibt etliche Depots, deren Lage allein mir bekannt ist, es existieren keine Aufzeichnungen. Aus diesem Grund bin ich eigentlich auch gekommen, William. Ich brauche sofort sehr viel Geld.«

»Setzen wir uns.«

»Lebst du allein hier? Kann ich offen reden?«

»Natürlich.«

Henri erzählte in gebotener Kürze von den Umständen. William hörte aufmerksam zu und nickte hin und wieder zu Henris Worten. Als dieser geendet hatte, stieß der Tempelbruder hörbar die Luft aus.

»Gott stehe uns bei! Wie viel brauchst du?«

»Eine Summe, die die Räuber zufrieden stellt. Es muss so aussehen, als hätte ich das Geld ein paar Kaufleuten abgeknöpft, die nach Amiens zogen.«

»Welche Sicherheiten kannst du mir bieten?«

Henri seufzte. »Ich hoffte, du würdest keine Sicherheiten verlangen«, sagte er zögernd. »Aber wir können natürlich etwas aushandeln. Sobald meine Gefährten frei sind, komme ich wieder. Ich zahle alles zurück, allerdings muss ich dafür ein Depot des Tempelschatzes aufsuchen. Und es wird ein paar Tage dauern, bis ich wieder zurück sein werde. Das Depot liegt ziemlich weit weg von hier.«

»Du weißt, dass ich dir immer gerne helfe, Henri. Und ich werde es auch diesmal tun. Aber bitte verstehe, dass ich kein Geld verschenken kann, wenn ich in Spanien ein neues Leben beginnen will.«

»Natürlich verstehe ich das. Es reicht aus, wenn du es mir borgst.«

»Du bekommst, was du verlangst, keine Sorge. Ich werde eine angemessene Summe herbeischaffen. Warte hier im Haus auf mich, und pass auf, dass dich niemand sieht, in Ordnung? Ich bin bis zum Mittag zurück.«

»Ich kann mich auf dich verlassen? Es geht um Leben und Tod!«

»Vertraue mir! Der alten Zeiten wegen!«

William Toe sprang auf. Henri hörte, wie er die Haustür hinter sich zuschlug und sich seine Schritte auf dem Straßenpflaster eilig entfernten.

Henri war seltsam zumute. In der plötzlichen Stille hallten verschiedene Stimmen in ihm nach. Konnte er sich wirklich auf Bruder William verlassen? Wie gut kannte er ihn eigentlich? Henri erinnerte sich, wie er und William in Südengland auf Patrouille gegangen waren. Dabei hatten sie einmal sogar einen Liebeshändel geschlichtet. Das war in Tunbridge Wells gewesen, wo sie zwischen zwei verfeindeten Familien hatten vermitteln müssen. Wilhelm war ein guter Waffenbruder gewesen. Aber seitdem war vieles geschehen. Viele Templer hatten die Erfahrung machen müssen, dass es

besser war, sich nur um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Konnte er sich also auf William verlassen? Was sollte er tun, wenn dieser die Stadtbüttel alarmierte? Wer einen Templer ans Messer lieferte, konnte eventuelle Verdächtigungen leicht von sich abweisen. Und William wollte in Frieden leben, das hatte er selbst gesagt.

Henri zwang sich zur Ruhe.

Im Haus knackte hin und wieder eine Stiege, sonst blieb alles still. Er lauschte nach draußen. Schritte, Stimmen, Räderknarren. Irgendwo bellte ein Hund.

Henri überlegte, wie er an das nächste Depot des ehemaligen Schatzes aus dem Pariser Tempel gelangen konnte. Es wäre ein mühevoller Weg bis dorthin, der mindestens zwei Tagesritte erforderte. Und es war nicht sicher, dass der Schatz noch da war. Er konnte längst ausgehoben worden sein, ebenso wie all seine anderen Verstecke.

Plötzlich kamen Henri einige Namen in den Kopf. Zusammen mit den dazugehörigen Gesichtern tauchten sie tief aus seiner Erinnerung auf. Es waren die Namen von Tempelbrüdern, die er aus Paris gekannt hatte, mittlerweile waren sie in alle Winde verstreut: Renant von Larchant, Johann von Saint-Loup, Ferry von Rheims, Peter von Albon, Imbald de la Boissade. Lebten diese Männer noch? Sie hatten geholfen, den Tempelschatz im letzten Moment in Sicherheit zu bringen. Was war aus ihnen geworden?

Henri war als Knappe dabei gewesen, als der Schatzmeister des Pariser Tempels dem König Eduard von England 28.000 Pfund geliehen hatte, damit dieser in das Heilige Land fahren konnte. Der Orden hatte in dieser Zeit gewissermaßen die Verwaltung der französischen Staatsfinanzen in der Hand gehabt. Alle hatten bei den Templern geliehen oder sie beschenkt. Auch in England war gut die Hälfte des königlichen

Schatzes im Tempelbezirk aufbewahrt worden, den Rest hatte man im Tower verwahrt. In Frankreich hatte damals der gesamte Staatsschatz im Pariser Tempel gelegen, Henri hatte während seiner Ausbildung oft genug Zuwächse aufnehmen müssen. Damals hätte er nicht gedacht, dass er jemals selbst Geld würde leihen müssen.

Henri lauschte. Immer noch fragte er sich, ob er seinem ehemaligen Ordensbruder William vertrauen konnte. Doch was sollte er tun? Er war auf ihn angewiesen.

Henri erinnerte sich, wie König Philipp, den man den Schönen genannt hatte, einmal den Staatsschatz aus dem Tempel holen ließ, um ihn in den Louvre zu schaffen. Das war ein warnendes Vorzeichen gewesen für das, was später geschah. Die Beziehungen der Krone zum Tempel hatten sich gewandelt. Warum hatte man damals nicht schon begriffen, welches undurchsichtige Spiel dieser Verräterkönig spielte? Sein einziges Ziel war immer gewesen, den Reichtum und die Macht rücksichtslos zu mehren. Philipp hatte danach nur noch Geschäfte mit den lombardischen Finanziers Biche und Mouche gemacht. Aber das war nicht lange gut gegangen, und so war er genötigt gewesen, sich wieder den Templern anzuvertrauen. Von dieser Zeit an hatte es auf beiden Seiten Misstrauen und Feindseligkeiten gegeben. Aber einen so schändlichen Verrat wie den, den es dann gegeben hatte, hatten die Tempelritter dem König nicht zugetraut.

Henri war sicher, dass der Orden jederzeit verlässlich gewesen war. Jedermann hatte ihm trauen können. Der Fall des englischen Tempelbruders Gilbert Hoxton fiel ihm ein, der für seinen König den Zehnten einzog und einen Teil davon für sich behielt. Als dies bekannt geworden war, hatte der König ihm vergeben, nicht aber der Großmeister des Ordens. Gilbert war schwer bestraft und aus dem Templerorden verstoßen worden.

Der Orden war stets treu und aufrecht gewesen, ehrlich und zuverlässig. Vielleicht hatten König und Papst ihn deshalb zerschlagen. Der Templerorden war im Bewusstsein der Öffentlichkeit eine so vorbildliche Organisation, dass die Machenschaften der Krone und des Heiligen Stuhls dagegen umso unschöner hervorstachen. Wer konnte auf Dauer solche hehren Vorbilder dulden, mit denen er ständig verglichen wurde?

Henri bedrückte diese Vorstellung. Er lauschte auf jeden Schritt, der ihm die Rückkehr William Toes ankündigen könnte. Aber draußen blieb alles ruhig. Und während er untätig herumsaß, kehrten weitere Erinnerungen zurück.

Hier in Amiens hatte es eine kleine, aber bedeutende Komturei gegeben, in der jetzt die Soldaten saßen. Damals war von hier aus die Durchsetzung des französischen Münzsystems auch in der Normandie betrieben worden. Henri hatte sich eine Zeit lang damit beschäftigt.

Das Zentrum aller Operationen war allerdings stets der Pariser Tempel gewesen. Henri erinnerte sich mit Stolz an das erste Haus seines Ordens. Er hatte sich von älteren Brüdern oft davon erzählen lassen. Man hatte das Ordenshaus im Jahr des Herrn 1146 im Sumpfgebiet auf dem rechten Seineufer errichtet, im Marais, nicht weit vom Hafen, den die Templer damals an der Seine besaßen. Sie hatten die Sümpfe trockengelegt, Zinsgüter erworben, Felder bestellt und den *Enclos du Temple*, den Tempelbezirk, ausgebaut. Damals hatte der Orden in hohem Ansehen gestanden. Man hatte Mauern um den Tempelbezirk gebaut, eine prächtige Kirche nach dem Vorbild des Heiligen Grabes von Jerusalem mit einer Rotunde und einer Basilika errichtet und zwei Donjons, in denen die Brüder wohnten. Nach und nach waren innerhalb der umfriedeten Mauern Häuser und Wirtschaftsgebäude entstanden, eine richtige Stadt, in der es Mühlen, Wohnhäuser

und gepflasterte Straßen gegeben hatte. Bei der Verhaftung der Tempelritter in jenem unseligen Jahr 1307 hatte König Philipp alles an sich gerissen. Dafür hatte er büßen müssen. Dennoch hielten seine Nachfolger noch heute die Macht in ihren Händen. Und bis zum heutigen Tag suchten sie nach dem Tempelschatz.

Henri lachte bitter. Aber den könnt ihr lange suchen, dachte er, den werdet ihr niemals finden. Nur ich weiß, wo er ist.

Immer wenn Henri an seine Zeit als Templer dachte, wurden die Bilder in seiner Erinnerung übermächtig, sie führten gleichsam ein Eigenleben und beschäftigten ihn, selbst wenn er es gar nicht wollte. Auch jetzt war es wieder so. Henri schreckte auf und blickte sich hastig um, doch alles war unverändert. Bruder William war immer noch nicht zurückgekehrt.

Henri wurde immer unruhiger. Er musste sich zwingen, sitzen zu bleiben. Alles in ihm drängte zum Aufbruch.

Nach einer Weile hörte er endlich Schritte, die vor dem Haus verharren. Henri erhob sich in gespannter Erwartung. Jetzt würde sich zeigen, ob er William zu Recht vertraut hatte.

Kurz darauf erschien der Rotschopf in der Tür.

»Puh, das war nicht einfach«, sagte er. »Diese verfluchten Depotverwalter sind so misstrauisch. Sie tun, als müssten sie mein eigenes Geld vor mir selbst schützen! Aber hier ist es. Gib es mir zurück, wenn du kannst. Ich vertraue dir, Henri!«

Das Pferd flog dahin. Die Landschaft war flach, Henri kam gut voran. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Die Räuber würden ihren Ärger an den Freunden auslassen, wenn er zu spät käme. Sie waren unberechenbar.

In einiger Entfernung von der Höhle verhielt Henri sein Pferd. Er blickte sich um. Er verließ den schmalen Pfad, der

jetzt durch einen Hohlweg führte, und ritt in den Wald. Hier gab es unzählige Höhlen. In einer von ihnen, die er erst durch Zufall erspähte, weil Felsbrocken den Eingang verdeckten, glaubte er den geeigneten Platz gefunden zu haben.

Henri band sein Pferd fest. Dann nahm er seine Satteltasche und leerte sie auf dem Boden aus. Er füllte den Inhalt in die zweite Tasche und konnte diese anschließend nur mit Mühe schließen. Dann nahm er die Geldbündel aus dem Mantelsack, verstaute sie in die leere Tasche, schloss sie und trug sie in die Höhle. Er ging so tief hinein, wie es ihm das einfallende Tageslicht erlaubte, dann legte er die Tasche an die Seite und schichtete mehrere kleine Felsbrocken darüber. Befriedigt betrachtete er sein Werk. Einen so großen Zufall konnte es gar nicht geben, dass ein Fremder ausgerechnet auf diese Höhle und dieses Versteck stieß.

Draußen schwang sich Henri wieder auf sein Pferd und ritt im gestreckten Galopp zum Versteck der Räuber, wo er sich durch ein Pfeifen zu erkennen gab. Zwei Bewaffnete traten heraus, ihnen folgte Guy d'Artac.

»Du kommst spät, Templer!«, sagte der Räuberhauptmann drohend. »Jean-Pierre hielt schon das Messer an den zarten Hals deiner Freundin.«

Zorn stieg in Henri auf, doch er beherrschte sich. »Ich hatte eine Gruppe von Seidenhändlern ausgespäht. Sie hatten ihre Waren gerade auswärts verkauft und waren auf dem Weg zurück nach Amiens. Ich durfte nichts übereilen, denn sie waren zu fünf. Also wartete ich die günstigste Gelegenheit ab, um sie zu überfallen, als sie am wenigsten damit rechneten.«

»Und wo ist die Beute? Zeig mir das Geld.«

»Ich habe es gut versteckt. Es ist sehr viel, und ich will eure Gier nicht übermäßig strapazieren. Ich schlage vor, wir machen jetzt unser kleines Geschäft, Guy.«

»Du willst mich reinlegen, Henri de Roslin. Aber nicht mit mir. Ritz der Kleinen die Kehle auf, Jean-Pierre!«

»Ach, Guy, du bluffst doch nur! Wenn meinen Gefährten auch nur ein Haar gekrümmt wird, siehst du keinen Sou! Wir machen es so: Du und drei von deinen Leuten, also ausreichend viel für eure Sicherheit, ihr kommt mit mir, und ich zeige euch mein Versteck. Hinter uns reiten meine Gefährten – gefesselt, wenn ihr wollt, dann braucht ihr um nichts zu fürchten. Sobald wir am Versteck angekommen sind, gebe ich euch das Geld, und du lässt im gleichen Moment meine Freunde frei.«

»Aber versuche nicht, mich reinzulegen! Ich warne dich!«

»Rede nicht, Guy! Lass uns diese Geschichte hinter uns bringen. Ich habe mit dir und deinen Leuten nichts weiter zu schaffen. Es war eine dumme Idee von mir, zu glauben, wir könnten Verbündete werden.«

Guy ließ Henris letzten Satz unkommentiert stehen. Dann gab er seinen Männern die entsprechenden Anweisungen. Man holte die Gefangenen aus der Höhle. Diese nickten Henri erleichtert zu. Die Pferde wurden gesattelt, dann ging es los.

Henri ritt voran. Er führte die Meute absichtlich auf eine falsche Fährte. Vor einer Höhle stieg er ab, verschwand darin und prüfte beim Herauskommen, ob die Räuber Anstalten machten, die Absprache zu missachten. Aber Guy schien sich trotz allem noch einen Funken Ehre bewahrt zu haben.

»Nun, wo ist die Beute?«, fragte der Hauptmann.

»Es war die falsche Höhle«, entgegnete Henri. »Sie ähneln einander sehr. Wir müssen noch ein kleines Stück weiterreiten.«

Guy blickte Henri feindselig an. Er zerrte heftig am Zügel seines Pferdes, sodass das Tier auf die Hinterläufe stieg. Dann gab er das Zeichen zum Weiterritt.

Jetzt hielt Henri, ohne zu zögern, auf sein Versteck zu. Er wusste, ein kleiner Fehler nur, und alles konnte außer Kontrolle geraten. Aber er musste Guy wohl oder übel vertrauen.

Als sie die richtige Höhle erreicht hatten, saß Henri ab und ließ die Räuber und seine Gefährten wie zuvor alleine am Höhleneingang zurück. Drinnen tastete er sich durch die Dunkelheit. Als er die Stelle zu erreichen glaubte, wo er die Tasche versteckt hatte, erschrak er.

Dort war nichts mehr – kein Felsbrocken, keine Tasche mit Geld.

Henri traute seinen Augen nicht. Er drehte sich im Kreis. Konnte er sich so täuschen? Er spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. All seine Anstrengungen schienen umsonst gewesen.

Dann jedoch bemerkte er, dass sich einige Steine aus der Felswand gelöst hatten. Dadurch sah jetzt alles anders aus.

Henri ging ein Stück weiter in die Höhle hinein. Überall lagen herabgefallene Steine herum, die vorher nicht da gewesen waren. Henri suchte konzentriert jeden Zentimeter der Höhle ab. Von draußen hörte er Stimmen, achtete aber nicht weiter auf sie.

Endlich fand er doch noch die richtige Stelle, die von einem Steinschlag verschüttet war. Henri schob alle Hindernisse beiseite und zertrümmerte die Tasche mit dem Geld hervor.

Von draußen schrie Guy d'Artac bereits ungeduldig: »Wo bleibst du, Templer?«

Ich komme, dachte Henri bei sich. Und wehe dir, du führst etwas im Schilde. Henri zog sein Schwert. Er war zum Kampf bereit.

Als er den Höhleneingang erreichte, blendete ihn für einen Moment das Sonnenlicht. Er hob die Tasche und schwenkte sie vor sich hin und her. Das Schwert hielt er gesenkt.

Guy schien zu verstehen. Er gab nach hinten ein Zeichen, dass die Gefangenen herangeführt werden sollten. Dann bedeutete er einem seiner Kumpane, die Tasche zu nehmen und ihren Inhalt zu überprüfen. Der Mann trat heran, öffnete die Tasche und stieß ein Geheul aus.

»Wir sind reich!«

Guy blickte noch einmal zu Henri hinüber. Dann ließ er sich die Tasche reichen, schaute hinein und pfiß durch die Zähne.

»Ich halte mein Wort. Kreuze besser nicht noch mal meine Wege, Templer!«

Guy d'Artac gab seinen Kumpanen ein Zeichen. Dann riss er sein Pferd herum und ritt davon. Die Räuber folgten ihm. Die Gefährten waren frei.

Henri schnitt ihnen die Fesseln durch. Uthman schlug ihm auf die Schultern. Sean blickte Henri voller Bewunderung an. Joshua nickte und rückte seine Brille zurecht.

Madeleine beugte sich von ihrem Pferd aus zu Henri hinab und küsste ihn mitten auf den Mund. Uthman protestierte lachend. Da umarmte Madeleine ihn, und es schien, als wollten sie einander nicht mehr loslassen.

### *Jahresende in Lodi, Lombardei*

In der Villa der Familie di Angero herrschte noch immer der Ausnahmezustand. Der Stadthauptmann von Lodi hatte verfügt, dass niemand das Haus betreten oder verlassen dürfe. Die Büttel untersuchten Haus und Garten. Der Mörder war offensichtlich durch den Keller gekommen und über die Treppe in den oberen Gebäudeteil gelangt. Natürlich kannte sich der verdächtige Francesco della Rocca hier aus, wahrscheinlich war er bereits des Öfteren auf demselben Wege heimlich zu seiner Geliebten geschlichen.

Anna di Angero wurde noch einmal verhört. Sie schwor, sich niemals im Haus des Vaters mit Francesco getroffen zu haben, weder an diesem Abend noch zu einem anderen Zeitpunkt. So etwas hätte sie ihrem Vater niemals angetan, erklärte sie schluchzend. Und dann brach sie wieder in scheinbar nicht mehr versiegen wollende Tränen aus.

Kurz darauf traf Fürst Orlando in der Villa di Angero ein, um sich, wie er sagte, selbst ein Bild von der dortigen Lage zu verschaffen. Er tröstete Anna höchstpersönlich und sprach der ganzen Familie sein Mitgefühl aus. Pietro wiederum versprach er, die Anklage wegen Störung der öffentlichen Ruhe, die gegen ihn erhoben worden war, fallen zu lassen. Zudem ordnete er an, dass sechs bewaffnete Soldaten rund um das Anwesen der di Angeros Wache halten sollten. Um, wie er grimmig verkündete, einer weiteren Untat dieses verruchten Francesco della Rocca, der unzweifelhaft Umberto di Angeros Mörder war, vorzubeugen.

Als der Fürst die Villa der di Angeros gerade verlassen wollte, traf er auf einen Boten, der Anna di Angero einen Brief überbringen wollte. Fürst Orlando reagierte sofort. Er nahm dem Boten, einem Bauernjungen, den der Tempelritter Ludovico Capon geschickt hatte, die Nachricht unter dem Vorwand ab, dass die Familie jetzt nicht gestört werden wolle, versprach allerdings, sie der trauernden Anna sofort zu überreichen. Schließlich drückte der Fürst dem Boten mit spitzen Fingern noch ein Geldstück in die Hand und erklärte ihm, er solle nicht auf eine Antwort warten.

Als der Bote weit genug entfernt war, besah sich Fürst Orlando den Brief genauer. Als er sah, wer ihn verfasst hatte, bestieg er seine Kutsche und las das Schriftstück interessiert durch. Francesco della Rocca war ein dummer Narr, dachte er. Verriet er in seinem Brief doch ganz genau, wo er sich versteckt hielt. Der Fürst konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken. Jetzt hatte er dieses Bürschchen! Dank seiner würde er seinen Konkurrenten in Lodi endlich den Garaus machen können.

Doch mit einem Mal erstarb das Lächeln auf dem Gesicht des Fürsten. Wenn sich Francesco wirklich in der Obhut der Templer befand, musste er vorsichtig zu Werke gehen. Innerhalb der Komturei besaß die Stadtregierung keine Befugnisse. Was also war zu tun? Konnte er den Burschen nachts heimlich entführen lassen? Männer, die dies übernehmen würden, ließen sich schon auftreiben!

Während er über dieses Problem nachdachte, fuhr Fürst Orlando in den Palast zurück. Auf dem Weg dorthin ließ er seinen Kutscher allerdings zahlreiche Umwege durch die ganze Stadt fahren, damit die Bevölkerung ihn sah und begriff, dass er unermüdlich unterwegs war, um die schrecklichen Geschehnisse, die sich im Hause der di Angeros ereignet hatten, aufzuklären.

Seine inzwischen fertig gestellte Rede, die er noch nicht gehalten hatte, konnte er jetzt gut einsetzen. Noch an diesem Abend würde er sich vom Balkon des Stadthauses an seine Untertanen wenden. Er würde Francesco della Rocca anklagen und die Templer, die ihn versteckten, damit unter Druck setzen. Vielleicht gaben sie ihn dann ja freiwillig heraus. Dann brauchte er ihn nicht mehr entführen zu lassen.

Mit einem Mal fragte sich Fürst Orlando, ob es wirklich klug war, die Sache so rasch voranzutreiben. War eine Verschleppung der Aufklärung nicht eher in seinem Interesse? In der Stadt sprach man mittlerweile nur noch über die Ermordung von Umberto di Angero. Das war doch ein äußerst günstiger Augenblick, um neue Steuermaßnahmen durchzusetzen! Denn während er einerseits unnachgiebig die Herausgabe Franciscos forderte und dessen Täterschaft als erwiesen darstellte, woraufhin sich die Leute vor allem mit ihm beschäftigen würden, konnte er andererseits vergleichsweise unbemerkt neue, harte Gesetze erlassen. Orlando rieb sich die Hände. Das war es, genau so wollte er es halten.

Entspannt lehnte sich der Fürst in seiner Kutsche zurück und gab dem Kutscher ein Zeichen, schneller zu fahren. Langsam wurde es kalt in dem Gefährt, und der Fürst wollte in seine Residenz zurück. Als er zum Baldachin der Kutsche hinaufblickte, entdeckte er eine undichte Stelle, durch die Schnee hereingefallen und feuchte Flecken auf dem roten Seidenstoff hinterlassen hatte, der die Kutsche innen auskleidete. Im ersten Moment sah es so aus, als sei der nasse Stoff mit Blut durchtränkt. Orlando erschauerte.

»Wer ist der Täter?«, fragte Henri de Roslin in die Runde der versammelten Tempelbrüder. »Die Stadtregierung verkündet

überall, dass es Francesco della Rocca sei. Die Beweise gegen ihn seien erdrückend, sagen sie. Aber ist es wirklich so?«

Die flackernden Fackeln an den Wänden des Kapitelsaals ließen zahlreiche Schatten auf dem Mauerwerk tanzen, die von den Gestalten im weißen Ornat mit dem blutroten Tatzenkreuz geworfen wurden. Die Ordensbrüder aus dem Komtur in Lodi waren abermals zu einem Kapitel zusammengekommen.

»Ich stelle mir eine ganz andere Frage, verehrte Brüder«, sagte der Leutnant der Komturei. »Ich frage mich, ob wir uns wirklich mit diesen Dingen beschäftigen müssen. Wir hatten einen Beschluss gefasst, der lautete, dass Bruder Henri auf eigene Faust ermitteln sollte. Auf diese Weise wollten wir verhindern, dass sich der Orden in Angelegenheiten der Stadt Lodi einmischt. Trotz allem sind wir mittlerweile ziemlich tief in solche Angelegenheiten verwickelt.«

»Auch ich bin sehr beunruhigt!«, sagte der Komtur.

Henri schwieg. Er wollte den anderen Anwesenden genügend Zeit lassen, sich zu äußern und sich zu entscheiden.

Bruder Dominik meldete sich zu Wort. »Ich bin der Meinung, wir müssen den Verdächtigen ausliefern. Hier in der Komturei sind wir bei weitem nicht so gut geschützt, wie viele es meinen. Die Stadtregierung kann uns jederzeit von der Versorgung von außen abschneiden und die Auslieferung dieses della Rocca erzwingen. Und wenn es erst einmal so weit gekommen ist, werden wir nicht länger in Lodi bleiben können, so viel ist gewiss.«

»Und das wäre eine Katastrophe«, warf ein alter Templer ein, von dem Henri nur wusste, dass er aus Sizilien kam. »Denn im Schutz unserer Komturei leben auch viele Alte und Gebrechliche. Was unser Gast, Henri de Roslin, vielleicht noch nicht bemerkt hat, ist, dass wir hier neben dem Krankenbau auch ein Altersheim haben. Im Spital pflegen unsere Laienbrüder darüber hinaus noch vier geistig verwirrte Brüder.

Wo sollen sie bleiben, wenn die Komturei in Lodi geschlossen wird? Und wohin mit den vielen alten Brüdern, die zu gebrechlich sind, um draußen in der Welt noch eine Aufgabe zu verrichten?«

»Das wusste ich tatsächlich nicht«, sagte Henri. »Ihr mögt mir verzeihen, wenn ich euch so viel Schwierigkeiten bereite.

Es ist vielleicht das Beste, wenn ich euch bei Nacht verlasse und Francesco mit mir nehme. Dann habt ihr keinen Ärger zu befürchten.«

»Eine gute Lösung!«, sagte der Leutnant.

»Gemach!«, mischte Komtur Gervasius sich ein. »Wo wir uns schon einmal mit dieser Angelegenheit befassen, wollen wir sie auch zu Ende diskutieren. Es wird das letzte Mal sein, dass wir über diesen Fall beratschlagen.«

Ludovico hob die Hand, und nachdem der Komtur ihm das Wort erteilt hatte, sagte er zu Henri: »Du machtest vorhin deutlich, dass du daran zweifelst, dass Francesco della Rocca Umberto di Angeros Mörder ist. Aber wenn er die Tat nicht begangen hat, wer war es dann?«

»Genau das frage ich mich auch«, erwiderte Henri. »Ich habe mir den Ort des Verbrechens genau angesehen. Den Spuren nach zu urteilen, die ich sowohl im Sterbezimmer Umbertos als auch im Garten der Villa di Angero fand – und die der Täter nicht beseitigt hat –, gehe ich davon aus, dass der Mörder recht schwer, dabei aber ziemlich klein gewesen sein muss. Seine Schuhe sind in der nassen Erde tief eingesunken und haben breite Spuren hinterlassen. Diese Spuren lassen auch erkennen, dass der Täter sehr breitbeinig geht, so als habe er eine Behinderung, vielleicht plagt ihn eine Krankheit der Gelenke. Die Art und Weise, wie der Stich ausgeführt wurde, der Umberto di Angero tötete, deutet ebenfalls auf die soeben beschriebene körperliche Beschaffenheit des Täters hin. Das haben die Büttel nicht hinreichend beachtet – oder auch

bewusst übersehen –, als sie den Tatort inspizierten. Ihnen ist nur eingefallen, dass Francesco della Rocca ein Motiv für die Tat gehabt haben könnte, und schon haben sie nur noch nach Spuren gesucht, die ihn überführen können. Alles andere hat sie nicht mehr interessiert. Nun mag man einwenden, dass es viele kleine, schwere Gestalten in Lodi gibt, die einen etwas breitbeinigen Gang haben. Wir müssen allerdings bedenken, dass der Mörder nur jemand sein kann, der sich in der Villa der di Angeros recht gut auskennt. Er ist offenbar durch den Keller gekommen und von da aus sehr zielstrebig zu Umbertos Kammer geschlichen. Das ist leider schon alles, was ich sagen kann. Ich kenne in Lodi zu wenige Leute, als dass ich sagen könnte, wer von ihnen auf meine Beschreibung passt und gleichzeitig eine so kaltblütige Tat begehen könnte.«

»Natürlich ist ein della Rocca zuerst verdächtig«, sagte Ludovico. »Deshalb sollte man es der Stadtregierung auch nachsehen, wenn sie Francesco als Hauptverdächtigen bezeichnet. Dennoch muss er, wie du bereits sagtest, Henri, nicht zwangsläufig der Täter sein. Auch Pietro könnte es gewesen sein, der das gesamte Vermögen seines Vaters erben wird und sehr erbost war, als Umberto ihm nach dem Kampf mit Nelle della Rocca für unbestimmte Zeit verbot, das Haus zu verlassen. Ein weiterer Verdächtiger ist Carlo del Ponte, der Bruder von Umbertos verstorbener Frau Linda, der mit allen Mitteln erzwingen will, dass Anna Graf Sinola heiratet, womit Umberto nicht unbedingt einverstanden war. Sowohl Pietro als auch Carlo hatten die Zeit und die Gelegenheit, den Mord zu begehen. Aber wie dem auch sei, falls Francesco wirklich unschuldig ist, zeigt uns der Zettel, der bei dem Toten gefunden wurde, deutlich, dass der wahre Täter den Verdacht bewusst auf ihn lenken will.«

»Genau!«, sagte Henri. »Diesen Gedanken halte ich für entscheidend. Jemand will den della Roccas schaden, und vor

allem Francesco. Dabei drängt sich der Verdacht auf, dass der Täter mit dem Mord an Umberto nichts anderes bezweckte, als die Feindschaft zwischen den beiden einflussreichsten Familien Lodis weiter anzuheizen oder zumindest aufrechtzuerhalten.«

»Willst du damit etwa behaupten, dass der Mord an Umberto aus politischen oder wirtschaftlichen Interessen begangen wurde?«

»Genau das. Lasst uns einmal überlegen, wer ein solches Interesse haben könnte. Irgendjemand in höheren Kreisen? Jemand aus einer anderen großen Familie, wie zum Beispiel den Orlandos.«

»Bist du dir bewusst, dass du damit einen schlimmen Verdacht äüßerst?«

»Aber ich stelle doch nur Vermutungen an. Ich will nur deutlich machen, dass es Personen gibt, die viel überzeugendere Interessen für einen Mord an Umberto di Angero hätten als Francesco della Rocca, der, sollte er schuldig sein, seine geliebte Anna für immer verloren hätte. Oder glaubt jemand von euch, dass die Familie di Angero die junge Anna mit dem vermeintlichen Mörder ihres Vaters vermählen würde? Wenn wir nach Mordmotiven suchen, sollten wir bei jenen beginnen, die in das Machtspiel der großen Familien von Lodi verstrickt sind. Hass oder Machtkalkül scheinen mir zwingendere Motivationen für einen Mord zu sein als Liebe.«

Ludovico war plötzlich ziemlich aufgeregt. »War es nicht immer schon so, dass niemand begreifen konnte, warum sich der Streit zwischen den della Roccas und den di Angeros immer wieder aufs Neue entfachte? Vermuteten nicht auch wir zuweilen, dass der Streit künstlich geschürt wurde, und zwar nicht von den Mitgliedern der beteiligten Familien? Schien es nicht manchmal so, als taumelten die Söhne der verfeindeten

Sippen blindlings in Auseinandersetzungen, deren Zweck sie selbst nicht verstanden?«

»Von wem könnte der Streit denn künstlich geschürt worden sein?«, fragte der Komtur streng und mit lauter Stimme.

»Wem nutzt er denn?«, fragte Ludovico zurück. »Bisher ist es ja nur eine Überlegung, Meister, keine Beschuldigung.«

Da warf ein junger Templer namens Kuno ein: »Ich habe vor einiger Zeit gehört, dass Fürst Orlando gerne wieder die Steuern erhöhen würde. Solch unliebsame Maßnahmen setzt er am liebsten in Krisenzeiten um, wenn die Bürger von Lodi von anderen Dingen abgelenkt sind. Wenn es also in den nächsten Tagen eine Steuererhöhung gibt, wissen wir, dass Orlando definitiv ein Interesse daran hat, dass sich die Aufmerksamkeit aller auf den Zwist zwischen den di Angeros und den della Roccas richtet.«

»Ein schlimmer Verdacht!«, wiederholte der Komtur, jetzt weniger eindringlich. Er war nachdenklich geworden. »Was können wir tun, wenn höchste Kreise darin verwickelt sein sollten?«

»Nichts«, bekannte der ältere Bruder aus Sizilien. »Es sei denn, du willst zum Stadtfürsten gehen und ihn befragen, Komtur.«

»Mein Gott, es handelt sich immerhin um einen Mord!«, sagte ein Templer, dem eine Narbe quer über die Stirn lief. »Wir können doch den Stadtfürsten nicht eines Mordes beschuldigen, wenn wir keine Beweise haben!«

»Warum nicht?«, fragte Kuno laut. »Sagen wir es ihm ins Gesicht. Irgendwas wird schon hängen bleiben. Er hat schon einmal einen Konkurrenten um das Amt des Stadtfürsten aus dem Weg geräumt!«

»Das ist nicht erwiesen!«, sagte der Komtur. »Der Verdacht wurde nie erhärtet.«

»Ich halte es für falsch, auf direktem Weg vorzugehen«, erklärte Henri. »Sobald wir unseren Verdacht kundtun, ist der Fürst gewarnt und hat Zeit, eine eventuelle Verwicklung in den Mord an Umberto di Angero zu verschleiern. Wir sollten daher vorerst genau beobachten, was er tut, und Hinweise auf eine mögliche Täterschaft sammeln. Doch inzwischen müssen wir Francesco schützen. Denn wenn unser Verdacht begründet ist, ist sein Leben in höchster Gefahr – obwohl er völlig unschuldig ist. Das ist das Einzige, worum ich euch bitte, Brüder, dass ihr den Jungen beschützt, bis seine Schuld oder Unschuld zweifelsfrei feststeht.«

»Das ist nicht unbillig«, brummte Ludovico.

Henri blickte gespannt auf den Komtur. Er musste entscheiden. Es entstand eine lange Pause, in der sich niemand zu Wort meldete. Dann stand Komtur Gervasius auf und verkündete: »Dann sei es so. Wir schützen den jungen della Rocca. Du, Henri, unternimmst inzwischen nichts, was dem Tempel schaden könnte, ansonsten aber alles, um den Mord aufzuklären.«

Zum Ausdruck seiner Dankbarkeit und Zustimmung zu dem gefällten Urteil senkte Henri demütig den Kopf.

Endlich waren die Stadtbüttel verschwunden, der Stadthauptmann hatte der Familie di Angero ihre Villa wieder überlassen. Nach ihrem Abrücken zogen vor den Mauern des Anwesens zahlreiche Bewaffnete auf, die von der Stadtregierung geschickt worden waren, um die Villa zu bewachen. Die Anweisung von Fürst Orlando, dass die di Angeros unter allen Umständen vor den della Roccas zu schützen seien, galt weiterhin.

Pietro di Angero fing sich als Erster. An dem Tag, an dem man seinen Vater zu Grabe trug, fasste er den Entschluss, nicht eher zu ruhen, bis der feige Mord gerächt war.

Die Glocken von Lodi läuteten den ganzen Tag. Der Friedhof war überfüllt von Trauernden und Neugierigen. Kein della Rocca ließ sich blicken, aber die Mitglieder der Familie Orlando waren vollzählig erschienen. Und der Stadtfürst stand bei der Grablegung Umbertos gleich bei der engsten Familie des Toten in der vordersten Reihe.

Anna di Angero musste von ihrem Bruder gestützt werden. Dieser flüsterte ihr zu, dass der Vater bald gerächt würde, dass er beschlossen hätte, ein Strafgericht zu halten. Doch Anna war nicht in der Lage, die Tragweite dieses Entschlusses zu begreifen. Als Pietro dies bewusst wurde, ließ er sie in Ruhe. Stattdessen wandte er sich seiner älteren Schwester Maria zu, die eigentlich in Padua lebte, anlässlich des Begräbnisses ihres Vaters aber für einige Tage nach Lodi gekommen war. Auch sie war von einem tiefen Hass gegen alle Mitglieder der Familie della Rocca erfüllt, deshalb hatte sie Lodi auch vor Jahren verlassen – sie hatte sich nicht versündigen wollen. Aber der feige Mord an ihrem Vater nötigte sie nun dazu, alle Rücksicht fahren zu lassen.

Als die Begräbnisfeierlichkeiten beendet waren und sich die Trauergäste zerstreut hatten, erläuterte Pietro ihr seinen Plan.

»Wir können es nicht wagen, Freunde und Kampfgefährten zu sammeln, dazu werden wir zu streng beobachtet. Daher werden wir die Dienstboten bewaffnen und sie, falls sie im Umgang mit Waffen noch nicht geübt sind, in deren Gebrauch unterweisen. Wenn der Zeitpunkt günstig ist, überfallen wir das Stadthaus der della Roccas. Die ganze Brut soll für den feigen Mord an unserem Vater büßen.«

Maria stimmte dem Plan ihres Bruders uneingeschränkt zu. »Auch ich will einen Degen führen«, sagte sie. »Du musst mir

zeigen, wie man ihn gebraucht, Pietro. Ich werde mich dir anschließen, auch wenn es Leute gibt, die meinen, dass sich ein offener Kampf für Frauen nicht geziemt. Der Tod unseres Vaters muss gerächt werden!«

»Eine ehrenhafte Einstellung, liebe Schwester! Ich wünschte, Anna hätte dieselbe. Doch sie ist so von Kummer erfüllt, dass sie nichts hören will als die Schluchzer, die ihr wie ein Sturzbach aus der Kehle rinnen.«

»Verurteile sie nicht. Sie hat es doppelt schwer. Sie muss zusätzlich zu Vaters Tod den Verlust ihres Geliebten verkraften. Aber selbst ihr zuliebe können wir Francesco nicht schonen, nicht wahr? Ganz gleich, ob er der Mörder war oder ein anderer Hund aus seiner verdammten Familie.«

»Er war es! Daran besteht für mich kein Zweifel. Selbst wenn er den Dolch, der unseren Vater tötete, nicht eigenhändig geführt hat, so wird er den Mord an ihm doch zumindest angestiftet haben. Er darf nicht davonkommen. Auch wenn es mir wegen Anna in der Seele wehtut.«

»Dann zeige mir, wie ich den Degen zu führen habe, Pietro!«

Pietro griff seiner Schwester in das volle schwarze Haar und blickte ihr tief in die dunklen Augen. »Oh, Maria, ich liebe dich! Du bist genau wie ich. Wir beide zusammen könnten die Welt erobern!«

»Und ich habe dich schon immer bewundert, Pietro! All deine Tatkraft, deinen Mut und deine Stärke. So wie du wolltest auch ich immer sein.«

Am nächsten Morgen rief Pietro alle Diensthofen der di Angeros im großen Saal der Familienvilla zusammen. Er stellte es jedem von ihnen frei, ihm die Gefolgschaft zu verweigern. Doch niemand kehrte der Familie den Rücken. So wurden acht junge und vier alte Männer sowie eine Zofe im Umgang mit Waffen unterwiesen.

Auch in der Villa della Rocca herrschte größte Unruhe. Die Büttel des Stadthauptmanns gingen hier ein und aus. Alle Familienmitglieder wurden verhört. Man erklärte ihnen, dass Francesco des Mordes an Umberto di Angero unzweifelhaft überführt sei, und warnte vor allem Nella della Rocca vor unüberlegten Taten. Man würde die Familie scharf beobachten. Sollten sie Francesco irgendwo verstecken, so erklärte man ihnen, machten sie sich alle mitschuldig.

Paolo della Rocca ging umher und gab Anweisungen. Seinen Sohn Nella wies er an, die Mauern des Anwesens zu kontrollieren und nach undichten Stellen zu suchen. Niemand sollte unbemerkt in den Park gelangen können. Da das Anwesen der della Roccas sehr groß war, war der Schutz allerdings nicht leicht zu gewährleisten. Nella hatte seit zwei Tagen damit zu tun, alle Diener gründlich zu instruieren. An einer Stelle konnten Eindringlinge leicht mit Leitern über ein niedriges Mauerstück gelangen, das von Wurzelwerk bewachsen war. Dort musste die Mauer unbedingt aufgestockt werden.

Die della Roccas berieten, wie sie sich verhalten sollten. Nella warf seinem Vater vor, zu lange untätig gewesen zu sein und vor allem nicht nach Francesco gesucht zu haben. Paolo war mit der Situation überfordert. Natürlich hielt er Francesco für unschuldig. Eine solche Untat, davon war er überzeugt, hätte sein jüngster Sohn niemals begehen können. Wahrscheinlich war er nur verschwunden, weil er ihn gegen Anna aufgestachelt hatte. Hatte somit nicht auch er selbst zu der Katastrophe beigetragen, die nun über sie hereinbrach?

Unter der Last dieser Vorwürfe brach Paolo schließlich zusammen. Er wurde immer schweigsamer und zog sich in seine Privatgemächer zurück. Immer seltener gelang es ihm, geeignete Maßnahmen zu ergreifen. Insbesondere fürchtete er

sich vor dem fremden Tempelritter, der ihm seinen Besuch angekündigt hatte. Was wollte dieser Mann von ihm? Würde er ihn im Auftrag der Krone verhaften? Paolo wusste sich nicht zu helfen. Er konnte nur noch beten und abwarten.

Nella nutzte die Situation, um den Hausarrest, den ihm sein Vater aufgebürdet hatte, eigenmächtig zu beenden. Am Tag nach dem Begräbnis des alten di Angero schnallte er seinen Degen um und ritt ohne die Erlaubnis seines Vaters in die Stadt.

Erst dort wurde ihm bewusst, welche Aufregung in den letzten Tagen in Lodi geherrscht hatte.

In den Gassen und auf den Plätzen standen die Bewohner in Gruppen zusammen und besprachen die Lage. Sobald Nella an ihnen vorbeiritt, wandten sie sich grußlos ab. Nella merkte rasch, wie vergiftet das Klima in der Stadt war. Er musste alles tun, um Francesco zu finden oder, besser noch, den Mörder von Umberto di Angero!

Auf dem Platz vor dem Rathaus stieg Nella vom Pferd. Er näherte sich einer Gruppe junger Kaufleute, die er kannte.

»Giuseppe! Luchino! Wie geht es euch? Ich suche meinen Bruder Francesco! Habt ihr ihn gesehen?«

Die jungen Männer blickten ihn unsicher an. Nella wurde bewusst, dass sie nicht wussten, wie sie sich ihm gegenüber verhalten sollten. Waren sie noch seine Freunde, oder sollten sie ihm die kalte Schulter zeigen? Schließlich sagte Luchino: »Suche besser nicht unsere Nähe, Nella. Deine Familie ist hier bei uns in Lodi in diesen Tagen nicht gut gelitten, und wir möchten keine Scherereien haben.«

»Aber ihr habt nichts zu befürchten! Francesco ist unschuldig! Wer immer den Mord an Umberto di Angero begangen hat, er gehört nicht zu unserer Familie! Das war die Tat eines Wahnsinnigen. Wer von uns hätte ein Interesse daran gehabt, so etwas zu tun?«

»Ihr und die di Angeros habt euch immer bekriegt, Nella. Du hast immer damit geprahlt, dass dein Degen schneller sei als der irgendeines di Angero. Da ist es doch wohl nahe liegend, dass die meisten hier glauben, einer von euch hätte die Tat begangen.«

»Aber Worte töten nicht, Luchino! Der Weg von einem Wort zu einer Tat ist lang.«

»Sei es drum, Nella. Erst wenn die Stadtregierung den Mord an Umberto die Angero aufgeklärt hat, können wir wieder miteinander reden. Bis dahin solltest du deiner eigenen Wege gehen.«

Nella empfand Bitterkeit bei diesen Worten. Wortlos drehte er sich um, bestieg sein Pferd und ritt davon. An anderen Stellen der Stadt machte er ähnliche Erfahrungen. Niemand wollte mit ihm sprechen. Nella wurde bewusst, dass er sich über sein Ansehen falsche Vorstellungen gemacht hatte. Solange er mit seiner Stärke und Kampfkraft geprahlt hatte, waren viele junge Männer an seiner Seite gewesen, einige hatten ihn sogar offen bewundert. Aber davon war nichts übrig geblieben.

Was Nella zusätzlich bedrückte, war, dass er nicht wusste, wo er seinen Bruder suchen sollte. Er kannte dessen Gewohnheiten nicht. Er hatte immer auf ihn herabgesehen und seine mädchenhafte Schwäche verachtet. Natürlich liebte er Francesco. Aber er verzieh ihm nicht, dass er für Waffen und Kämpfe nichts übrig hatte und ihn auch nie für seine Turniersiege bewundert hatte.

Wo sollte Nella ihn jetzt suchen?

Mitten in der Stadt verhielt der junge Mann sein Pferd und sah sich ratlos um. Plötzlich kam es ihm vor, als hätte man ihn in einer fremden Stadt ausgesetzt. Erschrocken und zornig über diese Entdeckung, gab er seinem Pferd die Sporen und jagte wild schreiend zur Villa seiner Familie zurück. Er musste

etwas tun. Er musste alle bewaffnen. Ein so jämmerliches Gefühl von Unterlegenheit und Schwäche wollte er nicht noch einmal erleben. Er würde denen in Lodi schon zeigen, wer die della Roccas waren!

Henri de Roslin sagte niemandem, wo sich Francesco versteckt hielt. Selbst mit Anna sprach er nicht darüber, als er noch einmal bei den di Angeros war. Er wollte nicht riskieren, dass das Mädchen eine Dummheit beging und versehentlich etwas ausplauderte.

Nachdem er sich einen Überblick über die Lage in Lodi verschafft hatte, hielt er es allerdings für angebracht, den Stadtfürsten aufzusuchen. Er wollte noch einmal mit ihm sprechen, um sich ein detailliertes Bild von diesem mächtigen Mann zu machen. Als Templer war er berechtigt, jederzeit um Audienz zu bitten.

Als Fürst Orlando ihn am Morgen nach der Beisetzung des Ermordeten empfing, waren seine Augen ungewöhnlich rot und geschwollen. Henri konnte kaum glauben, dass der Mann die ganze Nacht geweint hatte, daher vermutete er, dass er übermäßig viel Wein getrunken hatte. Der schlechte Atem, der ihm entgegenschlug, als er dem Herrscher die Hand reichte, erhärtete seinen Verdacht.

Orlando wollte von Henri wissen, woher dieser kam und was er in Lodi wolle. Henri erklärte ihm, dass er sich auf einer Pilgerreise befände, aber zunehmend Interesse an den aktuellen Vorkommnissen in Lodi gefunden habe.

»Es wäre besser, Ihr setztet Eure Pilgerreise fort, Templer. Die Regierung von Lodi ist auch ohne fremde Hilfe in der Lage, ihre Probleme zu meistern.«

»Das glaube ich Euch aufs Wort, Fürst Orlando. Dennoch bin ich am Fall des ermordeten Familienoberhaupts der di Angeros

sehr interessiert. Und meine Brüder in der Komturei haben mich ausdrücklich ermächtigt, diesbezüglich Erkundigungen einzuholen.«

»Ach, haben sie das?« Fürst Orlando machte ein säuerliches Gesicht. »Dann lasst Euch gesagt sein, dass ich schon lange glaube, dass es auch dem Tempel besser zu Gesicht stünde, wenn er sich um seine eigenen Belange kümmerte. Hat man dort mit der Verwaltung der vielen Grundstücke und Schenkungen nicht genug zu tun?«

»Fürst, ich bitte Euch, mir ein paar Fragen zu beantworten.«

»Na schön, das kann ich Euch nicht verwehren. Aber macht schnell, auf mich warten heute viele Aufgaben.«

»Warum gelingt es der Stadtregerung nicht, in den Streit der einflussreichen Familien Lodis vermittelnd einzugreifen?«

»Aber was redet Ihr denn da? Natürlich vermitteln wir. Ohne unsere ständige Ermahnung zum Frieden hätten sich die della Roccas und die di Angeros längst gegenseitig ausgerottet!«

»Ich weiß, dass Ihr Anordnungen erlassen habt, um Streitigkeiten und Waffengänge in der Stadt zu unterbinden. Dennoch kam es immer wieder zu öffentlichen Kämpfen. In der Komturei ist man der Meinung, dass dagegen auffallend wenig unternommen worden sei.«

»So, vermutet man das? Eine solche Einschätzung verkennt allerdings die Wirklichkeit. Wir haben die jungen Wilden der großen Familien immer wieder entwaffnet. Trotz allem konnte ich wohl kaum verhindern, dass sich einer von ihnen zu einem Mord hinreißen lässt! Ich kann nicht alle einsperren, die Gewalttaten planen, dann müssten in Lodi viele hinter Gittern, das glaubt mir!«

»Mir steht es nicht zu, Eure Amtsführung zu kritisieren, Fürst, dazu kenne ich die Probleme in Lodi zu wenig. Ich bin erst wenige Tage hier. Dennoch fällt mir doch auf, dass Ihr Euch sehr schnell darauf versteift habt, Francesco della Rocca

als Mörder von Umberto di Angero darzustellen. Das scheint mir merkwürdig, denn wenn ich alle am Tatort hinterlassenen Spuren und Hinweise genau untersuche, komme ich zu ganz anderen Schlussfolgerungen.«

Fürst Orlando wischte sich die Lippen ab und rülpste unterdrückt. Er starrte Henri einen Moment lang feindselig an, dann verzog er den Mund zu einem gekünstelten Lächeln.

»Dann teilt mir doch gütigst mit, zu welchem Ergebnis Ihr gekommen seid!«

»Francesco scheidet für mich als Täter aus.«

»Ihr kennt ihn doch gar nicht! Dieser Bursche ist zu allem fähig!«

»Ich muss den jungen Mann nicht kennen, um aus den Spuren, die der Mörder am Tatort hinterlassen hat, schließen zu können, dass er sie nicht hinterlassen haben kann. Und wenn er bei Vernunft ist, wäre die Ermordung von Umberto di Angero ohnehin das Letzte gewesen, was er getan hätte.«

»Ihr sagt es: Wenn er bei Vernunft ist. Er ist aber unberechenbar! Ein wildes Tier in seinem Liebeswahn!«

»Ihr bleibt also bei Eurem Verdacht?«

»Es gibt keinen anderen Verdächtigen. Niemand sonst hatte einen Grund, Umberto di Angero zu töten.«

»Dann findet Francesco und stellt ihn vor Gericht! Allerdings muss ihm auch seine vermeintliche Schuld erst bewiesen werden – von unabhängigen Richtern!«

»Ich stelle jeden verfügbaren Büttel Lodis für die Suche nach diesem Missetäter ab. Sie werden ausschwärmen und Francesco finden. Wenn er nicht in der Stadt ist, suchen wir ihn außerhalb der Mauern. Es gibt in den Wäldern um Lodi ein paar Verstecke, die er nutzen könnte. Wir haben Francesco, wie auch die anderen jungen Männer aus den einflussreichen Familien, in der Vergangenheit gut beobachtet, und wir wissen, wo sie sich im Notfall verkriechen können.«

»Dann nutzt Euer Wissen und findet ihn! Aber bevor Francesco della Rocca nicht von einem Gericht verurteilt wurde, hat er als unschuldig zu gelten.«

Fürst Orlando machte ein listiges Gesicht. »Ihr versteckt diesen Kerl doch wohl nicht in der Komturei?«

Henri stutzte. Konnte der Fürst irgendetwas erfahren haben? Nein, er wollte sicher nur bluffen. Es sei denn...

Henri hoffte, dass Francesco nichts Unüberlegtes getan hatte. Henri gewann mehr und mehr den Eindruck, dass der Fürst ein gewiefter Mann war, dem nicht unbedingt an der schnellen Aufklärung des Mordes lag. Das würde seinen Verdacht gegen ihn erhärten.

Der Fürst war aufgestanden. Es gab nichts mehr zu sagen.

Und dann geschah es: Gerade als Henri sich verabschieden wollte, wurde ein weiterer Besucher gemeldet. Henri hörte, wie der Lakai zum Fürsten sagte: »Es ist der Schlachter. Er bringt neue Ware für den Kalkfaktor.«

Der Fürst schien erregt zu sein. »Was erlaubt sich dieser Kerl? Ich habe ihm doch verboten, sich hier blicken zu lassen!«

»Habt Ihr Ärger, Fürst?«, fragte Henri.

Doch Orlando, der sich ertappt fühlte, sagte nur: »Ach, diese Dienstleute! Das ist nun schon das dritte Mal, dass mir dieser Metzger das Fleisch ins Rathaus bringt. Was soll ich hier damit? Ich habe ihm schon oft genug gesagt, dass er seine Ware zu mir nach Hause liefern soll, aber wahrscheinlich ist ihm der Weg dorthin zu mühsam. – Doch noch einmal zurück zu Eurem Anliegen: Ermittelt, wie Ihr wollt, Templer, aber kommt der Stadtregierung bei ihrer Arbeit nicht in die Quere!«

Henri verabschiedete sich daraufhin wortlos. Unten, vor dem Tor des Rathauses, erblickte er einen Mann auf einem Kutschbock, dem der Lakai des Fürsten gerade ein paar

Anweisungen gab und der einige Male zu den oberen Fenstern des Rathauses hinaufblickte.

Henri kannte den Mann nicht. Seiner Kleidung nach zu urteilen, musste es sich jedoch um den Schlachter handeln, dessen Besuch dem Fürsten soeben angekündigt worden war. Als er sich den Mann genauer besah, beschlich Henri ein seltsames Gefühl. Der Mann stieg vom Kutschbock hinab, schob den Lakai mit dem Ellbogen zur Seite und verzurrte die Plane seines Karrens fester. Er war klein, hatte auffallend kurze Arme und ging betont breitbeinig. Als Schlachter konnte er sicher hervorragend mit Schneidwerkzeugen aller Art umgehen.

Ein Zufall, dachte Henri.

Oder doch nicht?

Dem Stadtmagistrat von Lodi stand ein Statthalter der Visconti aus Mailand vor. Die Leute in Lodi wussten nicht, ob er dem Stadtfürsten Orlando übergeordnet war oder nicht. Orlando selbst wusste es natürlich, aber er behielt es wohlweislich für sich. Er war eitel und ehrgeizig, und so zahlte er lieber dem Statthalter regelmäßig große Summen, die er aus Steuereinnahmen aufbrachte, als nach außen hin seine allumfassende Autorität in Frage gestellt zu sehen.

Der Statthalter ließ ihn gewähren. Da er die einflussreichen Visconti in seinem Rücken wusste, konnte er die anfallenden Geschäfte gelassen aus dem Hintergrund führen. Ihm reichte es zu wissen, dass in Lodi niemand gegen ihn und den Magistrat regieren konnte.

Als Henri de Roslin Gianbattista Galeazzo aufsuchte, um dessen Sicht der Dinge zur aktuellen Krise zu erfahren, diktierte dieser gerade einen Brief nach Mailand. Er hielt

jedoch anstandslos in seiner Arbeit inne und hieß den Tempelritter herzlich willkommen.

Henri ließ sich die Lage aus seiner Sicht erläutern. Der Statthalter war ein erfahrener Diplomat, deshalb schilderte er seine Haltung in wohl überlegten Worten. Henri merkte schnell, dass sich Galeazzo nicht festlegen wollte, bevor er seinerseits nicht erfuhr, wie Henri zu der Angelegenheit stand. Und so schilderte er ihm, was er wusste und vermutete.

Als er fertig war, blickte Galeazzo ihn ausdruckslos, aber freundlich an.

»Fürst Orlando soll ein Interesse daran haben, die Feindseligkeiten zwischen den di Angeros und den della Roccas zu schüren? Das ist eine interessante Behauptung. Ich muss zugeben, dass ich in diese Richtung noch nicht gedacht habe. Was könnte einen solchen Verdacht begründen?«

Henri gab sich alle Mühe, dem Statthalter auch dies zu erklären. »Teile und herrsche, so lautet doch der oft geäußerte Wahlspruch Orlandos, nicht wahr?«

»Aber rechtfertigt das wirklich einen solchen schlimmen Verdacht, wie Ihr ihn geäußert habt?«, warf der Statthalter ein.

»Denkt noch einmal gründlich darüber nach«, bat Henri eindringlich. »Es geht um das Leben eines jungen Menschen.«

»Natürlich, und jedes Menschenleben ist kostbar!«, sagte der Statthalter nickend. Er legte Henri vertrauensvoll die Hand auf die Schulter. »Wir müssen den Fall sorgfältig untersuchen, und wir dürfen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Ich glaube allerdings, dass dies eine Vorgehensweise ist, die auch Fürst Orlando befürwortet und beherzigt. Er befiehlt gut ausgebildete Büttel, die schon viele heikle Situationen gemeistert haben. Und – unter uns gesagt – ich selbst halte den Fürsten für einen Ehrenmann.«

»Kann ich daraus entnehmen, dass Ihr meinen Verdacht nicht weiter prüfen wollt?«

»Seht. Eine Stadt wie Lodi ist fast ein kleiner Stadtstaat und damit ein höchst sensibles Gebilde. Alle, die wir einen einflussreichen Posten hier haben, müssen gut zusammenarbeiten. Der Fürst repräsentiert die Stadt, aber tatsächlich zusammengehalten wird sie von der alberghi, der Bruderschaft bedeutender Familien, zu denen natürlich auch die Orlandos gehören. Miteinander rivalisierende Familien, die versuchen, ihren Einfluss in der Stadt auszuweiten, sind bei uns an der Tagesordnung. Jeder Ausgleich, der zwischen ihnen errungen wird, ist deshalb ein Gewinn, und die Rolle des Mittlers ist keine leichte. Das einfache, arbeitende Volk in Lodi vertraut den großen Familien nicht, auch der niedere Adel fühlt sich durch sie nicht vertreten, denn sie versuchen oft, die bestehende Ordnung zur ihren Gunsten zu sabotieren. Alles sehr heikel! In der Vergangenheit habe ich es oft erlebt, dass eine gerade herrschende Familie einen mächtigen Nachbarn um Beistand bat, wenn der Sieg der Gegenpartei drohte. Jeder kämpft dann gegen jeden.«

»Ich verstehe, Ihr wollt mir sagen, dass es nicht leicht ist, eine Stadt wie Lodi zu regieren. Aber Ihr seid nun mal der Statthalter, und der Magistrat hört auf Euch. Das ist ein starkes Instrument.«

»Wir tun unser Bestes. In den letzten dreißig Jahren sind wir fast unentwegt mit Aufständen, Parteikämpfen, Familienzwisten und Anfeindungen von außerhalb konfrontiert worden. Wir haben alles gemeistert. Aber jetzt droht eine Spaltung innerhalb der Stadt. Wenn Francesco della Rocca der Mörder von Umberto di Angero ist, müssen wir ihn hart bestrafen, sonst sind die Folgen unabsehbar. Sollte sich hingegen Euer Verdacht als berechtigt erweisen, verehrter Tempelherr, würde Lodi bis in die Grundfesten erschüttert werden.«

»Das sehe ich nicht so dramatisch wie Ihr. Es geht nur darum, einen Mord aufzuklären.«

»Aber wenn der oberste Stadtfürst der Täter oder Anstifter einer solchen Tat wäre, würde das Volk sofort rebellieren! Kein Stein bliebe dann auf dem anderen!«

»Und aus Angst davor wollt Ihr in Kauf nehmen, dass ein falscher Verdacht gestreut und ein Unschuldiger angeklagt wird?«

»Gewiss nicht. Aber bedenkt, dass das Wohlergehen der Bevölkerung von unserer klugen Regierungsführung abhängt. Was Ihr nicht wissen könnt, ist, dass die Wirtschaft Lodis völlig von den drei führenden Familien abhängig ist. Wenn es zu einem Familienkrieg kommt, liegt hier alles brach. Im Vertrauen gesagt, steht es um die Finanzen der Familien wesentlich besser als um die der Stadt oder der Republik Lombardei. Die Stadt ist hoch verschuldet – bei den Familien. Wir müssen ständig Kredite bei ihnen aufnehmen. Von den niederen Ständen ist nichts zu erwarten, sie sind bereits von allerlei Steuern ausgepresst worden.«

»Das ist allerdings schlimm. Ich kann Eure Sorgen verstehen.«

»Es ist ein Teufelskreis. Die Stadt hat ihren eigenen Reichtum und die Territorialhoheit an ihre reichsten Bürger veräußert. Die Familien bestimmen, was geschieht. Wenn die Familien nun einen Krieg begonnen, würde alles zusammenbrechen. Oder wenn sich herausstellen sollte, dass der Fürst... nein, undenkbar!«

»Eine solche Situation ist untragbar. Aber all das, was Ihr mir gerade vorgetragen habt, macht meinen Verdacht doch nur noch wahrscheinlicher. Der Fürst könnte doch den Zwist zwischen den di Angeros und den della Roccas schüren, um sich selbst zu bereichern, denn je mehr sich die gegnerischen Familien aufreiben, umso weniger Geld können sie der Stadt

zur Verfügung stellen. Das aber werden die Orlando tun, und sie werden kein schlechtes Geschäft damit machen.«

»Ein wahrhaft kühner Gedanke!«

»Wie verhalten sich die Visconti gegenüber dem Dauerzwist in Lodi?«

»Solange es nicht zum Aufruhr kommt, unternehmen sie nichts. Sie haben mit ihren Geschäften genug zu tun. Aber sollte hier ein gewaltsamer Konflikt ausbrechen, stehen die Truppen des Erzbischofs von Mailand im Handumdrehen vor der Stadt, da könnt Ihr sicher sein.«

»Ihr seid aber doch wohl gewiss daran interessiert, dass es dazu gar nicht erst kommt.«

»So ist es, mein Freund!«

»Was unternimmt Ihr also in der Sache?«

Der Statthalter blinzelte. Er schien nachzudenken. Schließlich sagte er: »Ich mache Euch einen Vorschlag. Er findet sicher auch die Zustimmung des Stadtfürsten und die des Familienvorstandes der Visconti, der, wie schon erwähnt, gleichzeitig Erzbischof von Mailand ist.«

»Was schlägt Ihr vor?«

»Unternehmt nichts in der Angelegenheit. Überlasst alles mir. Ich werde die erforderlichen Untersuchungen anstellen. Und damit ich sicher sein kann, dass Ihr nicht ungeduldig werdet, bitte ich Euch untertänigst um einen Dienst. Unterstellt Euch meiner Gewalt. Haltet Euch zu meiner Verfügung.«

»Was genau soll ich für Euch tun?«

»Im Keller unseres Stadthauses befinden sich mehrere Zellen. Weist Euch dort freiwillig ein. Ich werde es überall bekannt machen lassen. Ich werde in der Öffentlichkeit kundtun, dass Ihr Euch freiwillig als Geisel zur Verfügung gestellt habt, um darauf zu drängen, dass der Mörder schnellstens gefasst wird.«

Henri überlegte kurz. Was sollte dieser unsinnige Vorschlag? Wem war damit geholfen, dass er sich freiwillig einsperren

ließ, auf wen würde das Druck ausüben? Doch nicht auf die Obrigkeit. Wie konnte man sich nur solch ungereimten Unfug ausdenken? Der Statthalter musste ihn für ziemlich töricht halten, wenn er dachte, dass er sich darauf einlassen würde. Francesco brauchte seine Hilfe.

»Sucht und fasst den Mörder, Statthalter! Aber auch ich muss das Meinige dafür tun können. Ich bin jederzeit bereit, mich für eine gerechte Sache ganz und gar einzusetzen, aber dazu muss ich mich ungehindert bewegen können. Nein, ich muss Euren recht sonderbaren Vorschlag, über den ich mich nur wundern kann, ablehnen. Wenn Ihr mich aber im Kerker einsperren wollt, so werde ich nicht so tumb sein, auch noch freiwillig hineinzugehen!«

Der Statthalter des Magistrats blickte ihn plötzlich zornig an. Dann klatschte er in die Hände. Noch bevor Henri reagieren konnte, waren Wachen herbeigekommen, denen der Statthalter befahl, Henri festzunehmen.

Die bewaffneten Wachen umstellten Henri, entwaffneten ihn und führten ihn ab.

»Ich will Euch doch nur bei mir zu Gast haben!«, höhnte der Statthalter lachend.

Francesco wagte nicht, seine Zelle zu verlassen. Sein einziger Kontakt nach draußen war Bruder Ludovico. Und er war es auch, der ihm von Henris überraschendem Entschluss, sich freiwillig einsperren zu lassen, erzählt hatte. Denn das war es, was der Statthalter hatte verbreiten lassen.

Francesco geriet in helle Aufregung. Das konnte doch nur eine Falle des Statthalters sein. Wozu sollte das gut sein, dass sich Henri freiwillig einsperren ließ? Er traute dem Statthalter nicht. Das sagte er auch Ludovico.

Der Komtur begab sich höchstpersönlich in die Stadt, um dafür zu sorgen, dass es Henri in seiner Zelle an nichts mangelte. Besuchen durfte der Komtur den Gefangenen allerdings nicht. Der Statthalter wusste dies zu verhindern.

Als der Komtur in den Tempel zurückkehrte, ging er sofort zu Francesco, um ihn zu beruhigen. Henri gehe es gut, und wenn er dies freiwillig getan habe, dann werde es wohl ein richtiger Entschluss gewesen sein. Doch der Junge war zu erregt, um ihm zuzuhören. Noch immer steckte das Gift in seiner Tasche, das ihm der Apotheker gegeben hatte. Sollte er es endlich einnehmen? Aber wie konnte er jetzt an Selbstmord denken, jetzt, wo alles noch verworrener war als zuvor? War er etwa ein Feigling? Nein, das mit Sicherheit nicht. Es half nichts, er musste der Sache selbst auf den Grund gehen. Aus seiner Familie hätte kaum jemand Annas Vater ermordet, auch wenn dieser all seinen Verwandten verhasst war. Das konnte einfach nicht sein. Je länger er über die ganze Angelegenheit nachdachte, desto stärker war Francesco davon überzeugt, dass es bei dem Mord an Umberto di Angero um völlig andere Interessen ging als die der rivalisierenden Familien. Da waren ganz andere Leute beteiligt, und Francesco konnte sich bald denken, wer hinter allem steckte.

Noch in der gleichen Nacht verließ der Junge die Komturei. Er schlich sich durch die kleine Pforte, durch die er auch hineingekommen war, nach draußen. Als Ludovico ein gemeinsames Nachtgebet mit dem Jungen sprechen wollte, fand er nur noch eine leere Zelle vor. Der kluge Templer überlegte nicht lange, nahm sein Pferd und ritt durch die Stadt. Er glaubte es Henri schuldig zu sein, auf Francesco aufzupassen und ihn wieder zu finden.

Francesco war zunächst blindlings drauflosgelaufen. Doch ganz allmählich kam er zu sich. Er musste nach Hause gehen

und den anderen Mut machen. Er musste ihnen sagen, was zu tun, und ihnen zeigen, dass er selbst am Leben war.

Francesco rannte durch die wie ausgestorben wirkende Stadt. In den Kirchen wurden gerade die Messen zum Altjahresabend zelebriert. Im Vorbeilaufen hörte Francesco mehrstimmige Gesänge. Ist Gott für uns, wer kann dann gegen uns sein? Er hätte gern an der Messe teilgenommen und Kraft aus den Worten Gottes geschöpft, aber er musste weiter.

Als er die Villa seiner Familie erreichte, war er so voller Vorfreude, seinen Bruder und den Vater zu sehen, ja sogar darüber, den Hund des Kammerdieners zu begrüßen, dass er unvorsichtig wurde. Die Wachen, die rund um das Anwesen postiert worden waren, bemerkte er nicht. Er trat an die hintere Pforte, zu der ein Schlüssel in einiger Entfernung hinter einem lockeren Stein in der Mauer hinterlegt worden war. Als er diesen geholt hatte und die Gartenpforte eben öffnen wollte, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter.

»Francesco, mein Junge, da bist du ja endlich. Das ist allerdings die falsche Richtung. Du kommst mit uns. Versuche nicht, dich zu widersetzen. Wir sind zu dritt und bewaffnet.«

Francesco erstarrte. Die Büttel packten ihn und banden ihm die Hände auf den Rücken. Dann setzten sie Francesco auf ein Pferd und ritten mit ihm los.

Als sie das Stadthaus erreichten, geriet man dort in helle Aufregung. Man verständigte den Statthalter, der ganz in der Nähe residierte. Bevor er eintraf, hatte man Francesco bereits in eine leere Zelle im Keller des Stadthauses gesperrt.

Dort setzte sich Francesco, der sich bei der rüden Behandlung durch die Stadtbüttel eine Platzwunde an der Stirn zugezogen hatte, auf den nackten Fußboden. Jetzt kann mir der Templer auch nicht mehr helfen, dachte er verzweifelt. Wenn ich doch nur an mein Pulver käme. Verbissen zerrte Francesco an seinen

Handfesseln. Ich muss versuchen, meine Tasche zu erreichen, dachte er.

Nella della Rocca hörte entferntes Rufen und Hufgetrappel, aber als er durch die geöffnete Fensterluke hinausblickte, konnte er weder Menschen noch Pferde erblicken. Er hatte bis spät in die Nacht hinein mit zwei Lakaien gearbeitet, die jetzt endlich in der Lage waren, mit einem Degen zu attackieren und sich gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Nella hielt den Zeitpunkt für gekommen, gegen die Feinde loszuschlagen. Zuerst würde er Pietro töten.

Sorgen bereitete ihm nur, dass die restlichen Bediensteten kein großes Talent im Umgang mit Waffen zeigten. Er konnte schreien und schimpfen, so viel er wollte, sie waren einfach keine Kämpfer. Nur der Gärtner und der Koch waren irgendwie zu gebrauchen. Auf sie konnte er zählen. Aber Nella ließ sich nicht beirren. Seine Wut auf die restlichen Bediensteten stachelte ihn nur noch mehr an. Ebenso wie seine Wut auf den Vater, der sein Zimmer mittlerweile kaum noch verließ und mit ständig gesenktem Kopf vor sich hin starrte.

Dieses verdammte Elend muss endlich ein Ende haben, dachte Nella. Er musste die Feinde seiner Familie töten und seinem Bruder Francesco helfen – wo auch immer er sich befand!

Noch in derselben Nacht sprach Nella mit den beiden kampftauglichen Bediensteten. Er hatte sich dazu entschieden, in der nächsten Nacht zuzuschlagen. Zu viert würden sie sich die di Angeros vorknüpfen. Es musste endlich etwas getan werden.

Henri hörte die polternden Schritte, Stimmen, das Öffnen und Schließen der schweren Holztür. Da er nicht hinaussehen konnte, aber trotzdem wissen wollte, was draußen geschah, presste er ein Ohr an die Zellentür. Doch mehr, als dass ein neuer Gefangener eingeliefert worden war, konnte er so nicht in Erfahrung bringen.

Nachdem es draußen wieder ruhiger geworden war und sich die Schritte entfernt hatten, blieb Henri noch eine Weile in der Dunkelheit stehen. Die Kerze, die man ihm vor Stunden gebracht hatte, war längst heruntergebrannt. Hinter der kopfgroßen Fensterluke, die zum Innenhof hinausging, war nur eine Mauer zu erkennen.

Henri schlug mit der Faust gegen seine Zellentür. Nach einer Weile wurde von der anderen Seite mit einem Klopfen geantwortet. Der neue eingelieferte Häftling schien ihn gehört zu haben.

»Kannst du mich hören? Wer bist du?«, rief Henri durch die Dunkelheit.

Die Stimme, die ihm in der Ferne, aber deutlich vernehmbar antwortete, ließ seinen Herzschlag für einen Moment aussetzen.

»Henri de Roslin? Jetzt ist es aus, wir sind beide gefangen!«

»Francesco! Du? Sie haben es tatsächlich gewagt, dich aus dem Tempel zu entführen!«

»Nein! Ich Idiot habe mich heimlich aus der Komturei geschlichen. Ich bin zur Villa meiner Familie gelaufen. Ich wollte unbedingt meine Verwandten wieder sehen.«

»Mein Gott, das war wirklich leichtsinnig von dir, Junge.«

»Verzeiht mir, ich war unbesonnen. Was kann ich nur tun?«

»Noch ist nicht alles verloren, Francesco! Versuche zu schlafen. Lass mich überlegen, morgen früh habe ich einen Plan!«

»Traut Ihr dem Statthalter?«

»Nein, ich war so leichtsinnig, meine Hoffnung auf ihn zu setzen. Ich habe mich von ihm übertölpeln lassen. Und Fürst Orlando ist dermaßen gegen dich eingenommen, dass er dich auch ohne Gerichtsverfahren hinrichten lassen würde.«

»Ich verstehe nichts von Politik. Aber mir ist klar, dass die Regierung ihre eigenen Ziele verfolgt. Und sie wird nicht ruhen, bis sie diese durchgesetzt hat.«

»Wir werden sehen! Ruhe dich jetzt aus, Francesco!«

In diesem Moment brach erneuter Lärm im Zellentrakt aus. Irgendjemand polterte die steinerne Treppe herunter. Schwere Schritte näherten sich und hielten vor Henris Zelle inne.

Die Tür wurde aufgeschlossen und energisch aufgerissen. Henris Blick fiel auf einen Soldaten und zwei uniformierte Fackelträger, die hinter ihm standen. Der Soldat entrollte ein Papier und begann, mit sich überschlagender Stimme und falscher Betonung zu lesen: »Henri de Roslin, im Namen des Erzbischofs von Mailand, Monsignore Giovanni Visconti, klagen wir dich an, dich gegen die Stadt Lodi verschworen zu haben. Du hast Umberto di Angero aus niederen Gründen ermordet. Du wirst so lange in dieser Zelle gefangen gehalten, bis dir der Prozess gemacht werden kann. Im Namen des Statthalters von Lodi, Galeazzo!«

### *Herbst 1318. In Nordfrankreich*

»Teufel! In welcher Gefahr du damals schwebtest! Und das alles nur wegen zweier unglücklich verliebter Kinder aus verfeindeten Familien! Wir sind gespannt auf die Fortsetzung!«, sagte Joshua.

Die Gefährten waren froh, Guy d'Artac und seine Wegelagerer los zu sein. Als sie an einen See kamen, dessen grün schimmernde Oberfläche von einer leichten Brise gekräuselt wurde, zügelte Henri sein Pferd. Er blickte zum Himmel hinauf und prüfte den Stand der Sonne.

»Ihr müsst wohl noch ein wenig auf die Fortsetzung warten«, sagte er dann. »Denn hier werden wir uns vorläufig trennen.«

»Aber wieso denn, Herr Henri?«, fragte Sean überrascht.

»Ihr reitet nach Amiens weiter. Am besten in zwei Zweiergruppen. Uthman bleibt bei Madeleine – ihr beiden solltet euch eigentlich überhaupt nicht mehr aus den Augen verlieren. Die Geschichte aus Lodi zeigt ja, wie wichtig es für Liebende ist, immer zusammenzubleiben. Man kann sehr schnell getrennt werden – ebenfalls für immer. Joshua und Sean, auch ihr reitet zusammen. Verständigt euch in Amiens darüber, wo ihr absteigt. Mich seht ihr in vier Tagen wieder.«

»Was hast du vor?«

»Ich hatte euch doch vorhin erzählt, dass das, was ich Guy und seinen Männern gegenüber als Beute aus dem Überfall eines Kaufmannszugs ausgegeben habe, geliehenes Geld von meinem Tempelbruder aus Amiens war. Dieses Geld muss ich

ihm nun zurückzahlen, und dafür muss ich einen Teil des Tempelschatzes beleihen.«

»Du brauchst Begleitschutz«, sagte Uthman.

»Nein, ich reite allein. Auf diese Weise erregt mich den geringsten Verdacht. Aber jetzt sputet euch. Wir treffen uns in Amiens. Ich finde euch dort schon!«

Henri lachte den Gefährten aufmunternd zu, wandte dann sein Pferd und ließ es in nordwestliche Richtung antraben. Als er sich noch einmal umwandte, sah er, dass die Freunde bereits hinter einem Waldstück verschwunden waren.

Henri ritt auf den kleinen Küstenort Fécamp zu. Vor ihm lag die flache, wasserreiche Region der westlichen Normandie. Vor vier Jahren hatte er ein Versteck außerhalb der Ortschaften auf dem Land gesucht. Zuerst hatte er die kleine, verlassene Templerburg von Lorry für geeignet gehalten. Dann aber hatte er von dieser Idee Abstand genommen. Für die Häscher des Königs würde es sicherlich besonders schwer sein, seine Verstecke aufzuspüren, wenn er bei deren Auswahl planlos vorging. Nun hatte er freilich selbst Schwierigkeiten, sich an das Versteck zu erinnern.

Henri rastete an einem See, machte ein Feuer und bereitete sich auf die Nacht vor. Dabei fiel ihm wieder ein, dass er damals auch erwogen hatte, die beiden fest zusammengenähten Säcke aus Schweinsleder, die die Gerber mit Fischöl getränkt hatten, in einem See zu versenken. Aber auch davon hatte er Abstand genommen.

Am nächsten Tag kam Henri durch eine flache und sumpfige Gegend, späte Herbstblumen blühten am Rand der blasigen, braunen Sümpfe. Henri sehnte sich plötzlich nach Schottland, seiner Heimat jenseits des Meeres, nach den Farben und Gerüchen Midlothians und nach der Weite des schottischen Hochlands. Aber wenn er wirklich zurückkehrte, müsste er seine Freunde im Stich lassen.

Schon als er vor vier Jahren nach einem geeigneten Versteck für den Tempelerschatz in dieser Gegend suchte, hatte er diese Sehnsucht verspürt, die sich jedes Mal in ihm regte, wenn er an die Küste kam. Aber dann hatte er sich klargemacht, worauf es ankam. Der Tempelerschatz wurde in Frankreich dringend gebraucht. Vor vier Jahren existierten in der Nordprovinz, die ebenso wie Flandern und Guyenne auf Unabhängigkeit von der französischen Krone drängte, Reste des ehemals dichten Verbunds von Ordenshäusern und Besitzungen. Es waren mehr als sechzig Häuser, aber Henri wusste nicht, wo sie sich befanden. Wenn er nur an die schriftlichen Unterlagen im Tempel von Paris gekommen wäre! Aber der war in den Besitz ihrer Feinde übergegangen.

Damals hatte er noch gehofft, den Tempel neu errichten zu können. Vier Jahre später sah er die Unmöglichkeit dieser Hoffnung ein.

Henri ritt weiter. Er kam durch namenlose Dörfer mit ärmlichen Hütten aus Lehm, geflochtenem Astwerk und Schilf. In der Nähe erspähte Henri einige aufgegebene Klöster.

Einen der elendsten Orte in dieser Gegend hatte Henri damals als geeigneten Platz für ein Versteck für Teile des Tempelerschatzes auserkoren. Hier am Rande dieses unwürdigen Pfuhls, in dem es nichts gab als Armut und Trostlosigkeit, würde niemand nach einem Schatz suchen. Für das verdammte Tempelergold, nach dem alle gierten und an dem Blut klebte, war ein solcher Ort genau angemessen.

Als er den Rand eines Waldes erreichte, kam Henri in die Gegenwart zurück. Er band sein Pferd an einem Ast fest und betrat vorsichtig eine Lichtung, die sich seiner Erinnerung überraschend gut eingepägt hatte. Seine Stiefel versanken tief im feuchten Moos, das schmatzende Geräusche von sich gab.

Der Wald war niedrig, aber dicht, von zahlreichem Getier bewohnt.

Etwa einhundert Schritte weiter erhob sich ein moosbewachsener Erdhügel, auf dem eine verkrüppelte Tanne wuchs. Henri erkannte den Platz sofort wieder. Er räumte Astwerk und schwarze Tuffsteine beiseite und legte dahinter den Eingang zu einer geräumigen Höhle frei.

In der Dunkelheit konnte Henri zunächst kaum etwas erkennen. Doch nachdem er mit einem Feuerstein und ein paar Holzspänen ein Feuer entfacht und damit eine Kienspanfackel entzündet hatte, die er immer bei sich trug, erblickte er die Nische, in die der abfallende trockene Höhlenboden führte. Schritt für Schritt tastete er sich voran, während feiner Staub von den Wänden rieselte. Dann sah er die beiden Ledersäcke. Von etwas Geröll umgeben, lagen sie unberührt am Boden.

Henri atmete auf.

Die beiden Säcke waren bis obenhin mit geprägten Goldsolidi, Schmuck und Edelsteinen gefüllt. Auf den Münzen prangte das Porträt von Philipp dem Schönen.

Henri verließ die Höhle, holte sein Pferd näher heran und ging wieder zum Schatz zurück. Er holte die beiden Ledersäcke aus ihrem Versteck und trug sie nach draußen. Dort nahm er eine Handvoll Goldmünzen und steckte sie in die Tasche seines Überwurfs. Dann zurrte er die beiden Schatzsäcke an seinem Sattel fest und saß auf.

Auf dem Weg zurück nach Amiens führte Henri sich noch einmal die Geschehnisse des Jahres 1314 vor Augen. Mehr noch als heute war er damals ein Gejagter gewesen, immer auf der Hut, überall von Feinden umgeben.

Henri ließ sein Pferd ruhig dahintraben. Er genoss es plötzlich, nach sehr langer Zeit wieder einmal allein zu sein. Er hatte keine Eile. Die Gefährten würden in Amiens auf ihn warten. Bis dahin war es angenehm, einmal nur für sich selbst verantwortlich zu sein. Niemand betrachtete ihn als Anführer. Niemand blickte zu ihm auf. Niemand erwartete etwas von

ihm. Die Dinge nahmen ihren natürlichen Lauf. Auch für Uthman und Madeleine sollte es einen solch natürlichen Lauf geben. Sicher würde sich auch für sie bald eine Lösung finden.

Wie anders war das damals in Lodi gewesen!

Er hatte sich für das Schicksal von Francesco della Rocca und Anna di Angero verantwortlich gefühlt. Und das hatte ihn unversehens in einen Strudel von Ereignissen gerissen, die er irgendwann nicht mehr hatte kontrollieren können.

*Jahresende in Lodi, Lombardei*

Anna di Angero schaute in die Nacht hinaus. Sie stellte sich vor, Francesco käme zu ihr. Es war kalt, aber sie ließ das Fenster geöffnet. Komm, Geliebter, dachte sie, du hast es mir doch versprochen. Du wolltest kommen und mich freien. Schicke mir wenigstens einen Boten, der mir deine Liebesgrüße bringt. Ach, hätten wir uns doch der Liebe hingegeben, als wir noch die Zeit dazu hatten. Worauf haben wir gewartet? Und jetzt kann schon morgen alles vorbei sein.

Anna schloss die Augen und lauschte. Doch im Dunkel der Nacht blieb alles ruhig.

Plötzlich klopfte es an Annas Zimmertür, und Pietro kam mit Maria herein. Die größere Schwester war Anna schon immer fremd gewesen. Sie war reizbar und überaus eigensinnig, geradezu herrisch. Maria wollte immer nur wie ihr Bruder sein. Sie war nicht aus Padua gekommen, um ihren Vater zu betrauern oder Anna Beistand zu leisten. Nein, sie wollte lediglich gemeinsam mit Pietro die Waffen wetzen. Bei diesem Gedanken fühlte sich Anna noch einsamer als zuvor. Eine innerliche Kälte ließ sie schauern.

Pietro schloss das Fenster. »Du holst dir noch den Tod, Anna!«, sagte er.

»Ich hole mir ohnehin bald den Tod«, entgegnete Anna. »Es ist ganz gleich, in welcher Form er zu mir kommt.«

»Rede nicht so, Anna«, sagte Maria.

»Lass mich reden, wie ich will, Schwester. Ich sterbe bald. Der schönste Tod wäre mir, ein tödliches Gift von den Lippen

meines geliebten Francesco zu küssen. Nicht einen Tropfen davon würde ich vergeuden. Voller Lust und mit Liebe als letztem Gefühl würde ich dann sterben. Der schlimmste Tod hingegen besteht in Warten, in kleinlicher Hoffnung und verlogenerm Trost. Ich will nichts davon.«

»Gib Acht, dass du nicht irre wirst, Schwester«, sagte Pietro. »Du bist zu viel allein. Lass dich doch von deinen Geschwistern trösten. Es gibt immer etwas zu tun, um den Trübsinn zu vertreiben. Glaub mir, etwas zu unternehmen, hilft über vieles hinweg!«

»Ich bin auch deinetwegen aus Padua gekommen, Anna«, fügte Maria hinzu. »Ich denke, dass wir Geschwister wieder zusammen sein sollten. Nicht nur, um den Verlust unseres Vaters besser bewältigen zu können, sondern auch die Zeit danach. Ich werde in Kürze ganz nach Lodi zurückkehren.«

Anna blickte Maria zum ersten Mal offen an. »Meinst du das so, wie du es sagst?«

»Ja.«

»Wir drei müssen jetzt mehr denn je zusammenhalten, liebste Schwester. Stelle dich daher auf unsere Seite und kehre ins Leben zurück!«, sagte Pietro.

»Das will ich ja«, erwiderte Anna. »Und es wäre schön, wenn du mir dabei hilfst, Pietro. Bis jetzt warst du kein sonderlich liebevoller Bruder. Du hast vor allem immer deine Waffen geliebt.«

»Das mag sein. Aber jetzt will ich nur noch ein letztes Mal den Degen ziehen. Nur einmal noch will ich kämpfen, dann ist es genug! Dann lege auch ich mich ins Grab.«

»Und die Gruft, in die du dich legst, würde zu einem hell erleuchteten Festsaal werden«, sagte Maria leise. »Aber keine Sorge. Wir werden alle drei nicht sterben. Es ist noch nicht die rechte Zeit dazu. Wir werden leben! Wir geben nicht auf!«

Anna stand auf. Sie empfand es plötzlich als ein großes Glück, Geschwister zu haben. Sie ging auf Maria und Pietro zu und umarmte sie beide. Und so standen die drei jungen Menschen in enger Umarmung lange da.

Sechs Bewaffnete flankierten Henri de Roslin, als man ihn mit klirrenden Fußfesseln zum Richter geleitete. Francesco rief ihm aus seiner Kerkerzelle aufmunternde Worte zu. Henri fühlte sich dem Jungen mehr und mehr verbunden. Sie mussten diese Sache gemeinsam durchstehen.

Der Richter war ein mürrischer Mann, der dem Erzbischof unterstand und eigens aus Mailand angereist war. Er eröffnete den Prozess, indem er Henri die Anklageschrift vorlas.

»Henri de Roslin, Ihr werdet angeklagt, Umberto di Angero in heimtückischer Absicht getötet zu haben. Zur Vorbereitung des öffentlichen Gerichtsprozesses, zu dem wir uns genötigt sehen, werden wir Euch jeden Tag viermal verhören. Wenn Ihr nicht gestehen werdet, werden wir ein hochnotpeinliches Verhör durchführen. Selbstverständlich wird Euer sämtlicher Besitz bis zur Urteilsverkündung eingezogen.«

»Ich verlange die Hinzuziehung des Tempels von Lodi«, sagte Henri.

»Es stünde dir besser an, zu kooperieren, Angeklagter«, erklärte der Richter wenig höflich. »Dazu gehört auch, dass du dich bescheidest und nichts verlangst. Dein Verhalten wird sich im Urteil niederschlagen.«

»Ich bin unschuldig«, sagte Henri ruhig. »Ich habe mit der Sache nichts zu schaffen. Die Anklage entbehrt jeder Grundlage.«

»Der Richter des Erzbischofs weiß, was er tut«, erwiderte der Ankläger seelenruhig. »Solltest du die Legitimität dieses Gerichts in Zweifel ziehen, wird auch diese Haltung nicht ohne

Wirkung auf dein Urteil sein. Also überlege gut, was du sagst.«

»Ich bin Henri de Roslin, ein ehrenwerter Tempelritter! Als solcher unterstehe ich dem König von Frankreich und dem Heiligen Vater in Rom. Und sonst niemandem. Übergebt meinen Fall diesen beiden Instanzen, eine andere erkenne ich nicht an.«

»Führt ihn ab«, sagte der Richter. »Wir beschäftigen uns später mit ihm.«

Henri ließ keinen Moment verstreichen, in dem er nicht über seine Befreiung nachdachte. Er musste den Tempel informieren. Oder wusste man dort schon, dass man ihn gefangen hielt?

Henri machte sich schwere Vorwürfe. Es war für den Statthalter viel zu leicht gewesen, ihn zu überlisten. Warum war er nicht gleich geflüchtet, als er ihm diesen närrischen Vorschlag unterbreitet hatte?

Endlich war es Francesco gelungen, trotz seiner gefesselten Hände an das Giftbriefchen des Apothekers zu gelangen. Nachdem er es aus seiner Tasche gezogen hatte, war es auf den Zellenboden gefallen. Dort lag es nun, und Francesco starrte es an.

Vergib mir, Anna, dachte er. Ich habe all deine Hoffnungen durch mein Tun zunichte gemacht. Und nun noch dieser letzte Liebesakt. Du wirst weiterleben, und schön, wie du bist, wirst du bald einen anderen finden. Ich aber will hier im Dunkeln bleiben, ich will dich nicht leiden sehen dort draußen, wo es keine Zukunft für uns gibt.

Francesco überlegte, wie er das Gift einnehmen sollte. In der Nähe der Zellentür stand eine Schüssel mit Wasser, er musste das Pulver nur hineinschütten und die Flüssigkeit ausschlüpfen.

Der junge Mann schob das Briefchen vor sich her und begann auf die Schüssel zuzukriechen. Es gelang ihm, das Giftbriefchen mit einer auf dem Rücken gefesselten Hand zu greifen. Er schüttelte das Pulver in die Schüssel, wobei allerdings einiges daneben fiel. Dann beugte er sich über den Rand der halb vollen schmutzstarrenden Schüssel.

Ich besiege mich selbst, dachte er, ihnen bleibt dieser Triumph versagt. Nur um Anna tut es mir Leid, nicht um mich selbst. Ach, Anna, du wirst immer schön bleiben. Behalte mich in liebevoller Erinnerung. Der Tod ist grausam, aber dennoch lieblicher als ein Leben ohne dich! Vergib mir! Ich werde diese düstere Zelle nie mehr verlassen, ich bleibe hier, ohne dich. Du wirst mich noch einmal ansehen können, aber schau nicht zu genau auf mich, ich werde dir nicht mehr gefallen. Bald werden nackte, schleimige Würmer meine einzige Gesellschaft sein. Dann aber habe ich eines geschafft – ich habe das grausame Schicksal überwunden. Mit meinen Lippen, diesen Toren meines letzten Atems, will ich den Tod küssen und denken, dass es deine Lippen sind, geliebte Anna.

Francesco erschauerte.

Wie kalt sie sind! Wie abweisend!, dachte er.

Langsam beugte sich Francesco über die Schüssel. Er ekelte sich vor dem schmutzigen Hundenapf, aber seine Verzweiflung war so groß, dass er den Ekel überwand.

Er setzte die Lippen ans Wasser, um zu trinken.

Nella della Rocca wollte nicht noch einmal eine solche Demütigung erleben! Er schwor sich, auf niemanden mehr zu hören, sich nichts einreden zu lassen und zu handeln, wie er es für richtig hielt. Jetzt hörte er nur noch auf sich selbst!

Ein Vorfall am frühen Morgen kam ihm zu Hilfe. Nachdem Nella noch einmal ausgeritten war, um durch Lodi zu streifen

und seine innere Unruhe abzuschütteln, wurde er auf einen Diener der verfeindeten Familie aufmerksam. Der Junge, der bei den di Angeros Küchendienste verrichtete, war auf dem Weg in die Villa seiner Herrschaft. Nella, der um das Anwesen in respektvollem Abstand herumritt, erkannte ihn und stellte sich ihm in den Weg.

Dann wurde er ganz plötzlich von rasender Wut übermannt, sprang vom Pferd und packte den Jungen mit beiden Händen am Hals. »Was geht im Haus deines Dienstherrn vor?«, fragte er brüllend. »Verrate mir, was sie vorhaben! Sie planen doch etwas!«

Der Junge war zu Tode erschrocken. Er schüttelte nur den Kopf. In seinen Augen stand blanke Angst.

»Sprich schon!«

»Sie – sind wütend.«

»Das bin ich auch! Und gleich verliere ich die Kontrolle über mich, wenn du mir nicht sagst, was bei euch vorgeht!«

Der Junge fasste sich. »Wir werden alle bewaffnet.«

»Was? Wollen sie gegen uns ziehen?«

»Ich will es nicht!«, beeilte sich der Küchenjunge zu versichern. »Ich trage keine Waffe!«

»Und die anderen?«

»Ein paar von den älteren Dienern und Angestellten machen mit. Sie wollen euch überfallen!«

»Diese Schweine! Für wann ist der Überfall geplant?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Sprich schon! Sonst...«

»Heute Nacht.«

Nella ließ das zitternde Bündel los. »Geh jetzt. Und kein Wort davon, dass du mich getroffen hast – zu niemandem!«

Der Junge rannte davon. Nella spürte, wie die Hitze immer weiter in ihm aufstieg. Dieses Pack, dachte er. Nichts als Heimtücke haben sie im Sinn! Haben sie nicht schon genug

angerichtet? Jetzt wollen sie uns auch noch heimtückisch angreifen!

Aber daraus wird nichts. Ich werde ihnen zuvorkommen!

Nella saß auf und ritt so schnell wie noch nie zurück zu seinem Elternhaus. Als er über den Marktplatz preschte, stoben die Händler, die gerade dabei waren, ihre Stände aufzubauen, erschreckt auseinander.

»Gebt in der Stadt bekannt, dass die della Roccas sich gegen den Überfall der di Angeros zu wehren wissen!«, schrie Nella über die Schulter zurück.

»Wollen sie euch denn überfallen?«, rief der Schmied, der eben die Esse anschürte, ihm nach.

»Noch heute Nacht! Aber wir werden sie gebührend empfangen!«

Und schon war Nella aus ihrem Blickfeld verschwunden. Wenig später erreichte er die heimische Villa. Er führte sein Pferd eigenhändig in den Stall. Dann rief er alle Bediensteten zusammen. Er schlug so lange auf den Gong am Stall, bis sie alle vor ihm standen.

»Wir müssen uns rüsten!«, sagte Nella. »Die di Angeros planen, uns heute Nacht zu überfallen. Wir bauen unsere Villa zu einer Festung aus. Vom Wohnturm herab werden wir sie mit Pfeilen empfangen. Aber auch die Mauern müssen bewacht werden. Wir fangen sogleich an, uns vorzubereiten. Es gibt Krieg! Sie wollen ihn, und sie sollen darin untergehen!«

Francesco della Rocca hatte die ersten beiden Schlucke des ekligen Tranks geschlürft, als Schritte im Zellentrakt zu hören waren. Schnell schlürfte er den Rest des Gebräus. Um nichts in der Welt wollte er in ihr verfluchtes Leben zurückkehren!

Da wurde auch schon die Zellentür aufgerissen, und zwei bewaffnete Wärter schrien Francesco an, er solle mitkommen, denn man wolle ihn verhören. Dann erst sahen sie, was er getan hatte. Sie starrten ihn an, dann das verschüttete, weiße Pulver und schließlich das Papiertütchen.

»Dieser verfluchte Hund hat Gift genommen! Wie konnte das geschehen?«

»Ach, das ist doch ganz egal«, meinte der andere. »Es ist ein Schuldgeständnis. Wir müssen sofort den Richter holen, damit er alles zugibt, bevor er stirbt.«

»Stecken wir ihn zu dem anderen in die Zelle«, sagte der erste Wärter. »Er soll sich um ihn kümmern und ihn noch ein Weilchen am Leben halten. Wenn er krepirt, soll der ihn am Hals haben.«

Sie packten Francesco, schleiften ihn zu Henris Zelle hinüber und stießen ihn hinein.

»Er hat Gift genommen! Wehe dir, er verreckt!«

Henri fing Francesco auf. Der Junge hing schlaff in seinen Armen. Henri erschrak zutiefst, versuchte jedoch, sich wieder zu fassen.

Er stellte Francesco auf die Beine und führte ihn in der Zelle herum. Er hatte einmal in einem medizinischen Traktat gelesen, dass man so einen Vergifteten auf diese Weise mit etwas Glück am Leben halten könne; es hatte irgendetwas mit dem Blut zu tun. Aber Francescos Zustand schien hoffnungslos. Der Junge röchelte erbarmungswürdig.

Henri schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht und schrie: »Du darfst nicht aufgeben! Du musst wach bleiben und dich bewegen!«

Der Junge sah ihn mit leerem Blick an. Es brach Henri fast das Herz. Aber er übergab sich nicht, und es trat auch kein Blut aus seinen Augen oder seinem Mund. Das hielt Henri für ein gutes Zeichen.

»Reiß dich zusammen, Francesco! Laufe!«

Gleich darauf begriff Henri, dass Francesco zwar halb tot war, aber vor allem, weil er Angst hatte. Er war entsetzt über das, was er getan hatte, körperlich schien er jedoch wohl auf zu sein.

»Was hast du eingenommen, Francesco? Mein Gott, rede!«

Der Junge erklärte es ihm. »Es ist besser für alle, wenn ich aus dem Leben scheid«, sagte er matt.

»Was für ein Gift war es?«

»Gift eben.«

»Roch es?«

»Nein. Es war weiß und geruchlos. Es schmeckte auch nach nichts.«

Henri hatte plötzlich einen Verdacht. Er setzte Francesco auf den mit Stroh bedeckten Zellenboden. Draußen war alles ruhig. Henri wollte herausfinden, ob seine Vermutung richtig war. Er beobachtete den Jungen. Francesco kam wieder zu sich. Sein blasses Gesicht rötete sich leicht. Seine Augen wurden klarer.

»Was ist mit mir, ich fühle mich...«

»Das, was der Apotheker dir gegeben hat, war kein Gift, mein Junge«, erklärte Henri. »Wahrscheinlich wollte er dir keines geben, aus Angst davor, bestraft zu werden. Er hat dich getäuscht, und du bist darauf reingefallen.«

»Ach, dieser verfluchte Hund!«

»Sei froh! Jetzt brauchst du nicht zu sterben!«

»Wir werden beide sterben, Henri!«

»Nein! Das werden wir nicht. Wir sind zu zweit, jetzt haben wir eine Chance! Wir werden kämpfen! Und wir werden uns befreien!«

»Aber wie denn? Es ist doch aussichtslos, wir sind gefesselt!«

Da hörte Henri plötzlich wieder Schritte im Zellentrakt. Die Wärter kamen zurück, vermutlich hatten sie den Richter

mitgebracht. Es war zu spät, etwas zu unternehmen. Sie hätten sich gegenseitig die Fesseln abstreifen können. Aber jetzt war dafür keine Zeit mehr. Oder doch?

Henri überlegte nicht, er befahl Francesco, sich hinzuknien.

»Du hast gesunde Zähne, beiß meine Fesseln durch. Zum Glück mussten wir bisher nur außerhalb der Zelle Fußfesseln tragen. Mach schnell! Wir können es schaffen!«

Francesco tat, was Henri ihm befohlen hatte. Unterdessen kamen die Schritte näher. Francesco riss und zerzte an dem dicken Strick, der um Henris Handgelenke gebunden war. Jetzt hatten die Wärter die Zelle erreicht. Ihre Stimmen waren genau zu hören. Ein Schlüssel wurde von außen ins Schloss gesteckt. Er wurde herumgedreht.

»Schnell doch, schnell!«, flüsterte Henri angespannt.

Francesco schwitzte vor Anstrengung. Er spürte salzige Tränen in den Augen. Und dann, Gott sei's gedankt, gelang es ihm mit letzter Kraft, die Fesseln zu zerreißen.

»Leg dich auf den Boden und stell dich tot!«, stieß Henri leise hervor, bevor er zur Seite sprang.

Als die Wärter die Tür aufrissen, sahen sie Francesco in gekrümmter Haltung auf dem Boden liegen.

»Da ist er, Richter! Er hat es offenbar nicht überstanden!«

»Und wo ist der andere?«

Noch ehe der Wärter eine Antwort geben konnte, sprang Henri hinter der geöffneten Tür hervor. Er stieß einen Wärter mit einem seitwärts ausgeführten Tritt zu Boden, fuhr fast gleichzeitig herum und schlug dem zweiten den Ellenbogen gegen die Gurgel. Der Mann griff sich an den Hals, brachte glucksende Geräusche hervor und fiel zuckend zu Boden.

Der Richter hob abwehrend die Hände. Er war alt, und der Kampf schien nicht seine Sache zu sein. Der zuerst getroffene Wächter versuchte indes, wieder auf die Beine zu kommen, und zog sein Schwert. Henri trat ihm auf den Arm. Dem

Wärter glitt das Schwert aus der Hand, Henri nahm es und setzte es dem Richter an den Hals.

»Francesco! Steh auf!«

Der Junge erhob sich. Henri wies ihn an, den Richter, der noch immer sprachlos war, zu fesseln. Henri nahm unterdessen auch dem zweiten Wächter das Schwert ab, dann schlüpfte er mit Francesco aus der Zelle.

Henri verriegelte die Tür und nahm den Schlüssel an sich. In beiden Händen ein Schwert haltend, stürmte er die Treppe empor. Als er das Erdgeschoss des Stadthauses erreicht hatte, musste er sich erst einmal orientieren. Er sah den Ausgang nicht sofort, doch Francesco deutete auf ein verdecktes Portal.

Glücklicherweise war niemand in der Halle – so früh am Morgen hatte noch niemand seinen Dienst angetreten –, und die Eingangstür war auch nicht verschlossen. Wahrscheinlich war der Richter, der neben dem Stadthaus residierte, eben erst durch diese Tür hereingekommen.

Henri gab Francesco ein Schwert. »Wir müssen uns beeilen, denn wir müssen die Komturei erreichen, bevor es hell wird. Bereust du immer noch, dass der Apotheker dir ein Tütchen mit harmlosem Kalk verkaufte?«

»Nein«, gestand Francesco schluckend. »Nun werden meine Arme Anna doch einmal noch umschließen können!«

In der Komturei herrschte helle Aufregung. Bruder Ludovico umarmte Henri und Francesco übergücklich und rief den Komtur herbei. Henri berichtete, was vorgefallen war. Er warnte die Templer vor der Rache der Regierung.

»Wir werden uns wappnen!«, erklärte der Komtur entschlossen. »Sie sollten nicht wagen, uns zu bedrohen! Kein Statthalter und kein Erzbischof besitzen über uns Kommandorecht! Im Gegenteil, der Tempel wird die

Regierung anklagen, einen aus ihrer Mitte grundlos, ja sogar aus reiner Niedertracht in den Kerker geworfen zu haben.«

»Genauso werden wir es machen«, rief Ludovico. »Wir drehen den Spieß um und kämpfen gegen sie!«

»Das Recht ist allerdings nur auf unserer Seite, wenn dem Richter nichts zugestoßen ist«, meinte der Komtur.

»Keine Sorge«, sagte Henri, »er blieb unverletzt. Ich weiß allerdings nicht, wie schwer ich einen der Wärter verletzt habe.«

»Sie haben dir Unrecht zugefügt, du hast dich nur gewehrt«, sagte der Komtur.

»Was wirst du jetzt tun, Henri?«, fragte Ludovico aufgeregt.

»Ich reite zu den di Angeros und zu den della Roccas«, erklärte Henri.

»Aber nein, das darfst du nicht!«, rief Ludovico besorgt. »Wenn du dort auftauchst, werden die Stadtbüttel dich ergreifen und erneut einsperren!«

»Keine Angst!«, beruhigte Henri den Mitbruder. »Das wird ihnen nicht gelingen. Außerdem muss ich die beiden Familien unbedingt aufklären. Sie müssen zur Vernunft kommen. Nur wenn sie sich versöhnen, können die Probleme in Lodi gelöst werden. Andernfalls wird die Stadtregierung weiterhin ihr böses Spiel mit ihnen und den anderen Bürgern treiben.«

»Was soll ich unterdessen tun?«, fragte Francesco.

»Du bleibst in der Komturei. Und du, Ludovico, bist mir persönlich dafür verantwortlich, dass er nicht wieder flieht!«

»Diesmal kannst du dich voll auf mich verlassen, Henri!«, entgegnete der Templer stolz.

»Sehr schön. Dann werde ich mich sofort aufmachen. Es ist keine Zeit zu verlieren. Besorgt mir eine Verkleidung. Am besten eine Franziskanerkutte.«

»Die besorge ich!«, sagte Francesco. »Ich habe so eine Kutte in dem Bündel in meiner Zelle liegen, denn mit ihr habe ich mich oft getarnt, wenn ich zur Kapelle ging.«

Kaum hatte er gesprochen, lief er auch schon los. Der Komtur musste sich jetzt erst einmal hinsetzen, jemand brachte ihm einen Schemel. »In Lodi stehen die Dinge für uns nicht zum Besten«, stöhnte er. »Ich weiß nicht, wohin uns der Weg noch führt. Vielleicht müssen wir schon bald die Stadt verlassen.«

Henri legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich danke Euch, dass Ihr mich unterstützt, Gervasius. Ich habe Euch viele Schwierigkeiten bereitet. Aber es drängte mich zu tun, was ich für richtig hielt.«

»Das verstehe ich, mein Sohn!«, sagte der Komtur. »Immerhin ist es unsere Aufgabe als Templer, gegen Ungerechtigkeiten aller Art ins Feld zu ziehen.«

Kurz darauf kehrte Francesco mit der Franziskanerkutte zurück. Henri warf sie hastig über – sie passte ihm leidlich – ließ sich ein Pferd bringen und ritt in die Stadt. Die Zurückbleibenden blickten ihm lange nach. Sie beteten dafür, dass er in der Lage sei, das drohende Unheil abzuwenden.

Henri hielt es für das Beste, zuerst zu den della Roccas zu reiten. Auf dem Weg dorthin befielen ihn bange Vorahnungen, aber vielleicht war es doch noch nicht zu spät. Henri beugte sich tief über die Kruppe seines Pferdes, bemerkte dann aber, dass ihm einige Leute am Wegesrand argwöhnisch hinterher blickten. Erst da wurde ihm bewusst, dass ein hoch zu Ross dahinsprechender Franziskaner einen recht ungewöhnlichen Anblick bieten musste, denn diese Bettelmönche gingen gewöhnlich zu Fuß.

Bald tauchte die Villa della Rocca am Horizont auf. Kurz darauf entdeckte Henri auch einige der Wachsoldaten, die rund um das Anwesen postiert worden waren. Henri musste lächeln. Die konnten ihn ganz gewiss nicht aufhalten.

Henri ritt um das Anwesen herum und stieß schließlich auf ein flaches Mauerstück. Dem Baumaterial nach zu urteilen, das dort herumlag, sollte das Stück wohl aufgemauert werden, aber es war noch recht früh am Morgen, und kein Arbeiter war zu sehen. Daher gelang es Henri mit seinem geschickten Pferd, mühelos und ungesehen hinüberzusetzen. Anschließend galoppierte er so schnell er konnte auf die Villa zu.

Als er das Haus erreichte, sprang er behände vom Pferd. Noch einmal blickte er sich um, um sich zu vergewissern, dass ihn tatsächlich niemand gesehen hatte, dann band er sein Pferd an und klopfte an das Portal. Ein Diener öffnete, und Henri verlangte, sofort den Hausherrn zu sprechen.

Anstelle des erwarteten Familienoberhaupts erschien nach einer Weile Nella della Rocca in der Halle. Er hielt Henri einen Degen entgegen und fragte, wie es ihm gelungen sei, auf das Anwesen zu kommen. Henri gab dem jungen Mann bereitwillig Auskunft und erklärte dann, dass er Kunde von Francesco bringe. Nella musterte den in eine knapp sitzende Franziskanerkutte gehüllten Mann misstrauisch, dann spähte er über dessen Schulter nach draußen und bat ihn schließlich mit einer stummen Handbewegung ins Haus. Dort lüftete Henri die Kapuze seiner Kutte und stellte sich vor.

Nellas Gesichtsausdruck änderte sich prompt. »Nehmt Platz, Tempelritter«, sagte er freundlich. »Und bei Gott, erzählt mir alles, was geschehen ist. Unserem Vater geht es zurzeit nicht gut. Daher müsst Ihr mit mir als Gesprächspartner vorlieb nehmen.«

Während Henri sprach, konnte er Nellas Gesichtsausdruck entnehmen, was sein Bericht in dem jungen Mann auslöste.

»Das ist ja infam!«, schrie er. »Dass diese Stadt so verlogen ist, hätte ich nicht gedacht. Allerdings ist nach Eurem aufschlussreichen Bericht immer noch eine Frage offen. Wer hat Umberto di Angero umgebracht?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich hege einen Verdacht. Jedenfalls war es nicht dein Bruder, Nella.«

»An seiner Unschuld habe ich auch nie gezweifelt.«

»Solange ich mir nicht sicher bin, möchte ich dir allerdings nicht sagen, wen ich für den Mörder von di Angero halte – nicht zuletzt, um dich mit deinem hitzigen Gemüt nicht zu voreiligen, törichten Handlungen zu verleiten. Du bist ein auffällig ungeduldiger Mensch. Ich bin hergekommen, um dir zu sagen, dass Francesco in Sicherheit ist. Teile das deinem Vater mit. Und unternimm nichts, ohne dass ich dich dazu auffordere.«

»Das fällt mir schwer! Denn trotz allem glaube ich, dass den di Angeros ein Denkwort verpasst werden sollte.«

»Vergiss nicht, dass ihr Familienoberhaupt ermordet wurde! Wie würdest du reagieren, wenn man deinen Vater umgebracht hätte? Wärest du nicht schon längst wie ein Berserker über sie hergefallen?«

»Wahrscheinlich. Erst jetzt wird mir klar, dass sie sich bisher erstaunlich zurückgehalten haben. Von einem ihrer Diener weiß ich allerdings, dass sie sich zum Kampf rüsten. Dann werde ich Pietro endlich vor die Spitze meines Degens bekommen!«

»Nella, kannst du deinen blinden Eifer denn niemals zügeln? Versprich mir, immer erst nachzudenken, bevor du handelst – und es nicht umgekehrt zu halten!«

»Ach, ich weiß nicht...«

»Geh zu deinem Vater und beruhige ihn. Ich werde mich inzwischen darum kümmern, die Lage in Lodi zu beruhigen. Aber ich komme auf jeden Fall wieder.«

»Kann ich Francesco sehen? Mein kleiner Bruder fehlt mir mittlerweile sehr, obwohl ich sonst immer auf ihn herabgesehen habe.«

»Francesco muss im Moment noch versteckt bleiben. Zu seiner eigenen Sicherheit kann ich dir nicht sagen, wo er ist, und dich auch nicht zu ihm lassen. Aber sei versichert, dass es ihm gut geht.«

Nella legte Henri die Hand auf die Schulter. »Ich danke Euch, Tempelritter! Und Gott sei mit Euch!«

Henri verließ das Anwesen der della Roccas auf demselben Weg, den er gekommen war. Er gab seinem Pferd die Hacken, und es preschte davon. Wieder musste Henri quer durch die Stadt reiten. Wieder blickten ihn einige der Leute, die ihm auf seinem Weg begegneten, befremdet an.

Als Henri das Anwesen der di Angeros erreichte, sah er, dass dieses ebenfalls bewacht wurde. Da er keine Möglichkeit sah, ungesehen zur Villa zu gelangen, musste er hier zu einer anderen List greifen.

Henri saß vor dem Hauptportal, welches das Anwesen der di Angeros von den umliegenden Feldern trennte, ab und bat rufend um Einlass. Als der arglose Pförtner kurz darauf das Tor öffnete, wurde er von Henri überrumpelt. Der Templer hielt ihm ein Messer an den Hals, stieß ihn leicht zur Seite, ohne ihn allerdings loszulassen, schlüpfte durch das Tor und zog es rasch hinter sich zu. Dann befahl er dem Pförtner, voranzugehen und ihn den di Angeros zu melden. Gleichzeitig versuchte er, den Mann zu beschwichtigen, indem er ihm versicherte, dass er niemandem etwas zuleide tun wolle.

Als sie bei der Villa angekommen waren, rief der Pförtner sofort nach Pietro di Angero. Dieser tauchte schließlich stark schwitzend aus dem Keller auf. Henri vermutete, dass der junge Mann dort unten gekämpft hatte.

»Was wollt Ihr?«, fragte Pietro in herrischem Ton.

Henri stellte sich vor und erklärte ihm, was er wollte. »Ich war bereits bei den della Roccas. Und dir, Pietro, sage ich jetzt dasselbe, was ich auch schon dort gesagt habe. Bleibt friedlich und habt Geduld. Euer Vater wurde nicht von einem della Rocca umgebracht.«

»Ach nein!«, höhnte Pietro. »Von wem denn sonst?«

»Wenn ich nicht irre, war es ein gedungener Mörder, der wohl schon manches Unheil in Lodi gestiftet hat.«

»Und wie heißt er?«

»Seinen Namen kenne ich nicht. Aber ich bin mir sehr sicher, dass ich ihn überführen kann.«

»Und das soll ich Euch glauben, dass irgendein ominöser Unbekannter meinen Vater umgebracht haben soll? Das ist ja wohl ein Scherz! Viel eher glaube ich, dass die della Roccas Euch geschickt haben, um mich in die Irre zu leiten – oder vielleicht haben sie Euch sogar den Auftrag erteilt, nun auch mich zu töten.«

Pietro erleichte. Er trat zwei Schritte zurück und zog seinen Degen.

Henri hob abwehrend die Hände. »Denk nach, Pietro. Das Gleiche habe ich auch Nella geraten. Ich bin Tempelritter, was für ein Interesse sollte ich haben, Euch zu töten?«

»Was weiß ich? Ihr Templer seid merkwürdige Brüder! Hat man nicht schon gehört, dass ihr im Heiligen Land ganze Sippen ausgerottet und ganze Landstriche verwüstet habt? Welche Gründe hattet ihr dafür? Wolltet ihr wirklich nur Jerusalem befreien?«

»Lenk nicht ab, Pietro! Der Kampf im Heiligen Land unterlag eigenen Gesetzen, er lässt sich nicht mit den Konflikten vergleichen, die hier in Lodi an der Tagesordnung sind. Wir Templer wollen Konflikte vermeiden, nicht schüren. Wir sind keiner Partei verpflichtet, nur unserem Gewissen.«

»Das soll ich glauben?«

»Du kannst es auch sein lassen. Aber einen Angriff auf die della Roccas wirst du wahrscheinlich nicht überleben. Vermutlich wird deine ganze Familie getötet werden. Wer fragt dann danach, wer im Recht war?«

»Hier wird niemand sterben – außer dir vielleicht, wenn du versuchst, mich mit deinem Geschwätz hereinzulegen! Ich traue dir nicht, Templer. Ich verstehe nicht, warum du tust, was du tust. Nach allem, was du erzählst, hast du dich nur der Gefahr ausgesetzt, hier gefangen genommen zu werden, um mich zu warnen. Aber das kann ich dir nicht abnehmen.«

»Warum nicht? Bist du noch nie einem Menschen begegnet, der etwas Selbstloses für dich getan hat? Das wäre sehr traurig, obwohl es einiges erklären könnte. Doch ich will nicht abschweifen. Lass dir gesagt sein, dass das, was ich tue, nichts anderes ist als meine Aufgabe als Templer. Wenn der Staat nicht für die rechte Ordnung sorgt, müssen wir eingreifen. In Lodi verfolgt die Regierung eigene Interessen und eben nicht die der Gemeinschaft. Wir Templer aber handeln nach moralischen Grundsätzen. Es ist bezeichnend, dass du davon nichts verstehst.«

Pietro fuchtelte mit seinem Degen herum. »Ich verstehe, dass du mich beleidigst, Templer. Und wie ich darauf zu reagieren habe, weiß ich nur zu gut. Also, verteidige dich, oder ich werde dich aufspießen!«

In diesem Augenblick betraten Anna und ihre Schwester Maria die Halle. Die beiden Frauen blickten erstaunt auf die Szene, die sich ihnen dort bot. Dann zog Maria ebenfalls ihren Degen und stellte sich an die Seite ihres Bruders. Anna hingegen stellte sich den beiden Geschwistern schlichtend entgegen.

»Halt«, sagte sie. »Um Gottes willen, nicht noch mehr Gewalt.«

»Er will mich umbringen«, keuchte Pietro. »Wer ist dieser Kerl? Kennst du ihn, Anna?«

»Ich glaube, es ist der Tempelritter, von dem Francesco zu mir voller Bewunderung gesprochen hat! Er beschrieb ihn so genau, dass ich mich kaum täuschen kann. Henri de Roslin ist Euer Name, nicht wahr?«

»Ganz recht«, sagte Henri nickend. »Und wenn du Anna di Angero bist, kann ich Francescos Handeln vollauf verstehen. Für ein Mädchen, wie du es zu sein scheinst, würde jeder Mann gern sterben.«

»Nein, leben«, sagte Anna. »Ihr sollt alle leben. Hört auf mit der Gewalt und bekämpft euch nicht!«

Doch Maria und Pietro waren da ganz anderer Meinung. »Meine Schwester wurde durch die Liebe verblendet«, sagte Maria. »Sie hat vergessen, wo sie hingehört. Im Gegensatz zu mir. Ich liebe meinen Bruder und meine Familie. Und wer in unser Haus eindringt, ist unser Feind. Also kämpft, Templer!«

Aber Henri behielt sein Kurzschwert im Gürtel. Er begriff, dass die di Angeros nicht zur Vernunft zu bringen waren. Er streckte die Hand nach Anna aus. Das Mädchen zauderte. Dann ging sie mit drei schnellen Schritten zu dem Templer hinüber. Pietro schrie auf vor Zorn. Maria hob ihren Degen.

»Möchtest du, dass ich dich zu Francesco führe?«, fragte Henri das Mädchen.

Anna schrie vor Freude auf. »Du weißt, wo er ist?«, fragte sie.

»Ja«, entgegnete Henri.

»Stehen geblieben!«, brüllte Pietro. Er wollte mit aller Wucht auf Henri einschlagen, doch als dieser die Hand hob und ihm tief in die Augen blickte, hielt er unschlüssig inne. Mit einem Mal erkannte er, wie überlegen ihm dieser furchtlose Templer war.

»Du hast gehört, was deine Schwester wünscht«, sagte Henri. »Sie kommt mit mir. Ihr hingegen, ihr Unbelehrbaren, könnt tun und lassen, was ihr wollt. Fallt übereinander her, wenn es euch beliebt. Aber die Unschuldigen sollen von eurem Wahn nicht betroffen sein, sie sollen in Frieden leben.«

Pietro keuchte: »Ich werde Euch überallhin verfolgen. Ihr sollt keinen ruhigen Augenblick mehr haben, Templer! Ich kriege Euch, verlasst Euch darauf, denn irgendwann müsst auch Ihr einmal schlafen. Und dann komme ich über Euch wie ein Fallbeil!«

Henri ging rückwärts hinaus. Er spürte, dass Anna sich nicht dagegen wehrte, von ihm mitgezogen zu werden. Sie stand eindeutig auf seiner Seite. Henri fürchtete allerdings, dass sich der Hass ihrer Geschwister gegen sie richten könnte.

### *Herbst 1318. In Nordfrankreich*

Henri ließ sein Pferd ruhig dahintraben. Er hatte keine Eile. Die Gefährten warteten in Amiens auf ihn. Am azurblauen Himmel war kaum eine Wolke zu sehen. Die Luft roch klar und würzig, und es ging ein recht milder Wind für diese Jahreszeit.

Henri dachte über seine beiden verliebten Gefährten nach. Würde Madeleine sich überwinden und einen Muslim heiraten? Oder konnte Uthman nachgeben und eine Christin ehelichen? Wie lautete die Sure, die der Freund zitiert hatte? Henri versuchte, sich zu erinnern.

*Heute sind euch alle guten Dinge erlaubt. Und keusche Frauen der Gläubigen und keusche Frauen derer, denen vor euch die Schrift gegeben wurde; wenn ihr ihnen eure Morgengabe gebt, nur in richtiger Ehe und nicht in Unzucht.*

So hatte Uthman seinen Propheten zitiert, der im Namen Allahs gesprochen hatte. Henri hatte in den letzten Tagen bereits mehrfach über diese Sure nachgedacht, weil sie ihm etwas verzwickelt erschienen war. Aber jetzt wurde ihm alles klar. Uthman wurde nicht verboten, eine Christin zu ehelichen. Es lag also an Madeleine, das Gesetz ihrer christlichen Kirche zu übertreten, was diese allerdings bislang nicht wagte. In ihrer Kirche, die auch die Kirche Henris war, galt ein Muslim als ungläubiger Heide. Gab es jenseits davon für zwei junge Menschen keine Möglichkeit, sich zu finden? Joshua hatte vorgeschlagen, dass die beiden gemeinsam zum jüdischen Glauben übertreten sollten. Das wäre eine denkbare Lösung,

denn der Glaube der Juden unterschied sich nicht allzu stark vom Christentum oder vom Islam. Zumindest sah das Henri so.

Er nahm sich vor, Uthman und Madeleine weiterhin zu helfen. Sie durften sich nicht auseinander bringen lassen! Henri wollte nicht noch einmal erleben, was er in Lodi erlebt hatte. Auch wenn damals andere Gründe eine Rolle gespielt hatten.

In Gedanken versunken ritt Henri weiter. Am frühen Abend erreichte er Amiens. Dort war die Messe inzwischen eröffnet worden, und Henri musste, obwohl er keine Handelswaren mit sich führte, einen stattlichen Obolus eröffnen, um hineingelassen zu werden. Nachdem er die Stadtmauern passiert hatte, ritt er sofort zum Haus seines Tempelbruders. Doch William Toe war nicht daheim, und so begann Henri, nach seinen Gefährten zu suchen. Als er gerade aus der Straße der Kaufleute herausreiten wollte, erblickte er vor sich einen kleinen, stämmigen Mann, der ihm bekannt vorkam.

Henri war so verblüfft, dass er heftig an den Zügeln seines Pferdes riss. Erschrocken bäumte das Tier sich auf. Nur mühsam gelang es Henri, es zu beruhigen. Dann fasste er die Gestalt, die ihm aufgefallen war, genauer ins Auge. Der Mann stand an der offenen Theke einer Fleischhauerbude. Mit kräftigen Hieben zerteilte er die Hälfte eines geschlachteten Tieres.

Erst langsam legte sich Henris Verblüffung. Einen Moment lang hatte ihn die seltsame Überlagerung zweier Zeiten und Ereignisse verwirrt. Es war, als hätte sich etwas Vergangenes in der Gegenwart gezeigt, wo es nicht hingehörte. Henri rieb sich die Augen, er war noch immer perplex. Doch allmählich ordnete sein Verstand die Dinge.

Dieser Schlachter dort drüben war nicht der Mann aus Lodi, der eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Er konnte es nicht sein. Er sah ihm nur ähnlich.

Henri blieb dennoch wie angewurzelt auf seinem Pferd sitzen und beobachtete den Mann. Dieser nahm ihn jedoch nicht wahr, er bearbeitete Bestellungen für die Frauen, die vor seiner Bude standen. Nein, Tullo Battistini konnte das gewiss nicht sein. Es war nur die Art und Weise, wie dieser Metzger das Vieh zerhackte, die Henri an den Mann aus Lodi erinnerte, die kräftigen Hiebe, die er mit seinen kurzen, dicken Armen ausführte, seinen nackten, blutbespritzten Armen.

Henri schüttelte über sich selbst den Kopf. Wie hatte ihn ein solcher Anblick nur derart irritieren können! Die Begegnung mit Tullo Battistini musste einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben, ohne dass er sich dessen bewusst gewesen war. Aber immerhin war es ein wahrhaft grausiges Aufeinandertreffen gewesen.

Henris Gefährten hatten außerhalb der Stadt eine Unterkunft gesucht. Die Gasthäuser in Amiens waren teuer, denn die Stadt war voll von Messebesuchern aus der ganzen Nordprovinz und von weit gereisten Händlern, die hier das Geschäft des Jahres tätigen wollten. Zurzeit gab es kaum etwas, was man hier nicht kaufen konnte, und das Geld floss in Strömen.

Nordwestlich von Amiens hatten die Gefährten schließlich eine Herberge gefunden, die sie noch aufnehmen konnte. Dort erhielten sie vier kleine, saubere Zimmer zu einem akzeptablen Preis. Sie verstaute ihre Habseligkeiten, sahen sich in der Umgebung um und ließen die Zeit verstreichen. An dem Tag, an dem sie Henris Rückkehr erwarteten, ritten sie nach Amiens hinein.

Madeleine und Uthman waren in einer wehmütigen Stimmung. Sie hatten viel miteinander gesprochen. Aber immer wieder waren sie an einen Punkt gelangt, an dem sich ihnen jede gemeinsame Zukunft zu verschließen schien. Sie

konnten keine Lösung finden. Es sei denn, sie würden sich beide von allem lossagen, was ihnen bisher teuer gewesen war.

»Kann man wirklich noch einmal völlig neu anfangen?«, fragte Madeleine zweifelnd. »Kann man sich selbst zurücklassen wie eine unnütz gewordene Haut, die man abgestreift hat?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Uthman. »Ich weiß nur, dass wir genau das tun müssen, wenn wir beieinander bleiben wollen. Vielleicht muss eine Katastrophe eintreten, irgendetwas, das uns zur Umkehr, zu einem neuen Denken, zwingt.«

»Das Ende der Welt?«, orakelte Madeleine.

»Henri würde sagen, das Jüngste Gericht, aber daran glauben Muslime nicht.«

»Woran glauben Muslime?«

»Dass alles seinen natürlichen Weg geht, den Allah, der Gnädige, vorherbestimmt hat. Jeder Sterbliche zieht seine Bahn ähnlich einem Stern; diese Bahn kann er nicht verlassen – wenn Allah es nicht will.«

»Dann gibt es für uns keine Chance?«

»Mein Verstand sagt nein. Aber mein Gefühl sagt, es muss eine geben! Ich weiß nur nicht, wie sie aussehen soll. Wir müssen aber bereit sein, sie zu erkennen und sie zu ergreifen.«

Madeleine seufzte. »Immerhin entnehme ich deinen Worten einen kleinen Funken Hoffnung.«

»Im Moment ist die Hoffnung auf bessere Zeiten alles, was wir haben.«

»Wenn Henri zurückkommt, muss er die Geschichte von Anna und Francesco zu Ende erzählen«, sagte Madeleine. »Für mich ist sie ein Gleichnis. Geht sie gut aus, wird auch unsere Geschichte gut ausgehen. Geht sie schlecht aus, dann werde ich meine Hoffnung wohl bald verlieren.«

Sie trafen Henri auf dem Platz vor der Kathedrale. Das letzte Viertel des christlichen Kirchenjahrs war angebrochen, und die Christen der Stadt versammelten sich zum Herbstquatember.

Sean und Madeleine waren in die Kirche gegangen. Das Fest der Erzengel Michael, Gabriel und Rafael stand an, und in der Predigt ging es um den Kampf der Engel gegen die Mächte des Bösen. Madeleine betete zu den Engeln und bat sie, ihre kleine Gemeinschaft gut zu schützen. Madeleine war sich sicher, dass die Engel ihr stilles Gebet erhörten. Und als sie an der Seite Seans die Kathedrale wieder verließ, war ihre Wehmut heiterer Gelassenheit gewichen.

Man begrüßte sich herzlich. Henri, der bereits am Morgen eine Kirche besucht hatte, war inzwischen mit William Toe zusammengetroffen. Er hatte ihm das geliehene Geld zurückgezahlt. Am Abend wollte William ihn mit zwei ehemaligen Templern zusammenbringen, die in Amiens untergetaucht waren.

»Warum willst du sie treffen, Henri, was erwartest du dir davon?«, fragte Joshua skeptisch. »Hast du deinen verrückten Plan, den Tempel neu zu gründen, noch immer nicht aufgegeben?«

»Nein, das habe ich tatsächlich nicht«, antwortete Henri.

»Dann willst du länger in Amiens bleiben?«, hakte Joshua nach.

»Nein, das nicht«, bekannte Henri. »Aber hin und wieder tun mir solche Begegnungen mit ehemaligen Kampfgefährten gut. Sie helfen mir, meine Verzweiflung zu lindern. Das müsst ihr verstehen.«

»Natürlich verstehen wir das«, sagte Sean. »Wir bleiben auch an deiner Seite, Herr Henri.«

Uthman und Madeleine nickten ebenso wie Joshua.

Die Gefährten verbrachten den Rest des Tages in der lebendigen Stadt. Nur die allgegenwärtige Präsenz bewaffneter

Soldaten trübte das friedliche Gesamtbild. Doch diese Soldaten stellten nur sicher, dass die Messe ordnungsgemäß und friedlich verlief.

Jedenfalls hoffte Henri das.

Am Abend ging Henri zu Fuß von seiner Gaststube, die hinter der Kathedrale lag, zum Haus seines Freundes William. Es war ein milder Herbstabend. Für Henri war das Wetter nie wichtig gewesen, doch an diesem Tag genoss er die Wärme der letzten Sonnenstrahlen sehr.

Als Henri bei William eintraf, saßen bereits zwei Männer in dessen Stube. Der eine war groß und blond und hieß, laut William, Peter Gafet; Henri glaubte, ihm im Pariser Tempel einmal kurz begegnet zu sein. Der andere war ein aufgedunsener Kerl mit roten Wangen. Er hieß Drogo von Viviers und war während der Untersuchung gegen den Tempel in Le Havre gefangen gehalten worden.

Henri begrüßte die beiden herzlich. Sie blickten sich alle erwartungsvoll an, wussten aber nicht, wie sie ihr Gespräch beginnen sollten. Schließlich sagte William: »Drogo hat sich inzwischen ein solides bürgerliches Leben aufgebaut. Er ist Kneipenwirt an der südlichen Ausfallstraße nach Paris. Frag ihn, ob du mit ihm rechnen kannst, Henri. Peter besitzt eine Schmiede und einen Waffenhandel, er ist noch vergleichsweise jung und ungestüm.«

Peter beugte sich vor und sagte: »Du willst etwas für den Tempel tun, Henri de Roslin? Schildere mir deine Pläne, wenn sie mir gefallen, bin ich mit von der Partie!«

Henri sah Drogo an. Henri konnte förmlich sehen, wie es hinter dessen niedriger Stirn rumorte. Seine Augen verrieten Ablehnung, aber immerhin war er zu dem Treffen gekommen.

»Der Tempel ist gefallen«, sagte Drogo. »Ich möchte eine solche Zeit nicht noch einmal erleben. Alle die Dinge, die damals geschehen sind, stehen mir noch heute lebhaft vor

Augen. Ich träume jede Nacht davon. Immer wieder wecke ich meine arme Frau mit meinen Schreien. In der Haft in Le Havre wurde ich schwer gefoltert. Sie ließen mich nur am Leben, weil ich dem Tempel offiziell abgeschworen habe.«

Henri hatte kein Recht, diesen Mann zu verurteilen. Er blickte zu William hinüber, der recht unglücklich aussah. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, ob es uns jemals gelingen wird, den Tempel wieder aufzurichten, liebe Brüder. Aber es ist schön, Gleichgesinnte zu treffen. Findet ihr das nicht auch?«

»Unbedingt!«, sagte Peter. »Heute lassen sie uns in Ruhe.

Aber das kann sich schnell ändern. Ergeht es uns nicht ähnlich wie den Juden, die immer den Kopf hinhalten müssen, wenn der Unmut über irgendetwas zunimmt? In Sicherheit leben wir jedenfalls nicht.«

»Ich schon«, entgegnete Drogo unwirsch. »Ich habe allem abgeschworen. Meine Familie ist der Garant dafür, dass ich mich niemals mehr in Templerdinge einmischen werde. Auf mich kannst du nicht zählen, Henri de Roslin!«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir unsere Vergangenheit so einfach von uns abschütteln«, meinte Henri nachdenklich. »Sie hat uns nachhaltig geprägt. Noch 1314 habe ich mit meinen Freunden den verräterischen König Philipp und den verräterischen Papst Clemens bestraft. Das war es, was mich mit dem ungeheuerlichen Verbrechen, das die beiden begangen haben, ausgesöhnt hat.«

»Ihr habt sie wahrhaftig umgebracht, Henri?«, wollte William wissen.

»Wahrhaftig, und Gott vergebe mir dafür!«, entgegnete Henri. »Ohne diese Taten, die ich jeden Tag abbüße, wäre ich nie zur Ruhe gekommen. Ich musste es tun. Ich weiß nicht, ob es uns so einfach gelingen kann, unterzutauchen und das Leben gewöhnlicher Bürger zu führen.«

Alle schwiegen.

»Was wissen wir von den anderen Brüdern?«, fragte Peter nach einer Weile. »Wie viele von ihnen leben noch?« Er richtete seine Frage an Henri, und auch die beiden anderen blickten ihn mit einer Mischung aus Angst und Neugier an.

»Ich kenne nur das Schicksal weniger«, sagte Henri.

»Erzähle uns von ihnen«, bat Drogo. »Denn selbst, wenn ich die Vergangenheit ruhen lassen will, so fühle ich mich den Brüdern des Tempels immer noch verbunden.«

»Viele verließen den Tempel schon, bevor der Prozess begann«, erzählte Henri. »Sie wussten oder ahnten offenbar irgendetwas. Sie tauchten unter.«

»Waren es Verräter?«, wollte Peter wissen.

»Vielleicht. Vielleicht besaßen sie auch nur ein feineres Gespür als wir anderen«, sagte Henri nachdenklich. »Jedenfalls fasste man in Frankreich die meisten Brüder. Sie wurden eingesperrt, ihr Vermögen und das des Ordens wurden beschlagnahmt. Nachdem das Urteil gegen den Orden ergangen war, zerstreuten sich die Brüder in alle Winde. Viele gingen nach Schottland oder nach England, viele auch nach Deutschland, wo man sie nicht verfolgte, einige zogen nach Portugal oder Byzanz. Von den einhundertvierzig im Tempel zu Paris verhafteten Brüdern überlebte keiner die Haft und die Folter – außer mir. Wie viele von den fünfhundertvierundvierzig überlebten, die auswärts verhaftet und im Prozess in Paris angeklagt wurden, kann ich nicht sagen. Außerhalb der Hauptstadt war es in jedem Fall leichter, zu entkommen.«

»Wie man an uns sieht«, sagte William. »In der Provinz war es nicht so gefährlich.«

»Ich weiß von einem Gervasius von Fallaise aus Sééz«, sagte Drogo. »Er tauchte nach meiner Haft, Ende 1314, in Amiens auf. Ich selbst konnte ihn nicht verstecken, weil ich überwacht wurde. Aber ich half ihm, woanders unterzukommen. Er kam

davon. Ich erinnere mich an seine schrecklichen Folterwunden.«

»Auch ich hörte von Brüdern, die grausam gefoltert wurden«, sagte William. »Nicht nur in Frankreich. Auch in Navarra, in der Provence und sogar im römischen Kirchenstaat.«

»Nicht nur unsere Brüder wurden gefoltert«, sagte Henri. »Die Gerichte lassen überall foltern, um Geständnisse zu erzwingen. Und keiner scheint zu bedenken, dass diese Geständnisse falsch sein können, weil wohl die meisten von uns alles zugeben würden, nur, damit die Qual ein Ende hat.«

»Die Wahrheit will doch gar keiner hören«, sagte Peter. »Die Folterknechte wollen nur ihre schrankenlose Macht demonstrieren.«

»Sie haben von der Inquisition gelernt«, sagte Drogo. »Vor allem von den verfluchten Dominikanern. Sie foltern aus Lust und begründen das mit ihrem Kampf gegen die Häresie. Sie sind wahre Teufel. Ich hasse sie!«

»Papst Innozenz IV. hat die Folter eingeführt«, erklärte Henri. »Das war im Jahr des Herrn 1252. Seitdem kam sie immer wieder zum Einsatz. Auch der Papst, der uns richtete, befahl im Jahr 1311, die Templer der Folter zu unterziehen.«

»Er möge in der Hölle schmoren!«, brummte Drogo.

»In England gab es keine Inquisition und keine Inquisitoren«, erinnerte sich Henri de Roslin. »Sie mussten von den Dominikanern vom Festland rekrutiert werden.«

»Verfluchte Teufel!«, wiederholte Drogo dumpf.

»Du scheinst Bekanntschaft mit ihnen gemacht zu haben«, sagte Henri.

»Ja, aber darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Es waren unvergesslich schreckliche Momente in meinem Leben. Ihretwegen lebe ich noch heute in permanenter Angst.«

»Indem du das zugibst, Drogo, hilfst du dir schon selbst«, meinte William.

»Wir Templer waren für die Inquisitoren Krieger, die keine Angst kannten«, sagte Drogo leise. »Deshalb quälten sie unsere Brüder besonders schlimm.«

»Folter machte aus Verdächtigen Schuldige, das wollten sie erreichen. Unter der Folter sagst du nicht nur irgendetwas, sondern alles, was der Folterknecht von dir hören will. Wenn selbst bei den aufbegehrenden Racheengeln unter Androhung des Höllensturzes so wenig genügte, um ihre Inbrunst der Anbetung und der Demut umschlagen zu lassen in eine Inbrunst der Rebellion gegen Gott, was soll man dann von den schwachen Menschen erwarten, denen man die Hölle drastisch vor Augen führt?«

Sie schwiegen einen Moment. Die Männer wollten eigentlich nicht mehr an alle diese Dinge denken. Doch schließlich waren ihre Erinnerungen mächtiger als ihr Wille.

»Bei manchen Brüdern genügte es schon, dass die königlichen Ankläger Nogaret und Plaisans im Kerker erschienen«, erklärte Henri, »und schon gestanden sie, was immer man von ihnen hören wollte. Wir wissen genau, was diese Männer fürchteten. Können wir ihre falschen Geständnisse da verurteilen?«

»Was war mit unserem geliebten Großmeister? Mit Jacques de Molay? Warum konnte er den Tempel nicht schützen?«, fragte Peter.

»Er hat nicht begriffen, was vorging«, sagte Drogo. »Er war ein alter Mann von sechzig Jahren, müde und verbraucht. Er setzte ganz auf den Papst. Er begriff nicht, dass Clemens ihn längst verraten hatte. Ob man ihn folterte, weiß ich nicht, aber man schleppte ihn von einem Verhör zum nächsten, sieben Jahre lang.«

»Man folterte ihn gewiss«, sagte Henri. »Ich hörte sogar, dass er von der Inquisition gekreuzigt worden sei, ein zweiter Messias, der den Hohn der Sieger zu erdulden hatte.«

»So ist er am Kreuz gestorben?«, wollte Peter wissen.

»Nein. Man ließ ihn am Leben, pflegte ihn sogar. Aber nur, um ihn der Öffentlichkeit lebendig zu präsentieren«, sagte Henri. »Am Ende hat er allerdings Stärke gezeigt. Als er 1314 endlich begriff, dass alles zu Ende war, hat er all seine Geständnisse, die den Orden belasteten, widerrufen. Und er wusste, was darauf stand, nämlich der Scheiterhaufen. Ich war dabei, als er in Paris starb. Und ich habe ihm sein Versagen verziehen.«

»So wie man allen Brüdern verzeihen muss, die in der Haft Geständnisse machten, die den Tempel schwer belasteten«, sagte William.

Henri nickte. »Es war einfach etwas anderes, ob man im Kerker gefoltert wurde oder ob man im Heiligen Land kämpfte. Viele, die in der Haft falsche Geständnisse ablegten, haben noch ein paar Jahre zuvor in Safed, in Akkon oder zuletzt auf der Insel Ruad gekämpft. Tempelbrüder, die sich in Akkon freiwillig von den Trümmern unseres Haupthauses begraben ließen, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, und die zuvor heldenhaft fochten – wie hätten sie sich im Kerker verhalten? Wir wissen es nicht.«

»Es ist die Angst«, murmelte Drogo.

»Unsere Brüder waren für den Kampf im Heiligen Land gerüstet«, sagte Henri. »Und sie hatten keine Angst vor dem Opfertod für unsere Sache. So sind sie heldenhaft unter dem Henkerbeil der Sarazenen gestorben. Aber plötzlich machte man aus Verteidigern des christlichen Glaubens Ketzer und gemeine Häretiker, man raubte ihnen den Stolz und die Anerkennung. Und unsere Brüder waren unfähig, gegen den Feind, der sie einsperrte und anklagte, zu kämpfen. Das wird mir immer klarer, je länger ich darüber nachdenke. Man hatte ihnen ihr Ideal geraubt, für das sie kämpften. Nun waren sie nur noch nackte Leiber, die Schmerzen empfanden.«

»Bei Gott, es ist eine schreckliche Geschichte, die ganze Erde ist vom Blut der Templer getränkt!«, sagte Drogo erbittert.

»Haben wir uns schuldig gemacht?«, fragte Peter schwermütig. »Haben wir es verdient, gefangen, gefoltert und hingerichtet zu werden, wie es Tausenden geschah?«

»Die Vorwürfe gegen den Tempel waren erfunden«, sagte Henri. »Man hat sie in die Welt gesetzt, weil man den Tempel zerschlagen wollte. Kein einziger Vorwurf war berechtigt. Wie sollte es auch anders sein? Wie hätte in so vielen angesehenen Männern, bürgerlichen wie adligen, die verschiedenen Rassen angehörten und die die unterschiedlichsten Sprachen beherrschten, die allesamt unter tief gläubigen Christen aufgewachsen waren – wie hätte in ihnen allen das Licht des richtigen Glaubens so einfach verlöschen können? Das ist undenkbar! Wir sind in den Orden eingetreten, um die Christus zugefügten Beleidigungen zu rächen. Wir sind in den Orden eingetreten, um die heiligen Stätten zu verteidigen, um gegen die Feinde unseres Glaubens zu kämpfen. Wie hätte uns der Fürst der Finsternis je verderben können? Er hat unsere Ankläger verderbt, weil sie vom Glauben abgefallen waren, weil sie ganz eigennützige Interessen verfolgten.«

Draußen war es mittlerweile dunkel geworden. William hatte versäumt, Kerzen anzuzünden. Doch niemand verlangte es von ihm. Das Gespräch hatte die vier Männer trotz aller darin verborgenen Schrecken innerlich erwärmt und erhellt. Die Dunkelheit berührte sie nicht.

Und so blieben sie einfach sitzen, lauschten auf die Geräusche in ihrer Umgebung und hingen ihren Gedanken nach.

Madeleine äußerte den Wunsch, ans Meer zu reisen. Sie wollte dort gerne noch einmal einen Sonnenuntergang erleben und

das Ende von Henris Geschichte hören. Ein Sonnenuntergang am Meer sei ihrer Meinung nach die beste Kulisse für den Ausgang der Erzählung.

Henri freute sich über die Unbekümmertheit der jungen Frau. »So denkst du denn, die Geschichte um Anna und Francesco geht gut aus?«, fragte er.

»Tut sie das denn nicht?«

»Das verrate ich erst, wenn ich weiß, ob die Geschichte zwischen dir und Uthman gut ausgeht«, sagte Henri.

»Madeleine wollte es wohl gerade andersherum halten«, entgegnete der Sarazene. »Aber dennoch, vielleicht bringt uns der sanfte Wellenschlag des Meeres wirklich einer Lösung näher. Heißt es nicht, die Ozeane seien die Wiege des Lebens? Lassen wir uns wiegen und das Trennende vergessen!«

»Dann wollen wir noch heute aufbrechen«, sagte Henri.

»Willst du dich denn nicht mehr mit deinen Tempelbrüdern treffen?«, wollte Sean wissen.

»Wir haben uns ausgetauscht, einander alles erzählt«, sagte Henri. »Ich glaube, mehr kann ich von meinen ehemaligen Mitbrüdern nicht erwarten. Aber es hat uns allen gut getan.«

»Das freut mich für euch«, sagte Joshua. »Und auch für uns, denn das heißt, dass wir uns wirklich auf den Weg machen können.«

»Vielleicht erzählt uns Henri ja schon unterwegs ein wenig davon, wie sich die Dinge in Lodi weiterentwickelten«, sagte die ungeduldige Madeleine herausfordernd.

»Warum nicht?«, erwiderte Henri.

*Jahresende. In der roten Stadt*

Anna di Angero und Francesco della Rocca waren das glücklichste Liebespaar des Abendlands. Und das verdankten sie Henri de Roslin. Francesco hatte das schöne Mädchen vor sich aufs Pferd gesetzt und umfasste es mit dem linken Arm. In seiner rechten Hand hielt er die Zügel und lenkte sein Pferd, das jetzt vor dem Hintergrund der glutroten, untergehenden Sonne dahinflog, über eine flache Wiesenlandschaft. Henri ließ den beiden übermütigen jungen Leuten einen Vorsprung. So konnten sie sich unbeobachtet küssen, ihre Köpfe aneinander lehnen und ihre Leiber spüren.

Henri überlegte, was sie in der roten Stadt erwartete. Er hatte Anna mitgenommen und Francesco kurz entschlossen aus der Komturei geholt. Niemand hatte sich ihm in den Weg gestellt. In Lodi gab es für die beiden keine Zukunft. Und wichtiger als der Ausgleich zwischen den Familien war für Henri das Glück der beiden jungen Leute. Deshalb hatte er so verbissen nach einem Ausweg für sie gesucht. Und er glaubte auch, einen gefunden zu haben.

Würde man sie überhaupt empfangen? Es war durchaus vorstellbar, dass man sie als Störenfriede betrachtete. Papst Johannes mischte sich nicht in die Angelegenheiten der Stadtrepubliken ein, in ihm würden die Liebenden also keinen Beschützer finden. Matteo Visconti war gerade exkommuniziert worden, ihn brauchte man also auch nicht um Hilfe zu ersuchen. Den derzeitigen Herrscher Galeazzo I.

kannte Henri nicht – vielleicht half er ihnen, vielleicht hetzte er aber auch die Stadtbüttel auf sie.

Henri hätte die beiden Verliebten auch nach Como, Bergamo, Tortona oder Piacenza bringen können. Aber dort saßen nur Vasallen des Mailänder Erzbischofs, von dem er eine schlechte Meinung hatte. Nein, er musste mitten hinein ins Zentrum der Macht. In Mailand würde er den Bischof schon dazu bringen, ihm einen Wunsch zu erfüllen. Und wenn er ihn mit Gewalt dazu zwingen müsste!

Henri wusste immerhin so viel, dass die Visconti ihre persönliche Macht über die Blutsbande der Familie stellten. Deshalb hoffte er, dass er mit seiner Schilderung der Verhältnisse in Lodi etwas erreichen könnte. Er musste riskieren, sie um Erlaubnis zu bitten. Denn wenn Anna und Francesco erst einmal verheiratet waren, würden ihre Familien wohl kaum mehr gegeneinander kämpfen. Aus diesem Grund hätte Fürst Orlando eine Hochzeit zwischen den beiden jungen Leuten auch niemals zugelassen.

Die Pferde jagten unaufhaltsam dahin. Erst, als es dunkel wurde, suchte Henri einen Lagerplatz, und während das junge Paar eng umschlungen dasaß und sich küsste, entfachte er ein Feuer. Henri wollte nicht riskieren, an einem Ort zu rasten und Aufsehen zu erregen. Also ließ er sich mit seinen Schützlingen in einem dichten, dunklen Waldstück nieder. Henri fachte das Feuer kräftig an, denn es war noch immer kalt, obwohl der Schnee bereits getaut war. Ihr Nachtstuhl bestand aus klarem Wasser, das sie aus einem ledernen Schlauch tranken, und aus Brot und Schinken, die in sauberes Linnen eingewickelt waren. Nachdem Henri die Sachen ausgepackt hatte, machten sich Anna, Francesco und Henri mit leidenschaftlichem Appetit darüber her, als hätten sie lange nichts mehr zu sich genommen.

Anschließend hing Henri seinen Gedanken nach, während die jungen Leute verliebte Blicke tauschten und einander Liebesschwüre ins Ohr säuselten.

»Ich weiß, dass es der Keim der Liebe ist, den ein fast vergessener Sommerwind mitten im Winter die letzte Blume reifen lässt«, sagte Anna. »So ist es, wenn wir zusammen sind. Es ist ein Wunder, eines, das nicht süße Ruhe, sondern helle Aufregung bringt. Oh, Francesco, was sollte ich ohne dich tun?«

»Aber ich bin doch bei dir, Anna! Immer und ewig. Ruh dich an meiner Schulter aus, an meinem Herzen, meinen Augen. Von nun an werden wir uns nie mehr trennen!«

»Ja, wenn Herr Henri auf uns aufpasst!«

»Und wenn nicht, dann achten Luft und Sonne darauf, dass es uns gut geht. Du wirst sehen, die Elemente sind auf unserer Seite!«

»Besser, ich bewache euren Schlaf mit meinem Schwert«, sagte Henri lächelnd. »Ruht euch jetzt aus. Wir haben morgen einen anstrengenden Ritt vor uns. Ich will bis zum Abend beim Bischof sein und herausfinden, ob er uns hilft.«

»Ich muss zugeben, ich habe nicht mehr damit gerechnet, dass wir noch zusammenkommen«, sagte Francesco. »Die Kräfte, die sich gegen uns verschworen hatten, schienen übermächtig zu sein, der Hass und all die Intrigen in Lodi. Doch nun wird sich alles zum Guten wenden.«

»Schlaft!«, riet Henri. »Und habt keine Angst. Ich halte Wache. Gute Nacht!«

Die Liebenden legten sich nebeneinander, die Gesichter einander zugewandt. Es schien Henri, der ihre flüsternden Stimmen noch eine Weile vernahm, als schiefen sie endlich ein – mit offenen Augen, um keinen Blick zu versäumen.

Während Henri an einen Baumstamm gelehnt wachte, dachte er darüber nach, was er über Mailand wusste. Er war nie in

dieser Stadt gewesen. Sie musste groß sein, ein Herzogtum, fast ein Staat, der reichste Kontrollposten südlich der Alpenpässe. Nach Süden hin an die Grenzen Genuas stoßend, nach Westen gegen Piémont und nach Osten gegen Venedig, nach Südosten gegen Bologna – allesamt mächtige Stadtstaaten. Henri wusste, dass Mailand eine vorbildliche Verwaltung und ein gut funktionierendes Finanzwesen besaß. Aber über die eigentliche Politik der signoria der Visconti wusste er nichts. Möglicherweise war das aber auch gut so. Denn zurzeit wollte er nur seinen Plan umsetzen, und vielleicht hätte er von vornherein aufgegeben, wenn er mehr gewusst hätte.

Kinder und Naive sind glücklicher, dachte Henri. Und auch Tempelritter, die nicht zu viel nachdenken.

Die Landschaft wurde flach und weit, sie konnten jetzt bis zum Horizont sehen. Die grüne, jetzt vom Schnee befreite Ebene machte Mut, und es war eine Freude, die Pferde laufen zu lassen und sich immer weiter von Lodi zu entfernen. Mailand lag wie eine Verheißung vor Henri und den beiden Verliebten.

Ein bernsteinfarbener Himmel und tief hängende, violett schimmernde Wolken, die jeder Windhauch in neue phantastische Gebilde verwandelte, standen über endlos scheidenden Wiesen. Als die Reisenden die ersten, schilfbewachsenen Sümpfe erreichten, waren überdies immer wieder Wisentherden zu sehen, die reizvolle Farbflecken auf der lichtüberfluteten Ebene bildeten.

Bald tauschte die unberührte Natur den Platz mit bewirtschafteten Feldern. Henri, Anna und Francesco sahen weitläufige Bewässerungsanlagen, Kanäle und künstliche Wehre, aufgeschüttete Deiche und Rieselfelder, auf denen Möwenschwärme saßen. Einige Flüsse, die wild und reißend

dahinströmten, überquerten sie auf kleinen Holzbrücken. Dann wieder zogen ruhige Rinnsale durch ausgedehnte Felder, deren von den Färbern genutzte Früchte auch im Winter blühten. Alles hier war groß und wirkte reich. Und die Bauern, denen sie begegneten, hatten ein heiteres und offenes Wesen. Sie grüßten die Vorbeireitenden überschwänglich.

Unendlich lang scheinende Alleen führten auf Mailand zu. Sie zogen sich schnurgerade dahin, sodass sie in der Ferne mit den Bäumen zu einem Punkt verschmolzen. Durch das Geäst am Wegrand erblickten die Reiter winzige Bauerndörfer.

Kurz vor Mailand wurden sie von einem Trupp Sbirren aufgehalten, erzbischöflichen Gendarmen, die sie nach dem Zweck ihrer Reise fragten. Henri hielt sich bedeckt, er erklärte lediglich, er und seine Begleiter seien geschäftlich unterwegs, und daraufhin musste er bereits an dieser Stelle Wegezoll entrichten. Als die Reisenden endlich weiterziehen konnten, passierten sie Flussläufe, auf denen hohe, kastenförmige Boote, so genannte burchiellos, schwammen. Sie wurden zu beiden Seiten des Ufers von Pferden gezogen, manchmal aber auch von vier Ruderern ins Schlepptau genommen.

Henri, Anna und Francesco beobachteten, wie an einer Schleuse aus gehärteten roten Ziegeln, die rund war wie ein Badebecken, die unterschiedlichen Wasserstände ausgeglichen wurden: Das von Wisenten gezogene Becken drehte sich, das Wasser strömte ein oder floss ab, und die schwimmenden Barken konnten weiterfahren.

Das Erste, was die drei Reisenden am späten Nachmittag von Mailand sahen, war ein rotes, wehrhaftes Gebäude, dessen Mauern schon von weitem leuchteten, in einigem Abstand dazu patrouillierten Bewaffnete. Henri erfuhr von einem Schäfer, dass es sich bei diesem Bau um ein Gefängnis handelte, das die Visconti eigens für ihre Widersacher gebaut hatten.

»Sie scheinen nicht gerade wenige Feinde zu haben«, staunte Francesco. Und dann fügte er ein wenig besorgt hinzu. »Dieses Gefängnis spricht nicht dafür, dass in Mailand Ruhe und Frieden herrschen.«

»Das kann uns egal sein«, sagte Anna verträumt. »Wir haben nur ein Ziel – den Traualtar. Lass uns an nichts anderes denken.«

Kurz darauf ritten die drei Reisenden endlich in Mailand ein. Sie kamen durch das südöstliche Stadttor, die Porta Romana, wie auf einem großen Schild zu lesen war. Hier mussten sie erneut einen Wegezoll entrichten; Henri hatte inzwischen einen Teil seiner Goldstücke in die in Mailand üblicherweise verwendeten Florentiner Münzen umgetauscht. Die Reisenden verließen den Bezirk der Stadtbefestigung, an der überall gebaut wurde, ritten in ein Gewirr aus Gassen und Gässchen ein, passierten San Nazarro, die Kirche der Franziskaner mit ihren frei hängenden Glocken, und kamen schließlich zu einer zweiten, inneren Stadtmauer, der ein Wassergraben vorgelagert war.

Es ist nicht einfach, nach Mailand hineinzukommen, dachte Henri. Hoffentlich gestaltet sich das Hinauskommen nicht noch schwieriger.

Der Palazzo Visconti lag direkt neben der imposanten hoch aufragenden Kathedrale. Das strahlende Weiß des Palastes hob sich gegen das vorherrschende Rot der Stadt ab. Rote Mauern, rot gedeckte Häuser, sogar das Straßenpflaster war rot. Es war, als strömte Blut die Gassen hinab, um sich im blendenden Rot der Kathedrale zu sammeln.

»Nur Venedig ist größer!«, rief ein Stadtbüttel, der auf einem Platz stand, den die Reisenden gerade passierten. »Und niemand hat eine Kathedrale wie wir – mit fünf Schiffen! Wir sind das Salz der Erde! Viva Mailand!«

Die Ankommenden kümmerten sich nicht um das Raunen der Menge, die sich um den Büttel geschart hatte; sie ritten weiter. Henri wollte seine beiden Schützlinge in einer Herberge untergebracht wissen, bevor er daranging, seinen Plan zu verwirklichen.

Sie fanden eine Unterkunft im Osten der Stadt, an der Pusterla Monforte. Auch Henri quartierte sich dort ein. Die Wirtin war eine allein stehende, resolute Frau, die Anna und Francesco sofort unter ihre Fittiche nahm und ihnen sowie Henri eine duftende fette Minestrone auftischte.

Nach dem Essen sagte Francesco: »Gerade fällt mir ein, dass ich Verwandte in Mailand habe. Einen Vetter zweiten Grades. Er heißt Petronio. Ich weiß aber nicht, wo er wohnt.«

»Ein della Rocca?«, fragte Henri. »Wenn es ein Einwohnerverzeichnis gibt, könnten wir seinen Aufenthaltsort herausfinden. Unter Umständen könnte uns das später auch von Nutzen sein. Im Moment kommen wir allerdings noch allein zurecht. Ich werde sogleich den Bischof aufsuchen.«

»Können wir uns in der Stadt umsehen?«, fragte Anna. »Alles ist so aufregend!«

»Tut es«, entgegnete Henri, »aber seid vorsichtig! Und lasst euch nicht zu Dingen verleiten, die ihr später bereuen könntet.«

»Ich werde besser keinen Degen tragen«, meinte Francesco.

»Nein, keine Waffen, so weicht man Ärger von vornherein am besten aus.«

Henri, Anna und Francesco trennten sich. Am Nachmittag wollten sie an der Kathedrale wieder zusammentreffen, um gemeinsam für die göttliche Unterstützung ihrer Pläne zu beten. Henri ließ sein Pferd im Stall der Herberge und machte sich zu Fuß auf den Weg durch die Stadt. Die nächste Kirche auf seinem Weg ins Zentrum war San Paolo. Henri ging hinein

und fragte einen der Kirchendiener nach dem Priester. Der junge Mann wies ihm den Weg.

Pater Tomasia war ein kleiner, energischer Mann, der seine Glatze unter einer Perücke versteckte, die an den Haarkranz eines Mönches erinnerte. Nachdem Henri sich vorgestellt hatte, sprach der Pater einen Segen über ihn. Er schien eine hohe Meinung von den Tempelrittern zu haben, ja von allen Ordensbrüdern überhaupt.

Henri kam direkt zur Sache und fragte den Mann, ob er ein junges, unschuldiges Liebespaar trauen könne.

Der Priester blickte ihn entgeistert an. »So wisst Ihr also noch nicht, was verfügt wurde?«

»Was meint Ihr, Pater?«

»Niemand darf in Mailand heiraten. Der junge Visconti Azzone hat es verboten. Weil er selbst seine Angebetete Donna Maria aus Spanien nicht ehelichen darf, will er es auch anderen nicht gestatten, die seligen Gefilde der Ehe zu betreten –, wenn ich so sagen darf.«

»Azzone Visconti? Hat er denn so viel Macht? Er kann doch höchstens achtzehn Jahre alt sein!«

»Er ist sechzehn! Und er nimmt sich die Macht, die er braucht, indem er gegen seine eigene Familie rebelliert. Das fällt ihm zurzeit nicht schwer, denn kaum jemand kann seinem Charme, seiner Eleganz und seinem Verstand widerstehen. Bei den Mailändern ist Azzone außerordentlich beliebt, weil er regelmäßig große Feste feiert, zu denen auch die Bürger kommen dürfen.«

»Und seine Familie lässt ihn gewähren?«

»Nicht die gesamte. Seine Onkel – Marco, Stefano, Luchino und Giovanni – befehlen ihn. Auf einen von ihnen wurde vor kurzem ein Mordanschlag verübt. Man munkelt – nun, Ihr könnt Euch vielleicht denken, was man munkelt. Bewiesen werden konnte allerdings nichts. Und Marco hat das Attentat ja

auch überlebt. Er sagt nichts zu dem Vorfall. Seitdem halten sich alle sehr zurück, und Azzone gibt den Ton an.«

»Wie lange gilt das Heiratsverbot?«

»So lange, bis Azzone vom Familienoberhaupt, Erzbischof Giovanni, die Erlaubnis bekommt, Donna Maria zu heiraten. Und seine Zustimmung hängt nicht zuletzt davon ab, ob die Familie der Braut für die Verbindung ist.«

Henri war niedergeschlagen. Mit einer solchen Verwicklung hatte er nicht gerechnet.

»Das junge Paar, von dem ich Euch erzählte, kommt aus Lodi. Vielleicht können wir angesichts dessen eine Sondergenehmigung erwirken. Wir verstoßen damit ja nicht gegen die Anordnungen des Herrschers in Mailand. Nach der Trauung reiten wir zurück.«

»Aus Lodi«, sagte der Priester nachdenklich. »Mailand hat Lodi immer wie einen armen Verwandten behandelt. Man hat Mitleid mit der kleinen Stadt. Vielleicht nützt es, wenn Ihr an dieses Gefühl appelliert. Mailand hat Lodi wiederholt zerstört und wieder aufgebaut. Sagt, Ihr kommt aus Lodi und bittet um Hilfe.«

»Mitleid ist allerdings nicht das, was ich begehre!«

»Dennoch, bittet um eine Audienz! Stellt einen Antrag! Morgen ist Sonntag, dann finden die Audienzen statt. Vielleicht lässt man Euch auch in Privataudienz vor, immerhin seid Ihr ein Tempelritter!«

»Nun gut, ich will es versuchen«, sagte Henri. »Es muss in diesem Land doch möglich sein, zwei junge Menschen zu trauen, die sich aufrichtig lieben!«

»Wenn der Segen des Herrn auf ihnen liegt, wird dem gewiss nichts im Weg stehen.«

»Glaubt Ihr, dass es sinnvoll sein könnte, den *podestà* aufzusuchen?«

»Olrado da Tresseno? Nun, er ist ein mächtiger Mann. Aber an ihn kommt man zurzeit nicht heran, ganz gleich, mit welchem Anliegen. Er baut sich gerade einen prächtigen Palast, gleich gegenüber dem Palazzo der Visconti. Das gefällt den Visconti zwar gar nicht, aber gegen den *podestà* und seinen Palazzo della Ragione können sie sich nicht durchsetzen. Ihr seht also, wie mächtig der *podestà* ist. Der Bau seines Palazzo nimmt ihn momentan allerdings so sehr in Beschlag, dass er sich mit nichts anderem beschäftigen mag. Der Weg zu ihm würde vergebens sein.«

Henri dankte Pater Tomasia für seine Auskünfte und machte sich zum Palazzo Visconti auf. Auf dem Weg dorthin sah er die Baustelle des Palazzo von Olrado da Tresseno. Außergewöhnlich prächtige Triforienfenster wurden gerade ins Obergeschoss eingesetzt. Schon von weitem fiel Henri auch die Menschenmenge auf dem großen Platz ins Auge. Auf dem Balkon des Herrscherhauses zeigte sich eine Reihe von Menschen in prächtigen Gewändern. Als Henri näher trat, sah er die Farben der mächtigen Familie, rot und schwarz. Die Menschen auf dem Balkon winkten, die Menge auf dem Platz jubelte. Henri fühlte sich an Lodi erinnert, an die Zeiten, in denen sich Fürst Orlando auf dem Balkon des Stadthauses zeigte. Henri hoffte allerdings, dass die Herrscher von Mailand mehr Größe und Format besäßen als der Stadtfürst von Lodi.

Am Eingang zum Palazzo stellten sich Henri zwei Gardisten in den Weg, die ihn nach seinem Begehren fragten. Henri erklärte ihnen, wer er war und was er wollte, und sie traten respektvoll vor ihm zurück und ließen ihn eintreten.

Im ersten Stock des Palastes wurde Henri von einem Sekretär begrüßt. Der noch recht junge uniformierte Mann empfing ihn am Absatz der teppichbelegten Stufen, die Henri von der Eingangshalle aus emporgeschritten war. Als Henri ihn um eine Privataudienz bat, schüttelte dieser jedoch bedauernd den

Kopf. Privataudienzen seien zurzeit leider nicht möglich. Henri solle sich am nächsten Tag in die Schlange der sonntäglichen Bittsteller einreihen.

Henri hätte versuchen können, auf seinem Ansinnen zu beharren. Aber er wollte kein Aufsehen erregen. Daher nickte er nur knapp und wandte sich zum Gehen.

Auf dem Platz vor dem Palazzo zerstreute sich die Menge allmählich. Auf dem Balkon des Hauses der großen, unnahbaren Herrscherfamilie war niemand mehr zu sehen.

Francesco und Anna schlenderten Hand in Hand durch die Stadt. Sie steuerten kein bestimmtes Ziel an, sondern ließen sich einfach treiben. Dabei besichtigten sie zahlreiche Kirchen und Kapellen, und mit jedem Gotteshaus, das sie betraten, wuchs ihre Zuversicht, hier in Mailand das heilige Sakrament der Ehe empfangen zu können.

Vor allem die kleinen Kapellen hatten es Anna angetan. An San Babila bestaunte sie mit kindlichem Vergnügen die gedrungene, von leuchtenden Fresken bedeckte Stufenhalle. An San Simpliciano erläuterte sie dem unwissenden Francesco die frühchristliche Gründung des heiligen Ambrosius. Francesco bewunderte Annas Wissen und lauschte nicht nur gerne ihren Kenntnissen, sondern auch dem lieblichen Klang ihrer Stimme.

»Wenn wir Mann und Frau sind«, sagte Francesco, »dann baue ich dir eine eigene Kirche und widme sie dem Wunder unserer Liebe. Und du darfst sie ausmalen und beschreibst sie mir jeden Tag aufs Neue.«

Der mächtigste Bau war der Bischofspalast. Francesco schlug Anna übermütig vor, einfach hinüberzugehen und den Erzbischof um die Trauung zu bitten. Doch Anna legte ihrem

Liebsten einen mahnenden Finger auf die Lippen. Um diese Angelegenheit sollte sich Henri de Roslin kümmern.

Zwar schien es in Mailand keine Pilger zu geben, doch sah man dennoch viele Mönche, vor allem Benediktiner in ihren dunkelblauen Kutten. Bei San Maurizio kreuzten auch mehrere Benediktinerinnen ihren Weg. Auch die Hospitaliter besaßen eine eigene Kirche und ein mächtiges Kloster in der Stadt. Anna und Francesco fragten sich, ob Henri de Roslin bei seinem Rundgang auch den Tempel aufsuchen würde, der sich im Nordosten Mailands befand, dort, wo die Ponte Vetero den Lambro überspannte. Die Komturei schien mächtig zu sein. Heiraten konnte man dort allerdings nicht, denn die Priester des Tempels – das hatten die Liebenden bereits von Henri erfahren – durften keine Ehen schließen. Ebenso wenig waren sie befugt, die Absolution zu erteilen.

Francesco versuchte sich zu erinnern, wo sein Vetter zweiten Grades wohnte. Sein Vater hatte es ihm einmal erzählt, aber er hatte den Straßennamen vergessen. Vielleicht war es am Castello Visconteo, welches sie gerade passierten? Hier standen die prächtigen Villen einiger bedeutender Familien.

Aber Francesco suchte nicht ernsthaft nach dem Vetter. Er hatte alles, was er brauchte. Francesco fasste Annas Hand und fühlte sich nur glücklich im Angesicht all dieser städtischen Wunder.

Henri ließ sich Zeit. Er durchstreifte die große betriebsame Stadt, und dabei begriff er allmählich, wie Mailand strukturiert war. Es war eine Stadt, in der man Geld verdiente. Sie war in mehrere große Viertel aufgeteilt. Es gab eines für die Barchentstoffe, eines für die Wollindustrie und eines für die Waffenherstellung, außerdem eines für die Kaufleute, die mächtige Unternehmer zu sein schienen. Im inneren Viertel

um die Kathedrale herum hatten sich wiederum die Bankiers und Geldverleiher niedergelassen, in prächtigen Anwesen, die wie kleine Kopien des Palazzo Visconti wirkten.

Als Henri sich zur verabredeten Zeit dem Domplatz näherte, stoben an der westwärts gelegenen Piazza Mercanti Schwärme von Tauben auf, die für eine kurze Zeit den Himmel verdunkelten. An dem rechteckigen Platz hatten die Zünfte und Händlervereinigungen ihren Platz. Von hier aus führten sechs Tore in die verschiedenen Stadtviertel.

Auf dem weiteren Weg zum Dom sah Henri zahlreiche Baugeräte und Hütten, Baumeister und Steinmetze beugten sich über Pläne, Arbeiter in Schürzen gingen herum, einige schleppten Steine. Anna und Francesco warteten schon. Gemeinsam mit ihnen betrat Henri die Santa Maria Nascente, die alte Kirche der Karolinger. Ein unübersichtliches Marmorgebirge tat sich vor ihren Blicken auf, eine phantastische Landschaft, die immer noch wuchs, und Henri fragte sich, ob geistige Sammlung und innere Andacht in dieser riesigen Halle, die gerade auf fünf Schiffe erweitert wurde, überhaupt möglich waren. Er selbst war am liebsten mit Gott allein.

Aber als er mit Anna und Francesco inmitten der betenden Menschenmenge zum Chorraum schritt, spürte er ebenso wie seine jungen Begleiter eine ungeahnte Faszination. An Skulpturen und Glasgemälden vorbei, durch ein Meer brennender Kerzen und unter einem Weihrauchkessel hindurch, der hoch oben über der ganzen Länge des Mittelgangs hin- und herschwenkte, zog es die drei Reisenden voran. Am Chor angekommen, fielen sie schließlich auf die Knie und beteten. Inmitten des Gemurmels der anderen Gläubigen fühlten sie sich plötzlich gut aufgehoben. Das laute Getöse der Bauarbeiten, die überall im Gange waren, störte sie bei ihren Gebeten nicht.

Nachdem sie ihre Andacht beendet hatten, erklärte Henri seinen Schützlingen, was er auf seinem Rundgang durch Mailand erfahren hatte. Francesco und Anna nickten bedrückt. So würden sie also bis zum nächsten Tag warten müssen, nur, um möglicherweise zu erfahren, dass sie vergebens nach Mailand geritten waren und weiterziehen mussten. Henri war mittlerweile allerdings bereit, dem Rat Pater Tomasias zu folgen und den Herrscher zu bitten, Mitleid walten zu lassen für die armen Verwandten aus Lodi.

Am nächsten Morgen schloss sich Henri der Menge an, die zum Palazzo Visconti strömte. Menschen jeden Alters, allein, in Paaren oder Gruppen, füllten den Platz vor dem Anwesen. Einige der reichen Bürger näherten sich sogar in Sänften, die von kräftigen Jungen in weißen Gewändern getragen wurden.

Mehrere Bewaffnete bestimmten, wer in den Palazzo eingelassen wurde und wer nicht. Henri hatte das Glück, zu den Eingelassenen zu zählen, und so stand er bald im Audienzsaal.

Er hatte durchaus einen prachtvollen Raum erwartet, aber was er schließlich erblickte, übertraf all seine Vorstellungen. Der Boden war von rotem und weißem Marmor bedeckt, in die Wände waren filigrane Schlitze eingelassen, durch die so viel Tageslicht einfiel, dass der Raum unter freiem Himmel zu stehen schien. Und an den Wänden befanden sich schlanke Säulen mit kunstvollen Kapitellen, die keine andere Funktion besaßen, als der Dekoration zu dienen.

Der Saal war zur Hälfte gefüllt. Die Bittsteller standen in einiger Entfernung zu den Stufen, auf dem sich ein Thronessel befand. Dort würde einer der Visconti Platz nehmen. Henri wusste ebenso wenig wie die anderen Anwesenden, welcher es an diesem Tag sein würde. Die Reichsten der Stadt betraten

den Saal durch gesonderte Eingänge, die seitlich von den Thronstufen lagen.

Zahlreiche bewaffnete Wachen, die in ihren bunten Uniformen einen recht malerischen Eindruck erweckten, brachten Ordnung in den Besucherstrom. Einige Schreiber gingen durch die Reihen, um die Namen derer zu notieren, die eine Bitte vorzubringen hatten.

Ein junger Mann betrat die Thronstufen. Er war blond und von angenehmem Aussehen, nicht allzu groß, doch körperlich insgesamt wohlproportioniert. Er hatte ein freundliches Gesicht, wirkte jedoch gelangweilt und abwesend, als er sich neben dem Thronessel auf einem Hocker niederließ. Henri fragte einen der anderen Anwesenden, wer dieser Jüngling sei.

»Das ist Azzone, der Sohn des Herrschers«, erwiderte der Gefragte. »Er wird uns künftig regieren.«

»Er hat das Heiraten verboten, wie ich hörte.«

»Ja, aber das nimmt ihm keiner übel. Dafür macht er schon jetzt Geld locker für eine neue Stadtmauer, für den Weiterbau des Doms, für neue Straßen, damit der Dreck abfließt, für Kanäle und Brücken. Habt Ihr noch nicht bemerkt, dass es in Mailand nicht stinkt?«

»Natürlich habe ich das«, sagte Henri. »Und das habt Ihr Azzone zu verdanken?«

»Ja, er hat ein Netz von unterirdischen Abwasserkanälen bauen lassen«, erklärte der Mailänder stolz. »Azzone ist trotz seiner Jugend ein bedeutender Visconti!«

»Ich brauche eine Privataudienz bei ihm«, sagte Henri vertraulich.

»So?« Der Angesprochene blickte Henri neugierig an. »Dann solltet Ihr zum podestâ gehen. Nur er kann Euch eine solche Audienz vermitteln.«

»Der podestâ kann mir eine Audienz mit Azzone vermitteln?«

»Das kann er. Er wird es allerdings nur tun, wenn Ihr ihn dafür reichlich entlohnt. Er baut sich gerade einen Palast, und da braucht er eine Menge Gold und Florentiner! Wenn Ihr davon ausreichend besitzt, könnt Ihr zu ihm gehen. Gegen Geld wird er Euch alles besorgen.«

Gerade, als der Mailänder zu Ende gesprochen hatte, schritt Erzbischof Giovanni I. auf das Podest mit dem Thronsessel zu. Er war ein würdiger, breitschultriger Mann im karmesinroten Gewand mit einem milden Gesichtsausdruck. Ihm folgte ein jüngerer Mann in kurzem Abstand.

»Das ist Ottone«, sagte Henris Gesprächspartner im Flüsterton.

Die hohen Herren nahmen auf dem Thronpodest Platz. Sofort kehrte absolute Ruhe im Saal ein, dann trugen die Bittsteller ihre Anliegen vor. Einige Anliegen wurden von einem der Saalwächter laut wiederholt, damit alle Anwesenden sie verstehen konnten. In diesen Fällen war der Bittsteller ein hoch gestellter Bürger gewesen.

Beim ersten Anliegen dieser Art ging es um eine Quelle am Stadtrand. Ein Gerber hatte sie benutzt und verunreinigt und der Besitzer verlangte nun, eine Geldstrafe gegen den Täter verhängen zu dürfen.

»Wozu brauchst du das Quellwasser?«, fragte der Erzbischof den Bittsteller.

»Ich habe keine besondere Verwendung dafür«, entgegnete dieser. »Es ist einfach nur da – klares Wasser, wie der Herrgott es schuf.«

»Aber warum sollte das Wasser ungenutzt bleiben?«, fragte Giovanni. »Das ist Verschwendung. Der Gerber soll es also benutzen dürfen. Er hätte natürlich um Erlaubnis bitten sollen, bevor er es zum ersten Mal tat. Da er das nicht getan hat, soll er dem Besitzer der Quelle zehn seiner besten gegerbten Häute

schenken. Davon wiederum erhält unser Herrscherhaus die Hälfte. Der nächste Fall.«

Einige in der Menge applaudierten. Sie schienen die Audienz für ein Schaustück zu halten.

Nach einigen anderen Bittstellern, die ihrem Gesuch durch Geschenke wie Nerzfelle oder Kristallspiegel mit Goldrahmen Nachdruck verleihen wollten, wurde Henri aufgerufen. Er trat vor. Vor dem Erzbischof senkte er leicht den Kopf. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, dass der blonde Azzone den Kopf hob und ihn ansah.

»Ein Tempelritter!«, bemerkte der Erzbischof. »Was für ein Anliegen kann ein stolzer Templer in Mailand vorbringen?«

»Ich komme aus Lodi. Ich habe ein junges Liebespaar hierher geführt, das gerne heiraten möchte, um der Gewalt ihrer verfeindeten Familien zu entgehen.«

Der Erzbischof nickte verständnisvoll. Azzone hingegen blickte mürrisch drein.

»In Mailand wird nicht geheiratet«, sagte er, nachdem ihm das Wort erteilt worden war. »Reist nach Parma oder sonst wohin. Der nächste Fall.«

»Einen Augenblick, mein Sohn«, sagte Giovanni lächelnd. »Ich möchte unseren Bittsteller noch etwas fragen. Warum machst du dir die Angelegenheit zweier Liebender zu Eigen, Templer? Sind deine Aufgaben nicht von ganz anderer Art?«

»Normalerweise sind sie das, Euer Exzellenz«, gab Henri zur Antwort. »Aber mitunter erfordern auch geringere Geschicke unseren Einsatz. Und ist es nicht ebenso gottgefällig, zwei Menschen zu ihrem Glück zu verhelfen, wie positive Beziehungen zwischen zwei Dynastien oder Ländern zu stiften?«

»Das ist es zweifellos.«

»Dann darf ich auf Euer Mitgefühl hoffen, Euer Exzellenz?«

»Auf mein Mitgefühl schon. Aber nicht auf meine Zustimmung. Ich habe meinem Sohn versprochen, dass kein Geringerer als er heiraten darf, solange es ihm selbst verwehrt ist.«

Henri sah ein, dass er nichts erreichen konnte. Er warf noch einen kurzen Blick auf Azzone, der ihn finster und abweisend ansah, und zog sich dann zurück. Als er den Palazzo gerade verlassen wollte, hielten ihn zwei Leibgardisten der Visconti zurück.

»Herzog Azzone will dich sehen, Tempelritter!«, knurrte ihn einer der beiden an.

»Und was, wenn ich ihn nicht sehen will, du Ochse?«, knurrte Henri zurück.

»Das wissen wir nicht«, erklärte der zweite Leibgardist ruhig.  
»Aber es ist wohl besser, du kommst mit!«

Henri fügte sich, machte kehrt und ging, flankiert von den beiden Gardeoffizieren, in den Palast zurück. Der Weg führte über zahlreiche Treppen und durch allerlei Gänge in einen der hinteren Trakte des Palastes, der noch prächtiger war als der vordere. Hier, zu den Gärten hinaus, befanden sich die Privaträume der Herrscherfamilie. Henri musste dort kurz vor einer Tür warten, bis er hereingebeten wurde. Dann trat er Azzone Visconti gegenüber. Der junge Herzog stand an einem der hohen Fenster. Er wandte dem Eintretenden den Rücken zu, drehte sich aber sofort um, als er bemerkte, dass Henri hereingekommen war.

»Was sind das für Leute, die Ihr unbedingt verheiratet sehen wollt?«, fragte er. In seinem hübschen, weichen Gesicht war ehrliches Interesse zu erkennen.

Henri schilderte dem Herzog die Lage seiner beiden Schützlinge, ohne sonderliches Mitleid erregen zu wollen. »Ich erwarte durchaus, dass ihrer Heirat in Mailand keine Steine in den Weg gelegt werden!«, sagte er abschließend.

Azzone lachte kurz und lustlos. »In etwa zwei Jahren werde ich Herrscher in Mailand sein. Giovanni wird Erzbischof bleiben, aber ich werde dann das Sagen haben. Leute aus Lodi sollten mir bis dahin nicht in die Quere kommen, sonst lege ich ihre kleine Stadt in Schutt und Asche, wie es bereits einige meiner Vorgänger getan haben. 1158 etwa zündeten sie die Stadt an allen Ecken an, zurück blieb nur ein Trümmerfeld, das lange Zeit unbesiedelt blieb – wusstet Ihr das?«

»Nein.«

»Wir sind die Herrscher der Lombardei. Und es steht nicht zu erwarten, dass wir unsere Macht einbüßen. Im Gegenteil! Ich werde mir einen Palast errichten, wie ihn sich heute in Mailand niemand vorstellen kann. Es wird ein Hof sein, an dem auch Künstler ihren Platz haben; vor allem aber wird der Palast von unermesslichen Schätzen angefüllt sein, es wird zahlreiche Fresken an allen Wänden geben, und ein neuer Geist wird sie beleben. Ich werde neue Münzen in Umlauf bringen, die auf meinen Namen lauten – sie werden nicht mehr auf den Namen des Kaisers geprägt werden. Ich werde exotische Gärten anlegen lassen, mit seltenen Pflanzen und Vögeln darin. Aber das alles, edler Tempelritter, wird nur geschehen, wenn ich Donna Maria heirate, versteht Ihr? An dem Tag meiner Hochzeit seid Ihr mir herzlich willkommen. Dann dürft Ihr auch gerne Eure kleinen Schützlinge aus Lodi mitbringen, um sie hier bei uns die Ehe schließen zu lassen. Aber erst dann! Nicht vorher!«

»War das alles, was Ihr mir sagen wolltet, Herzog?«

»Das war alles, Templer!« Azzone verzog verächtlich seine schön geschwungenen Lippen.

»Nun denn, ich werde eine andere Möglichkeit finden«, erklärte Henri nüchtern. »Es gibt viele Kirchen und Priester in Mailand. Ihr könnt sie nicht alle kontrollieren. Jeder Priester

darf den Ehebund besiegeln, und jeder, der ein Herz hat, wird Anna und Francesco trauen.«

»Einen solchen Ungehorsam werdet Ihr nicht wagen!«, sagte Azzone ruhig, aber drohend. In sein beherrschtes Gesicht trat ein leichtes Zucken. »Ihr wärt nicht der erste Templer, der spurlos verschwindet. In Mailand sind die Nächte dunkel, besonders jetzt im Winter. Das musste auch mein Onkel, der Kondottiere Marco, erfahren. Niemand wusste, wohin er verschwand. Doch als er wieder auftauchte, war sein Körper von einigen unschönen Narben gezeichnet, und seitdem ist er ein Vorbild an Folgsamkeit.«

Henri ging auf die Drohung des Herzogs nicht ein. »Lebt wohl!«, sagte er, bevor er Azzones Gemach verließ. Draußen atmete er einmal durch. Wenn sich Herrscher schon in jungen Jahren wie Tyrannen benehmen, dachte er, dann gnade Gott ihren zukünftigen Untertanen.

Henri de Roslin hatte nach seinem Gespräch mit Azzone unentwegt das Gefühl, beobachtet zu werden. Ständig spürte er Blicke in seinem Rücken. Aber wenn er sich umwandte, um seinen Verdacht zu überprüfen, konnte er niemanden ausmachen, der ihn verfolgte.

Henri hatte sich entschlossen, die Mailänder Komturei aufzusuchen. Der Komtur selbst weilte anlässlich eines Konzils in Rom, doch der Erste Leutnant, ein Tempelritter wie Henri, wollte diesen gern mit einigen Priestern bekannt machen, die trotz des Verbots möglicherweise bereit sein könnten, Anna und Francesco zu trauen.

»Ein derartiger Ungehorsam könnte die Priester allerdings in ziemliche Gefahr bringen«, sagte Henri. »Dem jungen Azzone traue ich alles zu.«

Sicard Alberti, der Erste Leutnant der Mailänder Komturei, der auch in Mailand geboren war, nickte. »Die Visconti stehen in dem unschönen Ruf, selbst vor Meuchelmorden nicht zurückzuschrecken. An Priestern haben sie sich bislang allerdings noch nie vergriffen.«

»Nun denn«, sagte Henri, »dann mache mich mit den mutigen Geistlichen bekannt, von denen du vorhin sprachst.«

Kurz darauf standen die beiden Tempelritter in der Basilika von San Ambrogio. Hier waren die Mailänder Erzbischöfe in ihr Amt eingeführt worden und mehrere deutsche Kaiser zu Königen von Italien gekrönt worden. Der zuständige Priester bekreuzigte sich, als Henri sein Anliegen vorbrachte. Dann schüttelte er den Kopf und ließ die beiden Templar wortlos in dem prächtigen, dreischiffigen Innenraum seines Gotteshauses stehen. Henri trat unter das Kruzifix und blickte Hilfe suchend zu Jesus auf, bevor er die Kirche zusammen mit Sicard Alberti wieder verließ.

Als Nächstes versuchten es die beiden Männer in der kleinen Kapelle von San Satiro, die neben der mächtigen Marienkirche stand. Henri hoffte, in einer unbedeutenden, kleinen Kirche wie dieser eher einen mutigen Priester zu finden, der ihnen half. Aber der Sakristan der herrlich ausgemalten Kreuzkuppelkirche verhielt sich ähnlich wie der Priester von San Ambrogio. Auch er lehnte die Durchführung einer Trauungszeremonie erschrocken ab. Er lief allerdings nicht sogleich davon, sondern erzählte den Templern als Rechtfertigung für seine mangelnde Unterstützung, wie die Stadtbüttel vor einigen Tagen in einer Villa gewütet hatten, in der ein erklärter Gegner der Visconti untergetaucht war.

»Aber sie vergehen sich nicht an Geistlichen!«, sagte Sicard Alberti.

»Bisher nicht. Aber wie lange können wir uns darauf noch verlassen?«

Die beiden Templer gingen weiter zu San Eustorgio, jener Kirche, die eine Zeit lang die Gebeine der Heiligen Drei Könige beherbergt hatte, bevor sie vom Kölner Erzbischof Reinald von Dassel 1164 nach Köln gebracht worden waren. Als Henri von dem dortigen Priester erfuhr, dass es in der Kirche eine von Matteo Visconti gestiftete Cappella Visconti gab, verzichtete er von vornherein darauf, sein Anliegen vorzubringen.

Rasch machte er sich mit Sicard Alberti auf zur nächsten Station, der Chiaravalle Milanese, deren markanter Vierungsturm weit über die geduckten Häuser des Viertels ragte. Als der inzwischen fast mutlose Henri dem dortigen Priester sein Anliegen vorgetragen hatte, war er mehr als überrascht zu hören, dass dieser antwortete:

»Natürlich. Ich helfe Euch gerne. Kommt morgen früh wieder hierher. Ich traue Eure beiden Schützlinge ohne weiteres – wenn sie wirklich im Stand der Unschuld leben.«

»Ich bin Euch zutiefst dankbar, Hochwürden!«, sagte Henri überwältigt. »Ich hatte kaum noch damit gerechnet, einen unabhängigen, mutigen Priester zu finden.«

»Mein Sohn«, sagte Priester Paolo Celentano. »Diese Kirche wurde von Bernhard von Clairveaux gegründet, um die Kultivierung des Sumpflands der Bassa in Angriff nehmen zu können. Wusstest du das?«

»Dann ist dies hier ein Franziskanerbau?«

»In der Tat. Wir wurden in der Vergangenheit oft ausgeplündert, und unsere Kirchen wurden niedergebrannt. Aber wir haben unsere Gotteshäuser immer wieder aufgebaut. Ich habe keine Angst vor den sterblichen Visconti. Unser aller Leben geht weit über die Bedeutung zufälliger Herrscher hinaus. Ich würde Gottes Gebote missachten, wenn ich zwei heiratswilligen jungen Menschen den Segen verweigerte.«

»So kommen wir morgen in der Frühe wieder hierher.«

»Ich werde euch erwarten.«

Henri bedankte sich bei dem Priester ebenso wie bei Sicard. Dann beeilte er sich, zu Anna und Francesco zurückzukehren, um ihnen die erfreuliche Nachricht zu überbringen.

Als er in der Herberge eintraf, fand er die Wirtin völlig aufgelöst im Gasträum vor. Die Zimmer ihrer beiden jungen Gäste waren durchwühlt worden. Und Anna und Francesco waren seit dem Morgen, als Henri zur Audienz gegangen war, verschwunden. Von ihnen fehlte jede Spur.

Das Geläut der Glocken von Chiaravalle mischte sich hörbar in den Klang der schwingenden Einzelglocke des neu gebauten Doms San Giovanni Battista, dessen Grundriss ein griechisches Kreuz bildete. Im Innenraum herrschte ein diffuses Dunkel, das nur sachte flackernde Opferlichter rund um den Altar ein wenig erhellten. Vor der Fassade der Kirche mit ihrer grünen und weißen Marmorbänderung war es allerdings heller. Fast taghell. Denn hier brannten Feuer. Es waren Scheiterhaufen, auf denen allerdings niemand verbrannt wurde.

Durch die mit säulentragenden Löwen dekorierte Vorhalle der Kirche rannte ein junger Sakristan. In seinen Händen hielt er die Fackeln, mit denen er die Scheiterhaufen entzündet hatte. Jene mittlerweile lichterloh brennenden Gebilde, die das Volk von Mailand mahnen sollten. Denn wieder einmal hatte sich ein Verbrechen ereignet. Die Stadtbüttel hatten zwei Menschen entführt, die zu Gast in der Stadt waren.

Der Sakristan löschte die Fackeln in einem Eimer mit Wasser. Anschließend tauchte er auch seine Hände in das kühle Nass. Er wirkte sofort erleichtert, denn er hatte sich ein paar Finger an brennenden Kienspänen versengt. Atemlos

sagte er zum Priester von Chiaravalle, der im Hintergrund der Sakristei wartete:

»Unser Mut wird immer bestraft. Aber ich verehere Euch für Eure Standhaftigkeit, Vater, denn wir müssen Zeichen setzen.«

»Das allein bringt die beiden Entführten allerdings nicht zurück«, erwiderte der Priester. »Unsere Scheiterhaufen werden den Mächtigen jedoch signalisieren, dass ihre Untertanen nicht schlafen. Und wenn sie die beiden Entführten bislang noch am Leben gelassen haben, werden sie es vielleicht nicht wagen, ihnen etwas anzutun, wenn sie erkennen, dass wir gegen sie sind.«

»Das werden sie gewiss nicht wagen! Immerhin haben ja auch zwanzig bewaffnete Tempelritter die Komturei verlassen. Das sollte genügen, um den Visconti den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Man sagt, sie haben sogar den Statthalter von Lodi herbeordert, um gemeinsam zu beraten.«

»Aber ob uns das weiterbringt?«, zweifelte der Priester. »Nein, ich kann nicht untätig hier herumsitzen. Ich werde zum Palast gehen und die beiden Unglücklichen auslösen. Koste es, was es wolle.«

»Aber nein! Überlasst das lieber Henri de Roslin, Vater«, flehte der Sakristan. »Er scheint ein fähiger Mann zu sein!«

»Das ist er gewiss. Doch er wird Mailand bald wieder verlassen. Wir aber bleiben, mein Sohn. Es ist an uns, Widerstand zu leisten. Deine Scheiterhaufen lodern gerade hoch genug. Ab jetzt werden wir an jedem Sonntagabend solche Feuer entzünden. Bis die Regierung ihre Gewalttaten einstellt.«

Die beiden Geistlichen traten vor das Gotteshaus. Sie schlugen die doppelten Kreuze des orthodoxen Glaubens, wie es ihre Kirche verlangte. Und dann noch das einzelne Kreuz für den römischen Glauben. Draußen hatte sich inzwischen eine große Menschenmenge versammelt. Manche der

Umstehenden hatten Waffen mitgebracht. Einige reckten ihre Fäuste in den Nachthimmel, und die Feuer ließen Funken sprühen.

Der Sakristan von San Giovanni Battista wandte sich der Menge zu. Er dankte allen, die gekommen waren, für ihr Erscheinen. Dann erklärte er, dass es endlich an der Zeit sei, die Ideale der Stadtrepublik zu verteidigen. Denn, so fragte er, hatte man die Herrschaft des Königs und danach die des Adels etwa abgestreift, um nun das grausame Regime reicher Bürger erdulden zu müssen? Eine Regierung, die Menschen entführte?

»Woher weißt du überhaupt, dass jemand entführt worden ist? Und wer ist es?«

»Die Wirtin der Herberge an der Pusteria Monforte, bei der Leute aus Lodi abgestiegen sind, hat es mir gesagt. Bei ihr hatten die Vermissten Quartier bezogen. Der Templer Henri de Roslin ist dann der Sache nachgegangen. Man hat das entführte junge Paar zuletzt vor dem Palast der Visconti gesehen – von bewaffneten Soldaten flankiert!«

»Und was haben sie getan?«

»Nichts! Das ist es ja. Sie wollten lediglich heiraten. Nur hat, wie ihr alle wisst, unser junger Herzog zurzeit etwas dagegen, dass irgendjemand hier in Mailand heiratet.«

»Warum will auch alle Welt plötzlich heiraten?«, fragte ein Trogmacher. »Ich wollte, ich könnte meine Ehe rückgängig machen! Aber das geht ja auch nicht!«

»Mache das mit deinem Weib aus, Trogmacher!«, entgegnete der Sakristan. »Hier geht es um etwas anderes. Die beiden jungen Menschen aus Lodi kamen nach Mailand, weil sich ihre Familien zu Hause befanden und sie dort nicht heiraten können. Sie hofften, bei uns Hilfe zu finden.«

»Das ist schlimm!«, rief eine Frau. »Dann müssen wir ihnen wirklich helfen.«

»Ziehen wir doch zu den anderen Kirchen! Überall sollen Feuer entzündet werden, und sie sollen brennen, bis die jungen Leute wieder frei sind!«

»Genau das wollte ich vorschlagen«, sagte der Sakristan. »Und wenn der Priester von Chiaravalle zu den Visconti geht, kann er den hohen Herren von unserem Tun berichten. Vielleicht beeindruckt es sie, wenn sie sehen, dass ihr Volk aufbegehrt.«

»Wir haben schon oft rebelliert! Wir sind das Volk von Mailand! Wir sind die wahre *signoria!*«

»Also los! Worauf warten wir! Gehen wir reihum zu allen Kirchen! Endlich einmal Scheiterhaufen, die einem guten Zweck dienen!«

Henri de Roslin stand vor dem Palazzo Visconti. Die Wirtin hatte ihm alles erzählt, was sie wusste. Es gab keinen Zweifel daran, dass man die Zimmer von Anna und Francesco ebenso wie sein eigenes durchsucht hatte und dass die beiden jungen Leute entführt worden waren. Henri hatte sich gerüstet. Er trug seine Kampfkleidung, bestehend aus Pumphosen, Beinschienen, weißem Rock, roter Schärpe und dem weißen Umhang mit dem roten Tatzenkreuz. Dazu trug Henri sein Schwert an seiner Seite, und auf seinem Kopf mit dem halb langen, schwarzen Haar saß der aus einem Stück geschmiedete Helm.

Henri überlegte kurz, ob es besser gewesen wäre, die Tempelbrüder zu alarmieren. Sicher hätten sie einen guten Geleitschutz geboten. Aber Henri war es gewohnt, allein zu kämpfen. Sein Geschick war der beste Schutz und sein Mut die beste Rüstung.

Henri stürmte in den Regierungspalast. Er stieß mehrere Bewaffnete zur Seite und lief in den Trakt, in dem Azzone ihn

empfangen hatte. Er stieß Türen auf, hörte hinter sich Geschrei und Waffengeklirr. Er lief immer weiter, noch einen Gang entlang, stieß noch eine hohe Tür auf, die letzte. Dann stand er Azzone gegenüber.

Da es draußen bereits dämmerte, erkannte er den jungen Herzog, der im Halbschatten stand, nicht sogleich. Erst, als er einen erstickenen Laut von sich gab, entdeckte er ihn.

Henri sprang auf Azzone zu. Dieser wich zur Wand aus, er hob die Hand.

»Ich töte dich, du elender Visconti!«, schrie Henri. »Ich durchbohre dich mit meinem Schwert, so wahr mir Gott helfe, wenn du mir nicht augenblicklich sagst, wohin du Anna di Angero und Francesco della Rocca verschleppt hast.«

Hinter Henri wurden Türen aufgestoßen, Stiefelgetrappel und laute Stimmen waren zu hören.

»Der Hund ist hier, bei dem jungen Herzog!«

»Antworte!«, verlangte Henri nun ruhiger. Er setzte Azzone das Schwert an die Gurgel.

Der Herzog stieß einen winselnden Laut aus. Ja, dachte Henri, winsele um dein Leben. Du bist nicht mehr als eine leere Hülle, wie wir alle leere Hüllen aus den Händen Gottes sind. Stirb wie alle.

»Ich... ich weiß nichts!«, kreischte Azzone.

Henri trat hinter ihn. Er riss den jungen Visconti an sich und setzte ihm die Schwertschneide an die Kehle. Die herbeigeeilten Wächter blieben stehen und starrten Henri und Azzone unschlüssig an.

»Sprich, Azzone!«, sagte Henri noch einmal ruhig. »Oder ich töte dich.«

»Holt sie!«, kreischte Azzone. »Holt sie sofort!«

Einer der Wächter rannte los, die anderen blieben reglos stehen. Henri packte den Herzog noch fester. Der Körper unter seinen Händen wirkte schlaff und zitterte leicht.

Henri sagte kein Wort. Er stand nur wild entschlossen da, ein Racheengel in Weiß und Rot. Seine Blicke hielten die Wächter auf Distanz.

Kurz darauf traten Anna und Francesco in den Saal. Henri sah mit einem Blick, dass sie wohlauf waren.

»Kommt zu mir!«, sagte Henri.

Annas Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen. Francesco war kreidebleich. Ein Wächter schob sie vorwärts. Sie kamen heran und stellten sich neben Henri.

»Und nun aus dem Weg!«, befahl Henri den Umstehenden.  
»Wenn sich jemand nähert, stirbt Azzone!«

»Lass den Herrscher gehen, Templer!«, rief der Hauptmann der Palastgarde, die jetzt vollzählig aufgezogen war. »Ich garantiere Euch freies Geleit.«

»Er kommt frei, wenn ich es für geboten erachte«, erwiderte Henri. »Ihr seid doch alle infiziert vom Ungeist dieser Tyrannen! Ich traue keinem von euch. Niemandem!«

»Wir geben zu, dass den jungen Leuten Unrecht geschah!«, erwiderte der Stadthauptmann. »Ihr könnt unbehellig abziehen. Aber lasst Azzone frei.«

Henri schob den Visconti vor sich her, den langen Gang des Wohntrakts entlang. Zu beiden Seiten standen Menschen, bewaffnete und unbewaffnete, es war, als stünden alle Bediensteten des Palastes Spalier. Henri stieß Azzone vorwärts. Der junge Herrscher ging in Trippelschritten, die Hände unnatürlich erhoben, als wollte er das Schwert Henris ergreifen, um seinen Hals zu schützen. Hin und wieder kam ein Winseln über seine Lippen.

An der breiten Marmortreppe, die ins Erdgeschoss führte, strauchelte Azzone. Henri versuchte, ihn zu halten, geriet dadurch aber selbst aus dem Gleichgewicht. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Schwert vom Hals des Visconti fortzunehmen. Sofort sprang er hinter Azzone her und

versuchte, ihn am Rock zu packen. Doch bevor er ihn greifen konnte, waren mehrere Wachmänner von hinten auf ihn zugesprungen. Sie stießen Anna und Francesco zur Seite und schlugen Henri das Schwert aus der Hand, das mit lautem Getöse die Treppe hinabpolterte. Azzone blickte wie ein gehetztes Tier um sich. Offenbar war ihm nicht bewusst, was geschehen war. Als er erkannte, dass er frei war, rannte er so schnell er konnte an Henri und den Wächtern vorbei in seinen Wohntrakt zurück.

Der Priester von Chiaravalle Milanese und der Sakristan von San Giovanni Battista führten die Menschenmenge an. Sie gingen von Kirche zu Kirche. Dort wurde Holz aufgeschichtet, immer eine Lage quer zur darunter liegenden, wie es die Inquisition für Scheiterhaufen vorschrieb. Dann hielt man brennende Fackeln an Reisig und entzündete die Feuer. Die Flammen loderten hoch in den Nachthimmel auf.

Als die beiden Geistlichen mit ihrem Gefolge im Norden der Stadt vor San Maria de Brera standen, kam ihnen eine Abordnung von Tempelrittern auf Pferden entgegen. Sie wurden angeführt von Leutnant Sicard Alberti. Gemeinsam zogen sie nun auch nach San Eustorgio. Dort hinderte man den Priester daran, die Stadtwachen zu rufen. Auch hier schlugen bald die Flammen des Protestes empor. Nun blieb nur noch der Dom.

Als die Menge dort ankam, sah man die riesige Ansammlung von Menschen vor dem Palast der Visconti. Der junge Leutnant der Templer ritt hinüber. Von einem Bewaffneten erfuhr er von den Geschehnissen im Palazzo. Sicard Alberti rief sofort seine Tempelbrüder zu sich. Und während die beiden Priester vor dem Dom Feuer entzündeten, zogen die Tempelritter ihre Schwerter und schritten in zwei Reihen,

jeweils zehn nebeneinander, die imposante Freitreppe zum Palazzo empor.

Drinnen machte man ihnen Platz. Die Menge der Gaffer wich zur Seite. Dafür stellten sich den Templern jetzt bewaffnete Gardisten in den Weg. Über ihre Köpfe hinweg konnte der Leutnant sehen, dass Henri de Roslin auf der Treppe von Bewaffneten umringt war. Er erkannte auch die beiden jungen Leute, die entführt worden waren.

»Henri!«, brüllte der Leutnant. »Wir sind hier!«

Henri de Roslin konnte sich nicht rühren, die Wächter hielten ihn fest an den Armen gepackt. Auch Francesco und Anna waren gefangen, und die Gardisten machten gerade Anstalten, sie abzuführen.

Leutnant Sicard fasste einen kühnen Entschluss. Er gab den Befehl zum Kampf. Die Templer hoben das Schwert, und der Leutnant schleuderte mit seiner vollen Stimme den Kampfruf der Armen Ritter Christi vom Tempel Salomonis in die Nacht hinaus:

»Beasant!«

Seine Brüder taten es ihm nach, und ihr Kampfruf hallte in den Gängen nach, sodass ihn vielleicht auch Herzog Azzone in seinen Gemächern vernahm.

Die Templer marschierten vorwärts. Es war ein so beeindruckendes Bild, dass die Gardisten zur Seite wichen. Die Templer waren zu allem entschlossen, sie hätten rücksichtslos von ihren Schwertern Gebrauch gemacht. Und das ahnten auch die Soldaten des Palastes. Obwohl sie eindeutig in der Überzahl waren, senkten sie jetzt ihre Schwerter und Lanzen. Auch diejenigen, die Henri, Anna und Francesco gepackt hielten, rührten sich nicht vom Fleck.

Die Templer näherten sich ihnen. Ohne weitere Worte wurden die Gefangenen losgelassen. Und es geschah das, was in die späteren Chroniken der Visconti-Herrschaft eingehen

sollte als legendäre Rebellion. Man hatte in Mailand schon viel erlebt. Wildschweinjagden quer durch die Stadt. Fünftausend Schweißhunde des jungen Visconti Azzone, die durch die Gassen gehetzt wurden. Verhaftungen und Folterungen von Bürgern. Hinrichtungen an den unzähligen Statuen und Reiterstandbildern mitten in der Stadt. Ausschweifungen in Kirchen und Festsälen. Alles das hatte man schon erlebt. Aber es ging in keine Chronik ein. Aber diese Erstürmung des Palazzo der Visconti, die Befreiung von drei Fremden aus den Händen der gefürchteten Garde, das wurde festgehalten, das sollte man nie vergessen.

Die in den ehrwürdigen Stadtchroniken als *lotta significante* bezeichnete Revolte fügte der Herrschaft der Visconti eine Wunde zu, von der sie sich nie mehr erholen sollte. Zwar zeichneten sich auch spätere Stadtherren aus dieser Familie durch Grausamkeit und Ruhmsucht aus, aber künftig brauchte man diese nur an den großen Auftritt von Henri de Roslin und seinen Tempelbrüdern im Palazzo Visconti zu erinnern, und schon wurden sie ein wenig milder.

Noch am Abend des Palaststurms wurde die Trauungszeremonie für Anna und Francesco vorbereitet. Im Triumphzug ging es zur Chiaravalle, wo Priester Paolo Celentano die Trauung vollziehen sollte. Umringt von den berittenen Templern, zogen Henri und seine beiden Schützlinge durch die Stadt, ihnen folgte eine große Menschenmenge. Die Leute waren von den Scheiterhaufen und den Gerüchten über die Ereignisse im Palazzo, die sich rasch herumgesprochen hatten, auf die Straße gelockt worden. Auch vor der kleinen Franziskanerkirche standen bereits jubelnde Einwohner.

Anna und Francesco hatten keine Zeit gehabt, Hochzeitsgewänder überzustreifen. Bevor sie an den Altar traten, wo der Priester sie erwartete, hielt der Sakristan eine kurze Ansprache, die aufgrund des großen Gedränges allerdings nicht alle in und vor der Kirche Versammelten verstanden.

»In Mailand ist es üblich, dass eine Hochzeitsfeier einen ganzen Tag dauert«, sagte der Sakristan. »Heute haben wir dafür nur einen Abend. Aber es ist eben eine besondere Hochzeit. Eingeladen sind normalerweise nur die nahen Verwandten und Mitglieder der Zunft, aus der der Bräutigam kommt. Auch hier liegt unser Fall anders. Von jedem darüber hinaus eingeladenen Gast verlangt das Protokoll zwei Florentiner. Das wird heute erlassen. Auch der Wert der Geschenke ist in den Verordnungen der Stadt geregelt. Nahe Anverwandte dürfen etwas bis zu einem Wert von einem Goldsolidi schenken, die übrigen Hochzeitsgäste bis zu einem Wert von vier Florentinern. Aber das große und einzige Geschenk hat unser Brautpaar heute schon empfangen, nämlich den Beistand von Freunden und Bürgern der Stadt. Kein Geschenk kann größer sein.«

Beifall und Jubel brandeten auf. Anna und Francesco winkten. Sie sahen erschöpft und glücklich aus.

Der Sakristan fuhr fort: »Wir werden jetzt in die Kirche gehen, wo Priester Paolo seines Amtes walten wird. Dabei soll uns niemand stören, kein Visconti, kein Büttel, kein Angehöriger irgendeiner Familie. Auch das ist nicht üblich, denn vor der Trauung muss gefragt werden, wer etwas gegen die Heirat einzuwenden hat. Aber heute fragen wir das nicht. Denn die Feinde dieses jungen Paares haben sich ja schon ausgiebig zu Wort gemeldet. Sie werden nicht mehr gefragt!«

Wieder ertönten Hochrufe und Beifall.

Anna und Francesco hielten sich an den Händen. Henri stand hinter ihnen und hatte seine Hände auf ihre Schultern gelegt. Er blickte dankbar zu seinen Tempelbrüdern hinüber, die in breiter Reihe mit dem Gesicht zur Menge standen und darüber wachten, dass kein ungebetener Besucher die Feier störte.

Dann führte der Sakristan das junge Paar in die Kirche. Henri folgte ihnen. Die anderen blieben vor der Kirche stehen.

Paolo Celentano stand schon bereit. Er blickte die beiden schüchternen jungen Menschen, die der Sakristan heranzuführte, lächelnd an. Als die Gruppe vor dem Altar angekommen war, bat er Henri, zwischen Anna und Francesco niederzuknien. Dann sprach der Priester die Worte, die den Bund fürs Leben besiegelten. Er fügte hinzu, dieser Bund möge vom Bösen nicht heimgesucht werden, das ein Eheglück zerstöre, sei es von Dämonen verkörpert, von Hexen oder auch von gewöhnlichen Sterblichen.

Anstatt einen Ring zu tauschen, den die Brautleute nicht hatten, legte Henri die Hände von Anna und Francesco übereinander und seine Hände darauf. Diese Geste bedeutete ewige Treue für alle drei. Für Henri als ihren Beschützer, an den sie sich immer wenden konnten. Für Anna und Francesco eine Gemeinschaft in der Liebe, die niemals enden würde.

Anna und Francesco küssten sich lange. Dann führte Henri das junge Paar aus der Kirche hinaus. Draußen wurden sie von den Einwohnern Mailands unter tosendem Jubel beglückwünscht. Und obwohl sie nicht festlich gekleidet waren, erschienen sie den Leuten so schön und liebenswert wie kein anderes Paar zuvor.

Die restliche Nacht verbrachten Anna und Francesco in der Komturei. Dort waren sie in Sicherheit. Aber der ersten Liebesnacht durften sie sich dort nicht hingeben.

Henri beriet sich mit den Tempelbrüdern über die Folgen des Geschehens. Er befürchtete, dass nun das Strafgericht der Visconti über den Orden der Tempelritter hereinbrechen könnte. Doch der Leutnant beruhigte ihn. Er hatte bereits einen Boten zum Komtur nach Rom gesandt. Der Meister besaß beste Kontakte zu den Visconti. Er würde mit Sicherheit in den nächsten Tagen zurückkehren und zu schlichten versuchen.

Dem Leutnant selbst stand allerdings keine einfache Zeit bevor. Sein eigenmächtiges Handeln würde ihm wohl nicht so leicht verziehen werden. Daher spielte er mit dem Gedanken, gemeinsam mit den zwanzig Rittern, die ihn bei Henris Revolte gegen die Visconti unterstützt hatten, zu einer Pilgerreise ins Heilige Land aufzubrechen.

Und die Priester? Sie waren das schwächste Glied. Würde man sie maßregeln? Henri beschloss, am nächsten Morgen noch einmal Erzbischof Giovanni aufzusuchen. Er musste ihn um Milde bitten. Und das geistliche Oberhaupt der Visconti musste mäßigend auf Azzone einwirken, der gewiss auf Rache sann. Erst danach wollte Henri mit seinen Schützlingen nach Lodi zurückreiten.

Die Templer missbilligten diesen Plan. Aber sie respektierten die edle Haltung ihres Ordensbruders. Sie würden tun, was sie konnten, um Henri bei diesem schweren Gang den Rücken freizuhalten.

Henri suchte nach dem Abendgebet in der Kapelle der Komturei noch einmal Anna und Francesco in ihren getrennten Zellen auf. Das Paar durfte nach den Regeln des Ordens nicht zusammen sein.

»Ich bin verheiratet!«, empfing Francesco den Eintretenden stolz. »Ich kann nichts anderes mehr denken.«

»So Gott will, reiten wir morgen zurück«, sagte Henri.  
»Wenn wir in Lodi sind, dann beginnt eure Ehe erst richtig.«

»Das weiß auch Anna«, erwiderte Francesco.

»Sie hat viel durchgemacht. Und sie war sehr tapfer. Du hast eine großartige Frau.«

Man legte sich zur Nacht nieder. Draußen blieb alles ruhig. Auch jenseits der Tempelmauern schien der Frieden in die Stadt zurückgekehrt zu sein.

In aller Herrgottsfrühe brach Henri auf. Er ließ demonstrativ sein Schwert zurück. Aber die Templer bestanden darauf, ihm in angemessenem Abstand bewaffnet hinterherzureiten. Sie wollten den Visconti zeigen, dass man mit ihnen rechnen musste.

Henri erreichte den Palast unbehelligt. Wachen durchsuchten ihn nach Waffen, nahmen ihn aber nicht fest. Henri bat um eine Audienz bei Erzbischof Giovanni. Er wurde sofort vorgelassen. Das machte ihn zunächst misstrauisch, aber dann dachte er nicht weiter darüber nach.

Er betrat den Audienzsaal. Giovanni I. saß unbeweglich in seinem Thronessel, ein mächtiger Mann im karmesinroten Gewand. Niemand sonst war zu sehen.

Henri trat näher. Der Erzbischof hatte ein aufgeschlagenes Buch auf seinen Knien. Seine Hände lagen darauf, als müsse er sie ausruhen lassen.

Henri wartete, bis sein Gegenüber den Blick hob und ihn ansah. Der Erzbischof schaute Henri lange an. Dann seufzte er.

»Ihr habt großes Unheil angerichtet, Templer! Ich habe mein Versprechen brechen müssen – besser gesagt, Ihr habt es gebrochen. Gegenüber Azzone stehe ich jetzt als Lügner da. Es hat eine niedere Hochzeit gegeben, bevor er sich vermählen durfte.«

»Ich weiß«, erwiderte Henri ruhig. »Und dafür bitte ich Euch um Vergebung. Aber ich selbst vergebe Euch nicht, dass Ihr die Verschleppung meiner Schützlinge nicht verhindert habt.«

»Das sind freche Worte, mein Sohn. Ich führe sie auf Eure Erregung zurück, denn unter normalen Umständen spricht niemand so mit mir.«

»In Mailand herrschen solche normalen Umstände nicht, Exzellenz.«

»Was wollt Ihr?«

»Rechnen wir es gegenseitig auf«, sagte Henri. »Verfehlung gegen Verfehlung. Wut gegen Wut. Ich will, dass niemandem etwas geschieht – keinem der Beteiligten.«

»Ihr stellt Forderungen? In Eurer Lage?«

»Ja. Denn es muss zu Ende gebracht werden. Dann sind wir quitt.«

»Wir vielleicht, Templer. Aber Azzone werden wir damit nicht beruhigen. Er ist außer sich vor Zorn.«

»Ihr seid es, der ihn mäßigen muss, Exzellenz. Auch ein Herzog der Visconti muss sich an Gesetze halten.«

»Ich werde ihn nach Navarra schicken. Dann richtet er hier nichts mehr an. Denn solange er in Mailand ist, glaubt mir, seid Ihr auch in Lodi nicht sicher. In Navarra wird er um Donna Maria buhlen. Und ich werde ihm so viel Gold mit auf die Reise geben, dass dieses Argument auch das dortige Königshaus überzeugt. Die beiden werden Hochzeit halten.«

»Eine gute Lösung, scheint mir!«

»Ich würde Euch am liebsten bitten, in Mailand zu bleiben, Templer. Ich kann Leute gebrauchen, die sich für Gerechtigkeit und Moral einsetzen.«

»Meine Tempelbrüder sind gleichen Sinnes, Exzellenz. Wenn sie zu einer Pilgerfahrt aufbrechen, kommen andere Brüder, die ebenso stark und wertvoll für Euch sein werden.«

»Eines müsst Ihr mir noch versprechen!«

»Was ist es?«

»Verweilt nicht in Lodi. Reist sofort weiter. Ihr seid ein ewiger Stachel in Azzones Fleisch.«

»Ich habe keine Angst vor Azzone Visconti. Aber ich verspreche Euch, dass ich Lodi bald verlassen werde.«

»Nun geht. Gott mit Euch.«

»Und auch mit Euch, Exzellenz! Ich danke Euch!«

Als Henri den Raum verlassen hatte, atmete er auf. Es war glimpflicher verlaufen, als er befürchtet hatte.

Er ging die langen Gänge entlang. In einer Ecke standen bewaffnete Wachen. Sie starrten ihn aus finsternen Gesichtern an. Niemand sagte etwas, doch Henri nahm die stumme Drohung in den Blicken der Männer deutlich war.

Als er weitergehen wollte, erblickte er am Ende des Gangs Azzone. Auch er blickte zu Henri herüber. Noch nie hatte Henri so viel Hass in einem jungen Gesicht gesehen, es war geradezu verunstaltet von diesem Gefühl. Doch Henri sah diesen Ausdruck nur kurz. Nach wenigen Augenblicken wandte Azzone sich ab und verschwand aus Henris Blickfeld.

Sie brachen danach sofort auf. Anna und Francesco ritten wieder gemeinsam auf einem Pferd, und sie freuten sich auf ihre Ankunft in Lodi, wo sie jetzt als Mann und Frau im Kreis ihrer Familien zusammenleben konnten.

Jedenfalls hofften sie das.

Henri führte sie auf den gleichen Wegen in ihre Heimatstadt zurück, die sie gekommen waren. Am frühen Abend benutzten sie sogar die Feuerstelle, die sie bereits bei ihrer Übernachtung auf dem Hinweg angelegt hatten. Sie war zwar längst erkaltet, aber es gab genug Feuerholz und Reisig.

Henri hatte zwar weiterreiten wollen, denn es war noch hell genug, aber als er die verliebten Blicke der beiden Jungverheirateten sah, entschied er, dass es besser sei, gleich das Nachtlager aufzuschlagen. Er ging zum See hinüber und fing zwei große Fische. Er beeilte sich nicht, um den beiden

etwas Zeit zu lassen. Als er nach einer Weile zurückkehrte, lagen die jungen Leute unter den Decken. Annas Haar war aufgelöst, Francescos Kleider in Unordnung. Ihre Gesichter verrieten, dass sie außerordentlich glücklich waren.

Henri schürte wortlos das Feuer und steckte die ausgenommenen Fische auf einen langen Stock, den er über den Flammen drehte. Später aßen alle mit großem Appetit davon.

Anna und Francesco sagten die ganze Zeit über nichts, sie blickten sich nur an, als bedürfte es keiner Worte.

Nach einer Weile sagte Anna: »Heiraten ist schön! Ich könnte Francesco erdrücken vor Zärtlichkeit. Ob das alle Jungvermählten so empfinden? Ob es auch die Alten so empfunden haben am Tag ihrer Heirat? Oder ist es nur bei uns so schön?«

Francesco seufzte nur.

Henri musste lachen. »Ihr beide seid gewiss in einer ganz besonderen Situation, und umso süßer schmeckt da die Liebe. Aber wie man hört, findet jeder, der heiratet, seinen Gefallen daran.«

»Jetzt bin ich eine Frau!«, sagte Anna.

»Und ich bin ein Mann! Und in Lodi will ich es beweisen!«, fügte Francesco hinzu.

»Manche Kinder von Herrscherfamilien werden bereits in der Wiege verheiratet«, erzählte Henri. »Bei ihnen dürfte das Vergnügen gering sein.«

»In Lodi darf erst heiraten, wer achtzehn ist wie ich«, sagte Francesco. »Und seine Braut darf nicht jünger als fünfzehn sein wie Anna. Wir sind also beide im besten Alter!«

»Der Priester hat uns seinen Segen erteilt, das war schön. Aber er hat mir auch Angst gemacht, als er sagte, über unseren Köpfen dräue ein besonderes Verhängnis.«

»Es sollte zu eurem Besten sein«, sagte Henri. »Und diese Warnung ist durchaus üblich. Ich las einmal in einer lateinischen Schrift, dass spanische Frauen, denen die Betreuung des Brautgemachs anvertraut ist, immer eine ganz reale Bedrohung des Eheglücks erwarten. Sie räuchern deswegen das Ehebett ein, beträufeln es mit Weihwasser und sprechen dabei geheime Beschwörungsformeln. Nur so, glauben sie, wird die Ehe glücklich verlaufen, und die zahlreichen Dämonen, die überall lauern, können abgewehrt werden.«

»Das brauchen wir nicht«, sagte Francesco. »Unser Ehebett ist einfach, die Natur bereitet es uns, es duftet nach Moos und Tannenzapfen.«

»Und es sticht an allen Stellen, als bestünde es aus nichts als Tannennadeln!«, lachte Anna.

»Wir sollten uns zur Ruhe begeben«, schlug Henri vor. »Ich möchte noch vor Sonnenaufgang aufbrechen.«

»Auch ich kann es nicht erwarten, nach Lodi zurückzukehren«, bekannte Francesco. »Ich werde dort ein neuer Mensch sein.«

»Wir werden allesamt neue Menschen!«, schwärmte Anna.

Mitten in der Nacht erwachte Henri aus unruhigem Schlaf. Er hatte etwas gehört. Der Himmel war noch stockdunkel, das Feuer glomm nur noch. Henri war sofort hellwach.

Er blieb sitzen, an einen Baumstamm gelehnt, das Schwert vor sich auf den Knien. Henri sah zu dem Paar hinüber, das schlief, und erhob sich dann leise.

Er ging zu den Pferden hinüber. Auch sie waren unruhig. War ein Tier in der Nähe?

Henri beruhigte sie. Im gleichen Augenblick sah er die Männer. Es waren fünf. Sie standen geduckt im Unterholz. Offenbar wussten sie noch nicht genau, was sie tun sollten.

Henri beobachtete sie. Auch sie hatten ihn erkannt. Jetzt brachen sie durch den Wald. Henri sah, dass sie Schwerter schwenkten. Er glaubte, ihre Uniformen zu erkennen. Das musste die Garde der Visconti sein!

Henri war sofort klar, dass Azzone sie ihnen auf den Hals gehetzt hatte. Doch er fürchtete sich nicht. Er war bereit.

Dem ersten Kämpfer, der sich ihm stellte, konnte Henri das Schwert im hohen Bogen aus der Hand schleudern, es flog in Richtung der Feuerstelle davon.

Der Anführer der Soldaten gab eine Anweisung. Anschließend bauten sich die Bewaffneten in einer Reihe vor Henri auf und kämpften verbissen. Sie waren sehr gut ausgebildet, doch gelang es ihnen nicht, Henri außer Gefecht zu setzen. Allerdings konnte auch Henri nicht die Oberhand gewinnen. Der Soldat, dem er das Schwert aus der Hand geschlagen hatte, war inzwischen davongelaufen, womöglich zum Lager der Angreifer, wo er sich eine neue Waffe besorgte. Henri hoffte, dass es keine Armbrust sein würde. Derweil drangen die anderen Bewaffneten auf ihn ein, Schritt für Schritt musste Henri zurückweichen.

Henri konnte verhindern, dass die Angreifer an ihm vorbeikamen, um ihm in den Rücken zu fallen. Er durfte allerdings auch nicht zulassen, dass sie über Francesco und Anna herfielen. Daher rief er laut nach Francesco, um ihn zu warnen. Dieser antwortete umgehend. Er war wach und bereit, in den Kampf einzugreifen. Doch Henri wollte das verhindern.

»Halte dich zurück, Francesco. Steig mit Anna auf das Pferd, und reitet nach Lodi! Ich halte die Soldaten auf!«

»Nein, Henri!«, sagte Francesco plötzlich dicht neben ihm, er hielt das Schwert des Soldaten mit beiden Händen umklammert. »Ich werde kämpfen wie ein Mann. Sagte ich nicht, ich bin neugeboren?«

Die Soldaten fluchten laut. Jetzt kam auch ihr Kumpan von den Pferden zurück. Er trug eine Lanze.

Für einen Augenblick spürte Henri ein Übergewicht auf seiner Seite. Die Angreifer konnten nicht wissen, ob der Junge kampferprobt war oder nicht. Henri schlug härter zu, und es gelang ihm, die Angreifer ein Stück zurückzudrängen.

Francesco kämpfte geschickt. Er fintierte, sprang vor und zurück wie ein gewiefter Kämpfer, parierte Hiebe. Immer wieder schlug er die tödlichen Klingen der Gegner nieder. Anna schrie vor Entsetzen.

Henris Gegenüber kämpfte mit aufgerissenem Mund und wutverzerrtem Gesicht. Henri machte einen Satz nach rechts. Es gelang ihm, von der Seite aus zuzuschlagen, wobei er den Arm des Soldaten traf, der daraufhin vor Schmerz laut aufschrie und seine Waffe fallen ließ. Henri nahm sie flink vom Boden auf. Mit zwei Schwertern angreifend, rückte er Schritt für Schritt vor.

Er schaltete einen zweiten Soldaten aus, dann widmete er sich dem nächsten. Francesco bückte sich indes und warf seinem Angreifer, der ihn mit der Lanze bedrohte, blitzschnell eine Hand voll Sand ins Gesicht. Der Soldat griff sich fluchend an die Augen und senkte die Lanze. Francesco sprang sofort auf ihn zu. Dann durchbohrte er den Gegner mit seinem Schwert. Dieser brach sofort zusammen.

Francesco starrte reglos auf sein Werk. Nun war geschehen, was er nie gewollt hatte: Er hatte einen Menschen getötet!

Henri hatte aus den Augenwinkeln mitbekommen, was geschehen war. Er führte seine beiden Schwerter so virtuos, dass sie einem unüberwindbaren Schutzwall glichen. Und nachdem es ihm gelungen war, einem weiteren Soldaten die Waffe aus der Hand zu schlagen, ergriffen die Angreifer die Flucht.

Doch Henri ließ nicht locker, er verfolgte sie. Und auch Francesco setzte ihnen nach. Er war so flink, dass er Henri bald überholte. Trotz allem erreichten die Soldaten ihre Pferde, bevor die beiden sie eingeholt hatten. Sie sprangen auf und jagten davon. Nur der Verletzte blieb zurück, es gelang ihm nicht, schnell genug aufzusitzen. Gerade, als er es geschafft hatte und antraben wollte, packte Francesco ihn am Rockzipfel und riss ihn vom Pferd. Dann setzte er dem erschrockenen Mann das Schwert an die Kehle.

»Wer hat euch geschickt?«, schrie er den Mann an.

»Azzone Visconti! Tötet mich nicht!«, flehte der Soldat.

»Reite zu Azzone zurück«, sagte Francesco, »und richte ihm aus, dass von nun an jeder Soldat, der mit üblen Absichten nach Lodi kommt, getötet wird!«

Der Soldat rappelte sich auf. Er warf erst furchtsame, dann wütende Blicke auf Francesco, bestieg sein Pferd und ritt davon.

Henri streckte seinem Kampfgefährten die Hand hin. »Du hast gefochten wie ein Mann! Ich beglückwünsche dich!«

»Anna hat mich zum Mann gemacht!«, sagte Francesco lachend. »Ein Mann muss seine Frau beschützen können!«

»Da hast du Recht. Ich bin sicher, du kannst es.«

Anna kam mit wehenden Kleidern herbeigelaufen. »Ich habe den besten aller Männer«, rief sie den beiden Männern entgegen.

Dann umarmte sie Francesco. Und schließlich schloss sie auch Henri in ihre Arme.

»Wir brechen sofort auf«, sagte Henri. »Lodi wartet sicher sehnsüchtig auf die großen Neuigkeiten.«

Tullo Battistini war tief gläubig. Vor allen anderen ehrte er die Jungfrau Maria. Jesus, dachte er immer wieder, hatte eine

Mutter, die genauso war wie meine, bevor sie mich halb zu Tode prügelte. Sie hat ihn empfangen, ausgetragen, geboren, ernährt und geküsst. Tullo stockte bei diesem Gedanken. Er konnte sich daran erinnern, dass seine Mutter ihm als Kind einmal die Lippen auf die Augen gelegt hatte, als ihm so heiß war, dass er glaubte, sterben zu müssen. Wie nahe sie ihm damals war! Umso schmerzlicher war, wie sehr sie sich später von ihm entfernt hatte, diese Dirne! Sie hatte ihren Sohn immer mehr abgelehnt und schließlich verstoßen. Das hatte Maria nicht getan. Durch sie erkennen wir Menschen, wie nahe Gott uns in Wahrheit ist. Er hat sich mit uns durch Maria verbunden!

Als Tullo dies bewusst wurde, verspürte er einen schmerzhaften Stich im Herzen. Er sah schnell von seinem Hackklotz auf und blickte aus dem Fenster. Doch was er dort sah, versetzte ihm einen erneuten Stich. Zwei Pferde, die soeben das Nordtor passiert hatten, kamen langsam die Straße heruntergeritten. Und die Reiter, bei Gott, die Reiter kannte er nur zu gut! Tullo geriet in verzweifelte Wut.

Er wartete ungeduldig, bis die Reiter aus seinem Blickfeld verschwunden waren, und nahm sich nicht einmal mehr die Zeit, sich die Hände abzuwischen. So schnell er konnte, lief er aus dem Haus. Er rannte die Straße bis zu seinem Stall hinunter, spannte seinen Gaul vor den Karren und sprang auf den Kutschbock. Dann peitschte er das arme Tier gnadenlos vorwärts. In rasender Fahrt preschte er zum Landsitz des Fürsten. Tullo wusste, das Orlando an diesem Nachmittag nicht im Stadtpalast weilte, denn er erwartete ja seine, Tullos, Fleischlieferung. Jetzt würde er eben schon etwas früher kommen. Und zwar ohne das Geschlachtete. Tullo lenkte das Gefährt auf den Hof und sprang mit nicht für möglich gehaltener Behändigkeit vom Kutschbock.

Er stieß den Diener am Eingang beiseite. Es war jedes Mal das gleiche Spiel.

»Kerl!«, schrie der Lakai ihm hinterher. Doch Tullo achtete nicht auf ihn. Wortlos sprang er die Stufen zur Empore hinauf. Dort wartete der Fürst gewöhnlich auf ihn und blickte gnädig auf ihn herab. Ach, so gnädig! Tullo besann sich einen Augenblick und klopfte dann sogar an. Als er von drinnen die bekannte Stimme hörte, trat er ein.

»Sie sind zurück! Jetzt gibt es Ärger!«

Fürst Orlando blickte von einigen Papieren auf, die er gerade studiert hatte.

»Von wem sprichst du?«, fragte er sichtlich verwirrt.

»Anna di Angero und Francesco della Rocca! Sie sind gerade mit diesem Tempelritter zurückgekehrt! Jetzt packen wir sie!«

Fürst Orlando überlegte kurz, wie er auf diese Information reagieren sollte. Dann sagte er: »Ich dachte, du brächtest mir meine Lieferung! Wo ist das Fleisch, das ich bestellt habe?«

»Ich wollte Euch erst warnen, Fürst. Mit dem Geschlachteten komme ich später. Habt Ihr Anweisungen für mich, mein Gebieter?«

»Hier, nimm diese Goldmünze«, sagte Fürst Orlando, während er dem Schlachter ein Goldstück zuwarf. »Nein, ich habe keine Anweisungen für dich – noch nicht. Ich muss zunächst darüber nachdenken, wie ich nun vorgehen will. Aber halte dich bereit. Und wasch dich, bevor du das nächste Mal zu mir kommst! Du stinkst furchtbar!«

Tullo steckte die Goldmünze ein und entfernte sich mit einem tiefen Diener rückwärts gehend aus dem Arbeitszimmer des Fürsten. Dann hielt er seine Nase in die Luft und schnüffelte. Sie sind es doch, die stinken, dachte er. Mit all ihren Düften. Ich hingegen rieche so, wie jeder Mann riecht, der hart arbeitet.

Vor dem Eingang zum Landsitz des Fürsten stieß Tullo den Diener, der ihn zuvor hatte aufhalten wollen, abermals zur Seite. Das machte ihm Spaß. Der Diener strauchelte und wäre beinahe gestürzt. Doch Tullo achtete nicht weiter auf ihn. Er bestieg seinen Kutschbock, dachte kurz nach und begann dann glucksend zu lachen. Dann stieg er wieder ab und ging zu dem Diener zurück, der sich mittlerweile wieder gefangen hatte und leicht verwirrt und entrüstet dreinblickend in der Eingangstür stand.

»Streck die Hand aus!«, befahl Tullo dem Mann.

Zögernd befolgte der Lakai den Befehl.

Tullo legte ihm die Goldmünze in die Hand, die der Fürst ihm gegeben hatte, dann drückte er die Finger des Dieners mit seinen schmutzigen Fingern darum zusammen. Er lachte, ohne das Gesicht zu verziehen, und sagte:

»Sorge dafür, dass du mir nicht noch einmal im Weg stehst, wenn ich später wiederkomme!«

Anschließend stieg Tullo wieder auf seinen Kutschbock und ließ seinen Rappen die Peitsche spüren. Während er sein Gefährt durch die Stadt lenkte, merkte er gar nicht, dass er vor sich hin sang.

»Sie müssen die Waffen strecken!«, sagte Henri de Roslin.  
»Denn jetzt sind sie miteinander verwandt, und das heißt, dass sie auch miteinander auskommen müssen!«

»Es ist ein Wunder«, sagte der Komtur, der Henri und seine beiden Schützlinge empfangen hatte. »Ihr habt sehr viel Mut bewiesen, Henri! Ich gratuliere Euch!«

»Gebt die Glückwünsche an Anna und Francesco weiter, Meister!«, erwiderte Henri. »Sie haben sich großartig geschlagen, und sie sind dabei gereift. Das ist auch gut so,

denn wie sich ihre Familien angesichts ihrer Eheschließung verhalten, muss sich erst noch zeigen.«

»Vorübergehend haben sie sich erst einmal still verhalten, es scheint, als hätten sie eine Art unerklärten Waffenstillstand geschlossen, bis Kunde von Francesco und Anna kommt. Aber unversöhnlich sind sie noch immer, und Francesco gilt in Lodi weiterhin als der Mörder von Umberto di Angero.«

»Dann werde ich den wahren Mörder finden müssen«, sagte Henri. »Erst dann kann es Frieden geben.«

»Für die Regierung ist der Fall längst abgeschlossen.«

»Dafür hat sie allerdings auch gute Gründe!«

»Ihr hegt einen bestimmten Verdacht, Henri?«

»Ja, das tue ich. Aber ich brauche ein Geständnis. Es handelt sich ja um eine Verschwörung, an der höchste Kreise beteiligt sind.«

»Fürst Orlando?«

»Ein Verdacht genügt nicht, ich muss es beweisen.«

»Den Statthalter der Visconti müsst Ihr übrigens im Moment nicht fürchten, sie haben ihn nach Mailand gerufen.«

»Er wird zurückkommen. Bis dahin muss der Fall geklärt sein. Das bedeutet allerdings, dass Francesco und Anna unbedingt innerhalb der schützenden Mauern der Komturei bleiben müssen.«

»Ich werde dafür sorgen, dass ihnen nichts geschieht«, versprach der Komtur.

»Schickt Gesandte zu den beiden Familien, Meister«, bat Henri. »Die neue Situation muss ihnen erklärt werden. Sie müssen die Waffen strecken!«

»Was wollt Ihr tun?«

»Ich gehe noch einmal zu Fürst Orlando. Ich werde ihn anklagen. Vielleicht gelingt es mir, ihn so zu reizen, dass er sich selbst verrät. Ich nehme an, er benutzt jemanden für seine

Zwecke. Wenn es mir gelingt, diese Person zu überführen, ist auch der Fürst geliefert.«

»Seid vorsichtig, Henri de Roslin! Noch kann alles scheitern!«

»Keine Angst, ich werde besonnen vorgehen.«

»Die Komturei steht hinter dir, mein Sohn!«, sagte der Komtur entschlossen. »Aber in wirklicher Gefahr bist im Moment nur du allein.«

Fürst Orlando ging in seinen Gemächern umher. Er fand keine Ruhe. Ich muss ihn töten, dachte er immer wieder, er ist eine Gefahr für mich. Das wurde Fürst Orlando immer klarer. Erst wenn dieser Francesco beseitigt war, würde er wieder ruhig schlafen können. Denn Tote können sich nicht mehr verteidigen und auch keine Anklage gegen andere erheben.

Der Schlachter hatte ihn auf eine Idee gebracht. Zwar hasste Orlando diesen furchtbaren Kerl, aber als Informant war er Gold wert. Wenn er nur nicht so stinken würde!

Sobald Tullo seine Bestellung lieferte, würde er ihm den Auftrag erteilen. Tullo würde keine großen Forderungen stellen, und die Mauern der Komturei waren für ihn gewiss keine großes Hindernis.

Francesco würde hingerichtet werden, dafür war kein Prozess nötig. Er selbst hatte ihn ja bereits schuldig gesprochen. Und wenn der Junge tot war, würde man Anna bald mit einem Fremden verheiraten, sodass die Fehde zwischen den di Angeros und den della Roccas wieder aufgenommen werden könnte.

Orlando rieb sich die Hände. Alles konnte sich noch zu seinen Gunsten entwickeln! Er musste sich nur beeilen!

Und dieser Tempelritter? War er eine Gefahr?

Als hätte sein erschreckter Gedanke einen Geist geboren, tauchte der Templer plötzlich leibhaftig im Hof des Landsitzes auf. Orlando sah ihn, als er zum Fenster seines Arbeitszimmers hinausblickte. Das Tatzenkreuz auf seinem Umhang leuchtete blutrot! Der Templer saß vom Pferd ab und kam auf den Eingang des Landsitzes zu. Der Fürst wich zurück. Woher wusste dieser Kerl, dass er hier anzutreffen war und nicht im Stadtpalast? Was für eine dumme Frage, schalt er sich im gleichen Moment, vermutlich war er dort zuerst gewesen, und man hatte ihm gesagt, wo der Fürst anzutreffen war. Fürst Orlando konnte sich trotzdem nicht beruhigen. Er wollte auf keinen Fall mit diesem gefährlichen Mann sprechen!

Als wäre das alles noch nicht Besorgnis erregend genug, ruckelte nun auch noch der Karren des Schlachters auf den Hof. Im völlig falschen Moment! Orlando trat ans Fenster und gab Tullo mit einer schroffen Handbewegung zu verstehen, dass er verschwinden solle. Dann fiel ihm allerdings wieder ein, dass Tullo ja nicht in seiner Rolle als gedungener Mörder zu ihm kam, sondern als Lieferant. Zudem wusste er noch gar nichts von dem Auftrag, den er ihm erteilen wollte.

Trotz allem war Fürst Orlando nach wie vor mulmig zumute, und so bedeutete er dem Schlachter weiterhin eindringlich, dass er verschwinden und später wiederkommen solle.

Das hätte er allerdings besser nicht getan, denn mit einem Mal wurde der Templer auf seine Gesten aufmerksam. Er blieb interessiert stehen, um herauszufinden, was die Verrenkungen des Fürsten zu bedeuten hatten, und als er den Schlachter erblickte, ging er zu ihm hinüber.

Fürst Orlando zuckte innerlich zusammen, als er das sah. Erschrocken trat er vom Fenster zurück. Er musste vorsichtiger sein, dachte er bei sich. Abermals ging er in seinem Arbeitsraum unruhig auf und ab. Er konnte jetzt unmöglich hinausgehen und dem Schlachter den Mordauftrag erteilen. Er

musste warten, bis der Templer wieder verschwand, oder darauf vertrauen, dass Tullo später noch einmal wiederkam.

Henri de Roslin hatte der Anblick des wild hinter seinem Fenster herumfuchtelnden Fürsten zunächst irritiert. Es hatte einen Augenblick gedauert, bis er erkannte, dass die Zeichen, die er machte, dem Schlachter galten, der soeben seinen Karren in den Hof lenkte, wo der Kellermeister schon auf ihn wartete.

Henri führte sein Pferd, das er noch nicht angebunden hatte, am Zügel neben sich her und ging zu dem Mann hinüber. Der Fürst konnte warten, dachte er, dieser Schlachter war im Moment viel interessanter.

Henri trat näher. Der Kellermeister nickte dem Fremden zu. Tullo war abgestiegen und fuhr herum. Als er Henri erblickte, starrte er ihn an wie einen Geist.

»Ich möchte dich sprechen«, sagte Henri.

»Lasst ihn rasch abladen«, bat der Kellermeister. »Es dauert nicht lange. Allerdings erwartet der Fürst ihn danach noch.«

Tullo sah von einem zum anderen. Dann begann er, die Fleischstücke in den Keller zu tragen. Dort gab es einen Raum, in dem es immer so kühl war, dass Fleisch, das man dort lagerte, auch während des Sommers lange Zeit genießbar blieb.

Während er arbeitete, sprach Tullo kein Wort. Und danach sprang er sofort auf den Kutschbock und machte sich zum Abfahren bereit.

»Der Fürst wartet auf dich!«, erinnerte ihn der Kellermeister. »Und dieser Mann hier wollte auch mit dir sprechen.«

Tullo wirkte wie versteinert, unvermittelt hieb er auf seinen Rappen ein, wendete seinen Karren und fuhr davon.

»Seltsamer Kerl!«, sagte der Kellermeister kopfschüttelnd.

»Der Fürst spricht mit diesem stinkenden Menschen?«, fragte Henri ungläubig.

Doch der Kellermeister antwortete nicht. Er musterte Henri nur mit einem knappen Blick und verschwand dann im Wirtschaftsgebäude. Henri kam es so vor, als meinte der Mann, Dinge gesagt zu haben, über die er besser geschwiegen hätte.

Da Henri es angesichts der Ereignisse, die er soeben beobachtet hatte, für ratsamer hielt, Tullo zu verfolgen, statt mit dem Fürsten zu sprechen, saß er auf. Der Schlachter war sichtlich erregt gewesen. Vielleicht würde ihn dieser Zustand dazu verleiten, einen Fehler zu begehen. Denn dass dieser Kerl etwas zu verbergen hatte, lag auf der Hand. Aber würde Henri in Erfahrung bringen können, was es war?

Henri preschte dem Karren hinterher. Er sah gerade noch, wie er am Ende der Straße abbog. Der Schlachter schien auf direktem Weg zu seinem Haus zurückzufahren. Ein paar Tempelbrüder, die Henri befragt hatte, um etwas über den komischen Kauz zu erfahren, den er schon seit langem verdächtigte, etwas auf dem Kerbholz zu haben, hatten ihm gesagt, dass es im Norden der Stadt lag. In dieser Richtung folgte er nun auch dem Karren in einigem Abstand.

Henri wusste nicht, ob Tullo ihn bemerkt hatte. Sobald er zu Hause angekommen war, würde Henri ihn allerdings einer gründlichen Befragung unterziehen.

Hinter der nächsten Straßenbiegung, kurz vor der Via Cardusio und den Fischhallen, sah Henri den Karren verlassen vor einem Haus stehen. Er ritt näher heran, band sein Pferd in einiger Entfernung zu dem Karren bei einem Futtertrog fest und ging auf das Haus zu.

Sofort nahm er den Geruch von Blut und Innereien wahr, der daraus hervorströmte. Dies war demnach zweifellos das Haus des Schlachters. Henri trat näher. Die Eingangstür war

geöffnet. Im Haus war alles still. Und auch die Straße lag verlassen da. Als Henri sich mehrfach vergewissert hatte, dass niemand ihn beobachtete, betrat er das Haus.

Er durchquerte den Vorraum und trat in einen Flur. Der Geruch nach Blut und Exkrementen wurde stärker. Henri lauschte.

»Tullo? Tullo Battistini? Antworte mir!«

Nichts rührte sich.

Henri trat an das Podest, das vor der Kellertreppe lag. Am Fuß der Treppe sah er ein Licht.

»Tullo?«

Henri stieg die Stufen hinab.

»Tullo! Ich komme, um dich etwas zu fragen!«

Vom Fuß der Treppe klang plötzlich ein Geräusch herauf. Henri blieb stehen. Was war das? Ein Lied? Es klang wie ein Summen. Betete dort jemand?

»Tullo Battistini!«

Henri zog sein Schwert. Stand jetzt auf der letzten Stufe. Das Geräusch war wieder verstummt. Henri blickte zur Seite, etwas erschien ihm dort merkwürdig, aber was?

Der Schlag traf ihn völlig unvorbereitet von hinten.

Henri taumelte. Er fiel gegen einen Tisch mit einer dicken Platte, von dem zahllose dicke Fliegen aufstiegen. Er fragte sich noch, wieso es sie hier mitten im Winter gab, und versuchte, sich an der Tischplatte festzuhalten, aber er rutschte an der glitschigen Oberfläche ab. Dann verlor er das Bewusstsein. Das Letzte, was er sah, war eine schemenhafte Gestalt, die an ihm vorbei zur Treppe huschte.

Als er wieder zu sich kam, war ihm sofort klar, dass noch nicht viel Zeit vergangen sein konnte. Die Fliegen waren noch nicht wieder zur Ruhe gekommen. Henri rappelte sich stöhnend auf. In seinem Kopf dröhnte es, aber er konnte sich bewegen.

Henri stieg die Kellertreppe hinauf, wobei er sich an der Wand abstützte. Oben angekommen, entdeckte er Blutspuren auf dem Boden. Einzelne Tropfen, die nach draußen auf die Straße führten.

Mühsam bestieg Henri sein Pferd. Ihm wurde kurz schwindlig, er riss sich dann aber zusammen und ritt los. Er folgte der Blutspur. Sie führte die Gasse hinauf, die zum ersten der drei großen Plätze Lodis führte.

Schon von weitem sah Henri die Menschenmenge. Er hörte Geschrei. Aber es kam nicht aus der Menge. Die Leute, die alle wortlos vor sich hin starrten, hatten sich um etwas herumgeschart. Henri trieb sein Pferd an, bis er den Platz erreicht hatte, und sprang dort sofort ab.

Energisch bahnte er sich einen Weg durch die Gaffer. Schon wieder hörte er diesen seltsamen Singsang, der jetzt immer wieder durch lautes Schreien unterbrochen wurde. Und dann sah er, woher die Geräusche kamen.

Inmitten der stummen Menschenschar drehte sich jemand im Kreis herum. Aufgrund der Kleidung schloss Henri, dass es sich um den Schlachter handeln musste. Sein Gesicht war allerdings nicht zu erkennen, denn über den Schultern sah man statt eines menschlichen Gesichts einen blutigen Schweinekopf. Tullo hatte ihn sich übergestülpt, nachdem er das Tier gerade geschlachtet hatte. Seine Stimme drang durch den Schädel dumpf nach außen.

»Das ist ja ekelhaft!«, sagte eine Frau.

»Er ist verrückt geworden!«, fügte eine andere hinzu.

»Ja, er ist verrückt geworden«, tönte es aus dem Schweinskopf. »Tullo ist verrückt geworden! Und wie auch nicht! Denn Tullo ist ein Mörder! Aber Tullo ist auch ein Mensch! Soll er da nicht verrückt werden?«

Henri trat näher. »Wen hast du umgebracht, Tullo? Hast du Umberto di Angero getötet?«

Tullo riss sich jetzt den Schweinskopf herunter und warf ihn in hohem Bogen in die Menge. Einige Frauen kreischten entsetzt auf.

Tullo stand zitternd da. Sein Kopf war über und über mit Blut und hellem Schleim besudelt. Er winselte.

»Umberto! Ja, Umberto! Fürst Orlando! Und sein Konkurrent zuvor! Aber ich bin ein gläubiger Christ! Ich glaube an die Jungfrau Maria! Soll ich da nicht verrückt werden?«

»Wer gab dir den Auftrag, Umberto zu ermorden, Tullo?« Henri stand jetzt dicht vor dem Schlachter.

»Wer? Fürst Orlando natürlich! Fürst Orlando! Dieses Schwein!« Tullo stieß grunzende Laute aus.

»Ihr habt es alle gehört«, sagte Henri in die Menge. »Euer Fürst ist ein Verbrecher!«

»Ich bringe dich jetzt sofort zum Stadthauptmann«, sagte Henri. »Und dort nehmen wir deine Aussage auf.«

Tullo blieb stehen. Er bebte. Aus seinem Mund kam ein seltsamer, winselnder Gesang.

Henri blickte den Schlachter angewidert an.

Der Stadthauptmann war gezwungen, ein Protokoll aufzunehmen. Zunächst wurde Tullo allerdings von einer Badeghilfin gewaschen, denn er starrte vor Dreck am ganzen Körper, und er stank dermaßen, dass man es kaum längere Zeit in seiner Nähe aushalten konnte.

Anschließend wurde Tullo verhört. Inzwischen hatten sich viele Zeugen gemeldet, die alle darauf bestanden, gehört zu werden. Außerdem forderten die Bürger einstimmig, dass alle Verhöre und Aussagen öffentlich durchgeführt werden sollten. Der Stadthauptmann wusste sich gegen ihre Übermacht nicht zu wehren und gewährte ihnen ihre Forderung.

Tullo schien nicht bei Verstand zu sein. Er kannte allerdings so viele Einzelheiten im Zusammenhang mit dem Mord an Umberto di Angero, die niemand außer dem Mörder hätte wissen können, dass bald kaum einer mehr glaubte, ein anderer habe die Tat begangen.

Tullo wurde eingesperrt. Die Büttel legten sicherheitshalber eine doppelte Kette an die Tür. Der Richter hielt den Mordverdacht für ausreichend und bereitete einen öffentlichen Prozess vor.

Der Magistrat beriet. Was sollte im Fall Orlando geschehen? Man beschloss, den Fürsten abzusetzen. Wenn er den Verdacht nicht ausräumen konnte, wäre er früher oder später nicht mehr tragbar in seinem Amt.

Der Magistrat weigerte sich anfangs, gegen den Fürsten vorzugehen. Er wollte nichts von einem Aufstand wissen. Aber weil die Bürger hartnäckig darauf bestanden, dass nun endlich durchgegriffen würde, gaben die Verantwortlichen schließlich, wenn auch widerwillig, nach und leiteten die notwendigen Schritte ein. Auch der Komtur machte eine Aussage. Er bestand ebenfalls auf einem Prozess vor dem christlichen Stadtgericht. Die Familien di Angero und della Rocca schickten jeweils einen Vertreter, der bei der Vernehmung Tullos zugegen war. Und als Fürst Orlando, den man noch am Tag von Tullos Schweinstanz auf seinem Landsitz verhaftet hatte, verhört wurde, waren Paolo della Rocca und Pietro di Angero sogar persönlich anwesend. Danach gaben sie sich zum ersten Mal die Hand.

Der wichtigste Zeuge für die Anklage war Henri de Roslin. Nachdem er seine Aussage gemacht hatte, dankte ihm der Richter. Und auch der Stadtmagistrat und seine drei Beisitzer murmelten Dankesworte. Anschließend stattete Henri sowohl den della Roccas als auch den di Angeros einen Besuch ab und sprach mit allen Familienmitgliedern.

Kurz darauf kam es zu einem bewegenden Treffen im Sitzungssaal des Rathauses. Zum ersten Mal traten Francesco und Anna als Ehepaar in der Öffentlichkeit auf. Es wurde ausgiebig applaudiert. Nella della Rocca umarmte Maria und Pietro di Angero. Francesco umarmte Pietro. Anna fiel Paolo della Rocca in die Arme. Sie gelobten, fortan in Frieden miteinander zu leben. Die Waffen wurden feierlich abgelegt und von zwei Bütteln eingesammelt.

Henri war allerdings immer noch misstrauisch. Er traute dem Stadtmagistrat nicht. Hatte ihn der Statthalter nicht schon einmal hereingelegt? Aber am nächsten Tag schickte der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, einen neuen Statthalter nach Lodi. Dieser erklärte, dass sein Vorgänger abgesetzt sei und in Mailand verbleiben müsse. Auf diese Weise erspare man es den Bürgern von Lodi, ihn zu verbannen.

So nahmen die Dinge in Lodi vorläufig ein gutes Ende.

Henri de Roslin wollte die Prozesse nicht abwarten, für ihn gab es in der Stadt nichts mehr zu tun. Am Tag seiner Abreise versammelten sich viele Bürger auf dem Platz vor dem Rathaus. Man ließ den Orden der Tempelritter hochleben. Der neue Statthalter der Visconti versprach den Rittern, dass sie auch ihre Ordensbrüder aus Mailand aufnehmen dürften, wenn sie es wollten. Sie würden wegen des Aufruhrs in Mailand nicht verfolgt werden.

Henri machte schließlich noch einen Ausritt mit Francesco und Anna, um in Ruhe von ihnen Abschied zu nehmen.

Sie ritten durch die nun wieder von Schnee bedeckte Landschaft. Es war noch einmal kälter geworden, die Luft war klar und frisch.

»Wenn ich aus Rom zurückkehre, werde ich euch besuchen«, versprach Henri dem jungen Paar. »Ich hoffe, ihr könnt in Frieden leben und miteinander glücklich werden. Der Streit

zwischen euren Familien ist beigelegt. An euch ist es nun, dafür zu sorgen, dass das so bleibt.«

»Wir haben dir so sehr zu danken, Henri!«, sagte Francesco. »Ohne dich wäre alles ganz anders gekommen – und in jedem Fall schlimmer.«

»Wann immer du Hilfe brauchst, Henri de Roslin«, fügte Anna hinzu, »komme zu uns! Wir schulden dir unser Glück und unser Leben.«

»Und ich wollte meinem Leben schon ein Ende setzen«, sagte Francesco mit bebender Stimme.

»Schweig!«, sagte Anna. »Ich will gar nicht daran denken!«

Henri zügelte sein Pferd. Er wendete es in Richtung der beiden um. Sie standen einen Moment lang bewegungslos da und blickten sich an. Die Pferde warfen die Köpfe, als nickten sie einander zu. Die drei Reiter legten noch einmal die Hände übereinander, wie zur Bekräftigung ihres ewigen Bundes.

Anna und Francesco trugen jetzt goldene Ringe. Die Stadt würde ihnen zu Ehren noch ein großes Fest geben.

Henri war glücklich. Er sagte Lebewohl, wendete sein Pferd und ritt davon.

Anna und Francesco warteten, bis er hinter einem Hügel verschwunden war. Dann wendeten auch sie ihre Pferde.

»Er ist ein großartiger Mann!«, sagte Anna schwärmerisch. »Er könnte selbst dir gefährlich werden, mein Liebster!«

Francesco erschrak. Aber dann bemerkte er das spitzbübische Lachen in Annas Augen und lachte befreit auf. Anna gab dem Pferd die Zügel frei, und es schoss davon. Francesco folgte ihr.

Und noch vor den Stadttoren von Lodi hatte er seine liebreizende junge Frau eingeholt.

*Herbst 1318. In Nordfrankreich*

Uthman war sich nicht sicher, ob Madeleine ihn richtig verstanden hatte. Sie blieb auf der Anhöhe stehen, gleich oberhalb der Lagerstatt. Henri hatte seine Erzählung gerade abgeschlossen, und Madeleine war sofort hinaufgestiegen. Uthman rief ihr zu, es sei gefährlich, dort oben zu stehen, denn der Wind war stärker geworden und presste Madeleines Rock fest gegen ihren Körper. Die junge Frau schwankte leicht, sie hatte die Hand über die Augen gehalten, um gegen die tief stehende Sonne blicken zu können, und war gebannt von etwas, das sie in der Ferne sah.

»Madeleine! Was ist denn? Was siehst du?«

»Ich sehe Reiter«, erwiderte sie. »Sie kamen auf uns zu, aber nun schlagen sie eine andere Richtung ein. Sie ziehen zum Meer. Ach, wäre ich doch auch am Meer!«

Uthman stand auf und kletterte zu ihr empor. Er stellte sich hinter sie und blickte in dieselbe Richtung wie sie. Tatsächlich bewegte sich in der Senke ein langer Zug von Pferden und Reitern mit Packtieren nach Westen. Ihre Schatten waren lang und dünn.

»Wie hat dir die Geschichte von Anna und Francesco gefallen?«, fragte Uthman.

Madeleine schweig einen Moment. »Sie stimmt mich traurig«, sagte sie dann.

»Aber warum? Die beiden haben doch alle Hindernisse überwunden und zusammengefunden. Das ist wunderbar!«

»Das ist es. Aber ich hatte gehofft, in ihrer Geschichte eine Lösung für uns zu entdecken«, sagte Madeleine schwermütig.  
»Doch die gibt es nicht. Unser Fall liegt anders. Wir können zusammenbleiben. Aber heiraten wie die beiden aus Lodi, das können wir nicht.«

»Dann bleiben wir eben zusammen – als gute Freunde!«

Madeleine wandte sich um und blickte ihn an. Er sah das Glitzern in ihren Augen. »Das genügt dir?«

Uthman schlang seine Arme um die schöne junge Frau.  
»Nein, das genügt mir nicht. Aber wir können eben nicht zueinander kommen, wenn wir nicht verheiratet sind. Das wissen wir beide. Und trennen möchte ich mich nicht von dir. Ich liebe dich.«

»Ich bin die keusche Frau aus deiner Sure vom Tisch«, sagte sie. »Ich will deine Ehefrau sein, nicht dein Buhlweib.«

»Und ich will dein Ehemann sein und nicht dein Beschäler«, erwiderte Uthman. »Ich möchte dich ehren, indem ich dich heirate.«

»Ich bin drauf und dran, Henri zu bitten, für uns eine Lösung zu finden, die wir dann akzeptieren«, seufzte Madeleine.  
»Denn allein schaffen wir es nicht.«

»Henri kann kämpfen, aber er ist kein Ehestifter«, meinte Uthman. »Außerdem wissen wir doch gar nicht, ob die Liebe des jungen Paares aus Lodi wirklich Bestand hatte.«

»Da Henri sich so für sie eingesetzt hat, währt die Liebe der beiden sicher ewig.«

»Überfordern wir ihn da nicht ein wenig mit unserer Bewunderung?«

»Vielleicht. Aber er hat wenigstens etwas getan. Wir reden immer nur, und alles bleibt beim Alten«, klagte Madeleine.  
»Ich will allerdings nicht ungerecht sein. Auch ich möchte bei dir sein, und ich will dich nie verlassen.«

»Wir werden eine Lösung finden, Madeleine!«

»Gehen wir hinunter zu Joshua, Sean und Henri – du hast wunderbare Freunde, Uthman.«

Am Lagerfeuer erzählte Henri das Ende der Geschichte. Was hatte ihn in Lodi erwartet, als er Wochen später von seiner Pilgerfahrt nach Rom zurückgekehrt war?

»Nun«, sagte Henri. »Es herrschte tatsächlich noch immer Frieden in der Stadt. Tullo Battistini war zum Tode verurteilt und dem Gesetz der Stadtstaaten gemäß geköpft worden. Fürst Orlando sollte den Rest seines Lebens in Hausarrest verbringen, flüchtete dann aber nach Zypern, was er besser nicht getan hätte, da er auf der Überfahrt bei stürmischer See ums Leben kam. Der neue Statthalter war ein gerechter Mann. Und die ehemals zerstrittenen Familien hatten ihre Fehde endgültig beigelegt. Sie hatten gemeinsam eine Statue für Umberto di Angero gestiftet, die am Palazzo Visconti aufgestellt worden war. Aus Todfeinden waren durch die Liebe zweier junger Menschen Verbündete geworden.«

»Und die beiden Liebenden?«, fragte Madeleine. »Wie ist es ihnen ergangen?«

»Die Stadt richtete zu ihren Ehren nachträglich eine große Hochzeitsfeier aus. Alle Adligen und Großbürger Lodis waren verpflichtet worden, sich an den Kosten zu beteiligen. Aus Mailand kam sogar eine Abordnung der Visconti.«

»Dann ist es sicher ein schönes Hochzeitsfest geworden, mit vielen Geschenken für Anna und Francesco!«

»Gefeiert wurde einen ganzen Tag und eine ganze Nacht«, bestätigte Henri. »Alle Priester Lodis zelebrierten gemeinsam die Messe. Der Boden des Weges, den das Brautpaar nahm, wurde mit weißen Tüchern ausgelegt, und die Häuserwände hatte man mit Wacholderzweigen geschmückt. Noch nie hatte man in Lodi so viel Prunk gesehen, die Ritter in Goldbrokat, mit goldenen Ketten, die Bürger in Samt und Seide.«

»Herrlich!«, schwärmte Madeleine.

»Anna und Francesco lebten bei meiner Rückkehr in einer Stadtvilla im Süden Lodi. Anna war schwanger, und Francesco war auf dem besten Weg, ein erfolgreicher Händler zu werden, ganz zur Freude seines Vaters.«

»Warst du danach noch einmal in Lodi?«

Henri nickte. »Im Jahr darauf. Der Tempel schickte mich mit einem heiklen Auftrag in die Lombardei. Doch das ist eine andere, geheimnisvolle Geschichte.«

»Die ein anderes Mal erzählt werden will«, lachte Uthman.

Und Madeleine sagte verträumt: »Ach, wären wir doch hier in Lodi. Und wären wir doch die Helden und Heldinnen deiner Geschichte, Henri! Man hätte uns ein großes Hochzeitsfest ausgerichtet! Wie glücklich könnten wir dann sein!«

»Nun, ganz problemlos ging es nicht weiter«, gab Henri zu.

»Ich denke, wir sollten mit unserer Situation zufrieden sein«, ließ sich Joshua nach langem Schweigen vernehmen. »Alles Unglück beginnt meistens damit, dass man unzufrieden ist und anderen etwas neidet. Nicht nur das, man gibt ihnen die Schuld an der eigenen Misere. Uns geht es doch gut!«

Sean holte seine dreilöchrige Knochenflöte aus seinem Beutel hervor und begann ein Lied zu spielen. Der Knappe hatte Henris Erzählung innig gelauscht. Er hatte wohl an seine eigenen Liebesabenteuer gedacht und daran, wie wenig Glück ihm am Ende beschieden gewesen war.

Bald legten sich die Gefährten zur Ruhe, denn sie hatten noch einen weiten Weg vor sich. Sie wollten nach Calais, ans Meer, wo es eine alte Komturei gab. Die Stadt hatte sie den Juden geschenkt, und diese hatten sich dort angesiedelt.

Als sie am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang aufbrachen, begannen plötzlich die Wolken zu leuchten. Es war ein Lichtspiel, das sich keiner von ihnen erklären konnte.

»Vielleicht ist es ein Komet, der uns den Weg nach Calais weisen soll«, scherzte Sean.

»Wir sind nicht die Heiligen vier Könige, und Calais ist nicht Bethlehem«, lachte Henri.

»Und ein neuer Messias wurde in Calais gewiss auch nicht geboren«, mutmaßte Joshua.

Dann tauchte plötzlich eine leuchtende Fackel am Himmel auf und zog über ihren Köpfen dahin. Die Freunde blickten ihr eine Weile stumm hinterher, sie erinnerten sich, dass sie ein ähnliches Phänomen vor nicht allzu langer Zeit bereits in der Provence gesehen hatten. Nach einer Weile saßen sie auf und ritten nach Norden.

Die Fackel stand die ganze Zeit über am Himmel, und die Gefährten glaubten fast, sie wolle ihnen etwas ganz Besonderes bedeuten. Staunend folgten sie diesem Zeichen.

## *Historische Nachbemerkung:*

### *Die italienischen Städte im Mittelalter*

Im vorliegenden Roman erzählt Henri seinen Freunden von einem Abenteuer, das er viele Jahre zuvor in Oberitalien erlebte. Die führenden Handelsstädte dieser Region hatten sich in jahrzehntelangen Auseinandersetzungen – vor allem mit dem Kaiserhaus und seinen Vertretern – von nahezu allen fremden Herrschaftsansprüchen freigemacht. Vorkämpfer der neu erlangten Unabhängigkeit war die gesellschaftliche Elite dieser Städte – in Handelsgeschäften tätige Adlige sowie reiche Kaufleute bürgerlicher Herkunft, die in erster Linie aus wirtschaftlichem Eigeninteresse handelten.

Die Anstrengungen dieser Männer trugen reiche Früchte: Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden die Märkte rund um das Mittelmeer fast unangefochten von Kaufleuten der freien italienischen Handelsstädte beherrscht, die Luxuswaren aus dem Orient nach Europa lieferten. Der endgültige Zusammenbruch der Kreuzfahrerstaaten hatte daran wenig geändert. Seit dem ersten Kreuzzug und der Eroberung Jerusalems hatten die italienischen Händler Verbindungen in die gesamte damals bekannte Welt geknüpft, auch nach Byzanz und zu den islamischen Reichen. Man traf sie überall dort, wo Geld zu verdienen war; sie trieben in erster Linie Handel, ohne Rücksicht auf politische Interessen.

Die Voraussetzungen, die zur Gründung der italienischen Stadtrepubliken in der Mitte des 13. Jahrhunderts führten, lassen sich heute nicht mehr genau klären. Fest steht, dass die Politik der späteren Stadtrepubliken bis ins 11. Jahrhundert

hinein von den so genannten *boni homines*, den Stadtherren, bestimmt wurde. Im Zuge dessen kam es zur Einführung des Konsulats; in Pisa beispielsweise etablierte es sich, wie urkundlich belegt ist, zwischen 1081 und 1085. Die Konsuln wurden in freien Wahlen als Repräsentanten für die gesamte Kommune gewählt. Viel entscheidender als die Wahl dieser Vertreter war für die Unabhängigkeit der oberitalienischen Städte allerdings deren Ablösung von den Feudalherren, die bis dahin die Rechtsgewalt über das Stadtgebiet innehatten. Oft waren es Bischöfe, zum Teil aber auch hohe Adlige, ohne deren Zustimmung die Bürgerschaft politisch wie wirtschaftlich kaum handlungsfähig war. Zunächst arbeiteten die Konsuln noch mit den alten Herren zusammen, doch allmählich lösten sie sich aus deren Bevormundung. Dies gelang ihnen allerdings nur mit Hilfe des Kaisers, der den Städten – dafür, dass sie ihn finanziell unterstützten – nach und nach die notwendigen Privilegien für die uneingeschränkte Selbstbestimmung gewährte.

Um die neu gewonnene Selbständigkeit zu festigen und verteidigen zu können, war es für die freien Handelsstädte schon bald von Bedeutung, auch die Kontrolle über die an die Stadt angrenzenden Gebiete zu erlangen. Da dies für eine Kommune allein nicht immer einfach war, nahmen die nun autonomen Städte bald auch untereinander Kontakt auf, um sich gegenseitig zu unterstützen.

## *Genua – Aufschwung in der Kreuzzugszeit*

Zu den großen Gewinnern der Kreuzzüge gehörten die italienischen Seestädte, die sich schon frühzeitig darum bemüht hatten, Handel mit dem Heiligen Land zu treiben. Zunächst hatten sich die dort ansässigen Kaufleute zwar vorsichtig verhalten – bevor nicht abzusehen gewesen war, dass der erste Kreuzzug erfolgreich sein würde, hatten sie ihre Flotten nicht ausgeschickt (und das, obschon die Städte eigens von Papst Urban II. [PM 1088-1099] zur Teilnahme am Kreuzzug aufgefordert worden waren) –, doch sobald die ersten befestigten Orte an der Küste Syriens erobert worden waren, fuhren die italienischen Handelsschiffe ins Heilige Land und versorgten die Kreuzfahrer – natürlich gegen Geld und wertvolle Privilegien – mit allem, was sie benötigten.

Die Vorreiterrolle bei diesen Geschäften übernahm Genua. Sobald die Kreuzfahrer Laodikeia besetzt hatten, stachen genuesische Handelsschiffe in See, um sie zu beliefern. Und als die Versorgung der Belagerer vor Jerusalem immer schwieriger wurde und es vor allem an Bauholz fehlte, waren es wiederum genuesische Händler und Seeleute, die im Hafen von Jaffa mit allen benötigten Materialien und Waren anlandeten.

Kurz nach der Gründung des Königreichs Jerusalem schloss Genua bereits Verträge mit den chronisch an Geldnot leidenden Kreuzfahrern, die ihnen einträgliche Märkte und Rohstoffquellen sicherten. Darüber hinaus ließ man sich Grundbesitz und Handelsprivilegien überschreiben. Schon 1098 hatten sieben genuesische Kaufleute mit Bohemund von Tarent einen Vertrag geschlossen, der ihnen für ihre finanzielle Unterstützung nicht nur die Eigentumsrechte an der Johanneskirche in Antiochia, sondern auch an 30 Häusern und

einem Brunnen in der Stadt überließ. Einen ähnlich großen Gewinn erzielten die genuesischen Kaufleute nach der Eroberung von Caesarea im Jahr 1101. Und als Genua drei Jahre später die Eroberung von Akkon mit 40 Galeeren unterstützte, war dies gewiss keine uneigennützig Tat. Immerhin erhielten die Genueser für diese Hilfe einen Platz in Jerusalem, eine Straße in Jaffa und je ein Drittel der Städte Arsuf, Caesarea und Akkon. Entscheidend war, dass die genuesischen Händler von jeglichen Abgaben auf Handelsgeschäfte in ihren Besitzungen im Heiligen Land befreit waren. Somit gewann Genua in kürzester Zeit eine Reihe von äußerst einträglichen Handelsplätzen an der Küste Syriens.

Diesen immensen Vorteil ließen die Genueser nicht ungenutzt. Trotz ihrer christlichen Herkunft scheuten sie sich nicht, neben den Kreuzfahrerstaaten auch mit dem islamischen Ägypten Handel zu treiben. Außerdem dehnten sie ihre Geschäfte auf die größte Handelsmetropole im östlichen Mittelmeer aus: Konstantinopel. Hier stand ihnen, ebenso wie den Venezianern und Pisanern, ein eigenes Quartier zur Verfügung.

Im Heiligen Land entwickelte sich Akkon zum Tummelplatz für die italienischen Händler. Hin und wieder kam es dort sogar zu Kämpfen zwischen den einzelnen Kaufleuten, die sich untereinander nie einig und immer auf ihren Vorteil bedacht waren. Ihrer Handelstätigkeit taten diese Kämpfe jedoch kaum Abbruch, denn neben ihrem Einfluss in der Stadt behielten die Händler immer auch die politischen Entwicklungen im Auge, die ihnen Gelegenheiten für neue einträgliche Geschäfte boten. So waren es dann auch wieder einmal die Genueser, die nahezu die gesamte Versorgung des Heeres organisierten, mit dem König Ludwig IX. [Kg. 1226-1270] 1248 zum sechsten Kreuzzug aufbrach. Darüber hinaus versorgten sie den König

mit Geld, woraufhin dieser bereitwillig Wechselbriefe auf den im Tempel in Paris unter dem Schutz der Templer aufbewahrten Staatsschatz ausstellte.

Solche und andere Schachzüge waren es, die Genua und die anderen oberitalienischen Stadtrepubliken dazu verhalfen, ihre Handelsverbindungen im Laufe des 13. Jahrhunderts auf den gesamten Mittelmeerraum auszudehnen.

## *Venedig*

Von allen italienischen Seestädten war Venedig die erfolgreichste. Die ursprünglich von Byzanz abhängige Stadt gewann nach und nach immer mehr politische und wirtschaftliche Privilegien, bis sie im 12. Jahrhundert schließlich unabhängig agieren konnte. Die höchste Gewalt in der Stadtrepublik hatte der Doge inne. Er besaß militärische wie richterliche Kompetenzen, konnte allerdings nicht völlig unabhängig regieren, denn er wurde von den Angehörigen des Adels gewählt und war absetzbar. Nachdem 1032 der Versuch der Familie Orseolo, das Amt erblich zu machen, gescheitert war, setzte man sechs Tribune ein, um den Dogen zu kontrollieren. Ende des 12. Jahrhunderts wurde die Macht des Dogen durch den Großen Rat, dem von 1297 an nur noch jene Bürger angehören durften, deren Familien im Goldenen Buch der Stadt gelistet waren, weiter eingeschränkt. Eine noch stärkere Kontrolle des Dogen erfolgte durch den zwei Jahrzehnte später eingerichteten »Rat der Zehn«.

Wie die Genueser, so beteiligten sich auch die Venezianer mit einigen Flotten an frühen Kreuzzugsunternehmungen, woraufhin sie ihre Handelsbeziehungen auf den östlichen Mittelmeerraum ausdehnen konnten. Als 1203 wieder einmal ein Kreuzzug aufbrechen sollte, waren sie gern bereit, den zum Transport des Kreuzheers benötigten Schiffsraum gegen Bezahlung zur Verfügung zu stellen. Allerdings erklärten sich schließlich doch nicht alle Teilnehmer des Kreuzzugs bereit, mit den Venezianern zu fahren; sie gelangten auf anderen Wegen ins Heilige Land. Die in Venedig verbliebenen Kreuzfahrer gerieten daraufhin in Geldnot, denn die Venezianer bestanden trotz allem auf der Zahlung des vollen

Transportpreises, der zuvor für ein viel größeres Heer ausgehandelt worden war.

In dieser Lage machte Venedig das größte Geschäft seiner Geschichte. Zunächst überredete man die Kreuzfahrer, die von Venedig abgefallene Stadt Zara in Dalmatien zu erobern. Und nachdem dies geschehen war, warteten die Venezianer mit einem weiteren Plan auf: Die Kreuzfahrer sollten helfen, den vertriebenen Kaiser Isaak II. [Bas. 1203-1204] wieder auf den byzantinischen Thron zu setzen. Das Vorhaben gelang zwar, doch ein Aufstand in Konstantinopel sorgte für eine erneute rasche Absetzung Isaaks. Daraufhin griffen die Kreuzfahrer, mittlerweile unter dem Einfluss Venedigs stehend, zur Gewalt. Am 12. April 1204 fielen sie in Konstantinopel ein, und in den folgenden drei Tagen plünderten sie die reiche Stadt am Bosphorus zur Gänze. Von der unermesslichen Beute, darunter zahlreiche wertvolle Reliquien, erhielt Venedig den Löwenanteil; so gelangten als vielleicht spektakulärster Teil der Beute die berühmten Bronzepferde von San Marco nach Venedig.

Nach dem Überfall auf Konstantinopel wurde das Lateinische Kaiserreich unter der Oberherrschaft von Venedig gegründet. In Verträgen, die schon vor dem Sturm auf die Stadt aufgesetzt worden waren, ließ der damals bereits 90-jährige und nahezu blinde Doge Enrico Dandolo [Dg. 1192-1205] Venedig riesige Gebiete des Byzantinischen Reichs, aber auch umfangreiche und einträgliche Handelsprivilegien zusprechen. Darüber hinaus erhielt Venedig bei der Aufteilung des Reichs unter den Siegern Epirus, die Ionischen Inseln, Akarnien, Ätolien, große Teile der Peloponnes, die Inseln Ägina und Salamis, Festungen auf Euböa, die Kykladen, Lampsakos auf der Halbinsel Gallipoli und die Provinz von Adrianopel bis zum Marmarameer. Damit war die Sicherheit des Handelsverkehrs zwischen Konstantinopel und Venedig gewährleistet. Das

Stadtgebiet Konstantinopels selbst stand zu drei Achteln unter der direkten Kontrolle Venedigs, darunter die besten Ankerplätze am Goldenen Horn. Zusätzlich ließen sich die Venezianer von den Lateinischen Kaisern die völlige Abgaben- und Zollfreiheit verbrieft sowie das Recht, jeden Konkurrenten von den eigenen Märkten vertreiben zu dürfen.

Durch diese Eroberungen stieg Venedig zur herrschenden Macht im östlichen Mittelmeer auf.

Auch wenn sich die Stadt damit territorial stark erweitert hatte, hatten der gewaltigen Unternehmung in erster Linie wirtschaftliche Interessen zugrunde gelegen. Denn mit der faktischen Unterwerfung des byzantinischen Reichs war weniger ein militärischer Feind ausgeschaltet worden als ein Konkurrent auf den begehrten Märkten. Alle wirtschaftlichen Einschränkungen, die durch Vorschriften entstanden waren, die Byzanz erlassen hatte, waren nun beseitigt, der Handel mit Asien stand den Italienern offen und war schon bald in ihrer Hand. Wie fruchtbar dieser Handel war, zeigt ein venezianisches Seestatut von 1233, das zahlreiche Waren listet, die aus Syrien exportiert wurden, darunter Baumwolle, Süßholz, Zuckerrohr, Pfeffer und andere Gewürze, Reis, Myrrhe, Weihrauch, Kardamom, Indigo und verschiedene Stoffe.

In den Jahrzehnten nach der Eroberung Konstantinopels waren die venezianischen Kaufleute hauptsächlich bemüht, ihre Verbindungen gen Osten auszubauen, um Anschluss an den Handel mit Innerasien zu gewinnen und Zugang zu den Märkten Südrusslands zu erhalten. Ihr diesbezüglicher Erfolg hielt allerdings nicht lange vor. Bereits 1261 fand das Lateinische Kaiserreich sein Ende, und die Byzantiner nahmen wieder ihre alten Positionen ein. Lediglich auf den Inseln des östlichen Mittelmeers konnten sich die Venezianer bis zur osmanischen Eroberung halten. Hier allerdings standen sie in

direkter Konkurrenz zu den Kaufleuten anderer Hafenstädte, wobei die Konflikte daraus entstanden, häufig auch zu bewaffneten Auseinandersetzungen führten.

## ***Eine Kaufmannsstadt als politisches Gebilde: Florenz***

Die Entwicklungsschritte der nicht am Meer gelegenen italienischen Städte hin zu ihrer nahezu unangefochtenen Autonomie ähneln jenen der Hafenstädte. Die jeweiligen Institutionen der Stadtherrschaft und -verwaltung waren den verschiedenen Stadtrepubliken weitgehend gemein, auch wenn die einzelnen Funktionen teilweise anders benannt wurden. Die Erfolgsgeschichte von Florenz kann daher als ein anschauliches Beispiel für die allgemeine Entwicklung der italienischen Stadtrepubliken im 13. Jahrhundert betrachtet werden.

Im Jahr 1250 hatte es in Florenz eine Entscheidung von großer Tragweite gegeben. In diesem Jahr waren die Truppen Kaiser Friedrichs II. [Ks. 1220-1250] vor den Mauern der Stadt vernichtend geschlagen worden. Die Macht der Kaisertreuen, der so genannten Ghibellinen, war damit gebrochen.

Als Sieger aus dem sich an diese Schlacht anschließenden politischen Umsturz innerhalb der Mauern von Florenz gingen die Guelfen hervor, die Anhänger des Papstes, die in erster Linie aus dem florentinischen Großbürgertum kamen und sich aus Richtern, Notaren, Handelsherren und Vertretern der Kirche zusammensetzten. Diese Männer hatten sich in sieben Zünften organisiert, von denen die angesehenste die der Juristen war (*arte dei giudici e dei notai*). Daneben gab es die *arte di calimala*, die Vereinigung der Tuchhändler, die viele der Ältesten stellten, die *arte di cambio*, in der sich die Geldwechsler zusammengeschlossen hatten, die *arte della lana*, unter der sich die Wollproduzenten und -händler versammelten, und die *arte di por Santa Maria*, die Zunft der Seidenproduzenten. Darüber hinaus hatten die Ärzte und

Apotheker ihre eigene Zunft (*arte dei medici e speciali*) sowie die Kürschner und Pelzhändler (*arte dei vaiiai e pellicciai*).

Die Mitglieder dieser Zünfte betrachteten sich als *popolo*, als Volk von Florenz. Und dieses Volk gab sich noch im Oktober 1250, kurz nach dem Sieg über die kaiserlichen Truppen, eine eigene Verfassung. Von nun an sollte nicht mehr der Kaiser der Herr der Stadt sein, sondern frei gewählte Vertreter der obersten sozialen Schichten von Florenz.

Um den neu gewonnenen Machtanspruch zu behaupten und zu festigen, gründeten die Guelfen eine Miliz, zu deren Aufgaben die Sicherung und Verteidigung der städtischen Unabhängigkeit nach außen ebenso zählten wie die Unterdrückung von Kämpfen innerhalb der Stadt. Diese Miliz rekrutierte sich aus Bewohnern der zwanzig Stadtteile von Florenz, den so genannten *gonfaloni*. An ihre Spitze trat der *capitano del popolo*, der selbst nicht aus Florenz stammte, damit sichergestellt werden konnte, dass er keine eigenen politischen Interessen in der Stadt verfolgte.

Der führende zivile Beamte von Florenz, der die Stadt repräsentierte, war der *podestà*. Auch er kam von außerhalb. Er lebte in einem angemieteten Haus, konnte über eigene Diener und sogar Notare verfügen und hatte sein Amt üblicherweise etwa sechs Monate inne. Zu dem Modus, auch für den Posten des Stadtrepräsentanten einen Fremden zu wählen, hatte man gegriffen, weil es früher, zur Zeit der Konsuln, immer wieder zu Streitigkeiten im Kollegium gekommen war, die sich aus privaten Differenzen innerhalb der führenden Schichten der Stadt entwickelt und politische Entscheidungsfindungen dementsprechend gehemmt hatten. Dies bestätigt beispielhaft ein Bericht, der anlässlich der Einführung des Amtes des *podestà* in Genua aufgesetzt wurde: »Zwietracht unter den Bürgern, üble Verschwörungen und Verfeindungen waren in der Stadt an der Tagesordnung, hauptsächlich deswegen, weil

viele, die brennend gern das Amt eines Konsuls übernommen hätten, neidisch aufeinander waren. Also versammelten sich die *sapientes* und die Ratsmitglieder der Stadt; sie fassten den Beschluss, im folgenden Jahr sollte die Konsulatsregierung der Kommune beendet werden, und fast alle stimmten darin überein, daß man einen *podestà* einsetzen wollte« [zit. n. Waley, 1969, S. 68].

Die tatsächliche Macht in Florenz lag der neuen Verfassung zufolge allerdings nicht beim *podestà*, sondern bei den *anziani*, den zwölf Ältesten, die in kurzen Abständen neu gewählt wurden. Auch sie mussten sich einem strengen Reglement beugen, um nicht in Abhängigkeiten zu geraten und objektiv regieren zu können. So lebten beispielsweise alle *anziani* im Stadthaus, das sie nur gemeinsam verlassen durften. Dort fassten sie alle die Stadt betreffenden Beschlüsse. Ihnen oblagen die Entscheidungen zu allen finanziellen, diplomatischen und militärischen Fragen. Darüber hinaus konnten sie Gerichtsurteile abmildern oder verschärfen. Der städtische Adel war gemäß der florentinischen Verfassung von der Macht weitgehend ausgeschlossen. Allein im »Generalrat der Dreihundert« und im »Rat der Neunzig« konnten sie ihre Meinung äußern. Diese beiden Gremien berieten allerdings nichts, was die Ältesten zuvor nicht genehmigt hatten.

Schon zwei Jahre nach der Einführung der neuen Verfassung nahm sich Florenz das Recht heraus, eigene Goldmünzen zu prägen. Der *fiorino d'oro*, hierzulande besser bekannt unter dem Namen Florin, entwickelte sich schnell zu einer in ganz Europa geschätzten Währung.

Da die neue Verfassung vorrangig auf die Bedürfnisse von Kaufleuten zugeschnitten war, wundert es nicht, dass sich bald auch Adelige verstärkt dem Handel zuwandten. Sie verdingten sich als Kaufleute oder Bankiers und verheirateten ihre Kinder teils sogar mit Bürgerlichen – natürlich nicht ohne

ökonomische Hintergedanken. Die blutigen Auseinandersetzungen innerhalb der Stadt, die schon vor den Zeiten der neuen Verfassung regelmäßig zwischen hoch gestellten Familien gewütet hatten und zumeist auf das Konto des Adels gegangen waren, ließen im Laufe des 13. Jahrhunderts dadurch allerdings nicht nach. Nachdem die neuen Stadtherren erreicht hatten, dass die Geschlechtertürme – gigantische Fluchtburgen und Prestigeobjekte des Adels innerhalb der Stadtmauern – nicht mehr als 29 Meter hoch gebaut werden durften, griffen sie daher bald auch mit aller Härte gegen die blutrünstige Selbstherrlichkeit des Adels durch. Adelige wurden daraufhin wie alle anderen Bürger der vollen städtischen Gerichtsbarkeit unterworfen, und den Bürgern wurde verboten, sich an den Kämpfen der Adligen zu beteiligen.

Vom wirtschaftlichen Aufschwung des 13. Jahrhunderts profitierten die florentinischen Kaufleute in hohem Maße. Sie brachen das Monopol der Tuchhändler aus Flandern, indem sie dafür sorgten, dass die in Florenz produzierten Waren eine so hohe Qualität erlangten, dass sie sich leicht gegen die Konkurrenz durchsetzen konnten. In Florenz wurden zunächst hauptsächlich importierte Tuche weiterverarbeitet und veredelt, die dann mit stattlichem Gewinn weiterverkauft werden konnten. Erst danach begann man, eine eigene Stoffproduktion zu etablieren. Nun wurde nur noch der nötige Rohstoff, die Wolle, aus dem Umland eingeführt, während in der Stadt selbst Webereien und Färbereien in großer Zahl entstanden, die die verschiedensten Tuche produzierten. So blieb das meiste Geld in der Stadt, denn die ansässigen Händler kauften die Rohstoffe ein, streckten das Geld für die Herstellung der Stoffe vor und übergaben diese dann den Spezialisten zur Veredelung. Auch die Versorgung mit den hierfür notwendigen Farben und Ölen lag in ihrer Hand. War

das Endprodukt schließlich fertig gestellt, exportierten es die florentinischen Kaufleute europaweit.

Die enorme wirtschaftliche Expansion brachte es mit sich, dass die Florentiner auch ihre Geldgeschäfte ausweiteten. Und so waren die Bankiers von Florenz ihren Konkurrenten in den anderen norditalienischen Städten bald ebenbürtig. Sie wurden zu Geldgebern für zahlreiche Fürsten, Kaiser, Könige und Päpste, was ihnen im Gegenzug immense Privilegien verschaffte, insbesondere im Hinblick auf den europaweiten Handel; auch politisch gewannen die florentinischen Bankiers dadurch erheblich an Einfluss. Schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts begegnete man Agenten von florentinischen Handelshäusern in London, Paris und Flandern. Sie nahmen den viel beschäftigten Handelsherren in der Heimat die lästige Pflicht der weiten und strapaziösen Verkaufsreisen ab; diese konnten ihre Geschäfte nunmehr vom Kontor aus abwickeln. Eine Folge dieses weit verzweigten Handelsnetzes war die Entstehung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Ihre Finanzkraft ermöglichte es den florentinischen Kaufleuten, als Erste für bargeldlose Wechsel zu garantieren.

Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung von Florenz förderte natürlich das Streben nach Reichtum, Luxus und anderen profanen Werten. Im Gegenzug dazu regte sich bei einigen Florentinern aber auch das Bedürfnis nach geistlichen Werten. So hatte sich bereits vor der Einführung der neuen Stadtverfassung der Orden der Serviten gegründet. Sieben wohlhabende Kaufleute, die ihr vormaliges weltliches Leben aufgeben wollten, um sich in Armut den himmlischen Gütern zu widmen, hatten ihn ins Leben gerufen. 1251 errichteten sie bereits ihre eigene Kirche. Im gleichen Jahr wurden auch die Augustinereremiten in Florenz ansässig.

Die neue Republik, die sich in ihrem Inneren so positiv entwickelte, musste nach außen hin gestärkt und verteidigt werden. Dabei kam es gleich in den ersten Jahren nach Inkrafttreten der neuen Verfassung zu blutigen Auseinandersetzungen. So wurden bereits 1254 Pistoia, Poggibonsi und Volterra mit militärischen Mitteln unter Kontrolle gebracht. Zur Feier dieser Erfolge wurde der Palazzo del Popolo errichtet, der zunächst als Amtssitz des *capitano del popolo* fungierte, bis schließlich 1261 der *podestà* dort einzog.

Kaiser Friedrich II. dessen Niederlage den Erfolg der Stadt begründet hatte, war bereits 1250 gestorben, doch die Freiheit der Florentiner wurde nicht nur am kaiserlichen Hof mit Argwohn betrachtet. Obwohl die papsttreuen Guelfen in Florenz die Macht innehatten, verurteilte auch der Papst die Unabhängigkeit der Stadt als Treuebruch. Im Mai 1256 verhängte er den Bann über Florenz; das geistliche Leben kam daraufhin zum Erliegen, es durften keine Taufen, keine Begräbnisse mit geistlichem Beistand und keine Messen mehr stattfinden – für die Menschen des Mittelalters muss dies ein äußerst bedrückender Zustand gewesen sein. Die obersten Stadtherren reagierten aber dennoch hart: Die päpstlichen Boten wurden ins Gefängnis geworfen, und die Priester, die sich dem Bann aus Rom fügen wollten, bestrafte man ebenfalls. Die seelsorgerische Betreuung der Stadtbevölkerung wurde daraufhin von den Franziskanern übernommen. Insgesamt hielt der religiöse Ausnahmezustand bis zum September 1257 an, erst dann konnten sich Stadt und Papst nach zähen Verhandlungen einigen, und der Bann wurde aufgehoben.

Zu dieser Zeit gab es allerdings schon innerstädtische Differenzen. Angehörige der Familie Uberti, die noch immer mit der kaiserlichen Seite sympathisierte, ermordeten Abgesandte des *podestà*. In der Folge kam es zu Kämpfen im

Palast der Uberti, in deren Verlauf ein Familienangehöriger getötet wurde. Dieser Gewaltakt brachte auch die letzten Ghibellinen dazu, die Stadt zu verlassen und nach Siena zu fliehen. Die Guelfen hatten in Florenz somit einen weiteren Sieg errungen. Doch die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Guelfen und Ghibellinen waren damit nicht beendet.

Das kaisertreue Siena wurde zum Sammelplatz nicht nur für die aus Florenz geflohenen Ghibellinen, sondern auch für zahlreiche andere Kaisertreue. Nicht zuletzt deswegen fanden sich hier auch die Ritter König Manfreds von Sizilien [Kg. 1258-1266], eines illegitimen Sohns Friedrichs II. ein. Die Uberti hatten die Stadt inzwischen in ihrer Feindschaft gegenüber Florenz erfolgreich angespornt. Als die Florentiner den kaisertreuen Städten Oberitaliens aufgrund von Territorialstreitigkeiten den Krieg erklärten, köderten die Sieneser sie mit einer List: Geschickt brachten sie das Gerücht in Umlauf, dass Siena im Falle eines Kampfes bei der ersten Aufforderung kapitulieren würde, und so brach im August 1260 ein 70.000 Mann starkes siegessicheres florentinisches Heer gen Siena auf – das seinen Gegnern allerdings haushoch unterliegen sollte. Am 4. September 1260 wurden die Florentiner bei Montaperti vernichtend geschlagen: 10.000 florentinische Kämpfer fielen, 20.000 gingen in Gefangenschaft. Die Folgen für Florenz waren dramatisch: Die Angehörigen von 17 führenden guelfisch gesinnten Familien mussten die Stadt verlassen, und König Manfred hielt, zusammen mit den einst vertriebenen Ghibellinen, Einzug in Florenz. Die städtische Verfassung wurde aufgehoben, der *capitano del popolo* abgesetzt und sein Amt abgeschafft. Die Zünfte blieben zwar bestehen, verloren aber ihren Einfluss an die Angehörigen der ghibellinischen Partei, die nun im Palazzo del Popolo regierte.

Der Machtwechsel hatte auch fatale Folgen für das Wirtschaftsleben der Stadt. Abgesehen von den maßlosen Zerstörungen an Palästen, Häusern und Manufakturen, schadete dem Handel vor allem die Verbannung der guelfisch gesinnten Kaufleute. Diese legten ihr Geld nun anderswo an und finanzierten den Papst sowie zahlreiche Fürsten, die auf dessen Seite standen. Der Papst wiederum unterstützte bereitwillig die Vorbereitungen zu einem Gegenschlag gegen König Manfred, da er den Kirchenstaat aus der ihm bedrohlich erscheinenden Umklammerung durch das Königreich Sizilien auf der einen und das Deutsche Reich auf der anderen Seite befreien wollte. Und als Karl von Anjou – mit Hilfe der Gelder der florentinischen Kaufleute – schließlich den Kampf gegen Manfred aufnahm, leisteten 146 Vertreter florentinischer Unternehmen dem Papst den Treueid.

Das Schicksal König Manfreds wurde 1266 auf dem Schlachtfeld besiegelt. Sein Heer unterlag dem von Anjou, und er selbst wurde getötet. Florenz konnte daraufhin aus der Hand der Besatzer befreit werden. Sechs Jahre nach der verlorenen Schlacht waren die Florentiner also wieder ihre eigenen Herren – so schien es zumindest.

Denn wenn auch der Neuanfang in der Stadt zunächst unter einem guten Stern gestanden hatte, so verfolgten die Verbündeten der florentinischen Guelfen ihre eigenen Ziele. Karl von Anjou und vor allem der Papst hatten nicht vor, die Stadt völlig sich selbst zu überlassen. Kaum war ein neuer *capitano del popolo* berufen, sprach der Papst erneut den Bann über Florenz aus. Vor allem der Friede, den die wieder eingesetzten Stadtherren mit den besiegten Ghibellinen geschlossen hatten, war ihm ein Dorn im Auge. Als der Bann daran nichts änderte, zog abermals ein Heer vor der Stadt auf, diesmal ein französisches, das die Stadt skrupellos plünderte. Nachdem Florenz dann erneut unterworfen war, wurden die

Ghibellinen abgeurteilt; sie mussten Entschädigungen zahlen und die Stadt verlassen. Florenz selbst profitierte vom eingezogenen Vermögen der Vertriebenen sowie von deren beschlagnahmten Häusern und Palästen. So trugen die florentinischen Guelfen einen weiteren – unfreiwilligen – Sieg davon.

Das Scheitern Konradins, eines Enkels Friedrichs II. des letzten legitimen männlichen Erbes des staufischen Kaiserhauses, der nach seinem Versuch, die Macht des Kaisers wiederherzustellen, 1268 in Neapel hingerichtet wurde, bedeutete den endgültigen Sieg der Guelfen. Florenz setzte sich in der Folge als erfolgreichste Handelsstadt Italiens durch. Pisa und Siena hatten bis zuletzt auf der Seite des Kaisers gestanden – und aus diesem Grund nun zahlreiche ihrer früheren Privilegien verloren. Von diesem Zeitpunkt an waren es florentinische Bankiers, die den Papst finanzierten. Pisa verlor zudem den Handel mit Süditalien. Indes fanden die Kaufleute aus Florenz immer weitere Betätigungsfelder. So wurde beispielsweise der Seehandel zwischen Rom, Neapel, Marseille und Aigues-Mortes nach und nach von florentinischen Händlern übernommen. Ebenso kam der Weizenhandel in Neapel unter die Kontrolle der Florentiner, die auch Tuch und Wolle aus der Provence einfuhrten. Florenz wurde dadurch allmählich wieder reich – reicher sogar, als es je zuvor gewesen war.

Obwohl sie zum Zeitpunkt der Geschichte, die Henri seinen Freunden erzählt, in Florenz noch keine politische Rolle spielten, dürfen die Medici in einem Überblick über die Geschichte dieser Stadt eigentlich nicht unerwähnt bleiben. Daher im Folgenden noch einige Worte zu der vielleicht bekanntesten Großfamilie der italienischen Renaissance: Im Jahr 1216 wurde ein Mitglied der aus dem Mugello stammenden Familie erstmals urkundlich erwähnt, doch

blieben seine Verwandten auch in den folgenden einhundert Jahren politisch nahezu unbedeutend. Wohlhabend waren die Medici in dieser Zeit sicherlich, wenn auch davon auszugehen ist, dass sie keine außergewöhnlichen Reichtümer anhäuften. Dass sie in der Folgezeit immer einflussreicher werden, lässt sich schon daran ablesen, dass die Familie im Jahr 1364 im Zuge einer Zwangsanleihe mit lediglich 304 Florin belastet wurde, wohingegen andere Familien in derselben Situation nahezu das Zehnfache zahlten. Keine hundert Jahre später, im Jahr 1434, hatte Cosmo de Medici bereits die nahezu absolute Macht in der Stadt übernommen. Mit ihm begann, was in der Zeit davor für unmöglich gehalten wurde: Ein einzelner Mann übernahm die Herrschaft in Florenz, und zwar nicht nur für eine begrenzte Zeit, sondern bis zu seinem Tod, und danach ging die Macht auf seine Erben über.

### *Innerstädtische Zwistigkeiten*

Die verschiedenen Parteien innerhalb der italienischen Stadtstaaten waren sich eigentlich nie einig, oft genug auch dann nicht, wenn ein äußerer Feind den inneren Frieden bedrohte. Für viele führenden Familien gehörte es geradezu zum guten Ton, sich mit anderen Sippen zum Teil bis aufs Blut zu bekriegen. An diesen Fehden waren dann nicht nur die jeweiligen Blutsverwandten beteiligt, sondern alle im Sold der jeweiligen Familie stehenden Personen; auch sie wurden zur so genannten *familia* gezählt. Sie rekrutierten sich aus allen Schichten der Bevölkerung, und selbst, wenn sie nicht aktiv an den Auseinandersetzungen teilnahmen, billigten sie diese zumindest. Bereits 1284 schrieb Brunetto Latini: »Krieg und Hass habe unter den Italienern so stark um sich gegriffen, daß es in jeder Stadt eine Trennung und Feindseligkeiten zwischen den beiden Parteien der Bürgerschaft gibt« [Brunetto Latini, *Li Livres dou Tresor*, Buch III, Teil 2].

Am Beispiel von Florenz wurde bereits gezeigt, dass sich die Differenzen zwischen den Guelfen und Ghibellinen – jenen Parteien, von denen Latini spricht – zwangsläufig auf die Innen- und Außenpolitik einer Stadt auswirkten. Allerdings waren es nicht immer nur die gegensätzlichen Ansichten dieser Gruppierungen, die zu innenpolitischen Spannungen und Familienfehden führten. Immer wieder kam es auch zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Magnaten und *popolani* – Adligen und Bürgern. Noch ganz dem Geist und der Ethik des Rittertums verpflichtet, orientierten sich die Stadtbürger an adligen Lebensformen und Idealen, auch wenn der Adel selbst, wegen seiner steten Bestrebungen, die politische Kontrolle an sich zu reißen, nicht unbedingt beliebt war. So wurde das politische Leben innerhalb der italienischen

Stadtstaaten von einem recht ambivalenten Verhältnis zwischen Abneigung und gegenseitiger Abhängigkeit bestimmt.

In vielen Städten verfügte der Adel über einen eigenen Interessenverband, die *societas militum*. Diese Vereinigung ging auch Bündnisse ein, die über die Stadtgrenzen hinausreichten; so schloss im Jahr 1200 die *societas militum* von Brescia einen Pakt mit Cremona. In einzelnen Städten, wie etwa in Chieri, ging das System der ständischen Interessenverbände sogar so weit, dass Adelige und Bürgerschaft jeweils über eine eigene Verwaltung verfügten, mit eigenen Konsuln und anderen politischen Organen.

Ein Grund für die Aversionen der Bürger gegenüber dem Adel war sicherlich das oft übersteigerte Standesbewusstsein des Letzteren, das immer wieder gerne öffentlich zur Schau gestellt wurde. Um durch Neid angefachte Rivalitäten von vornherein zu unterbinden oder zumindest in Grenzen zu halten, griff hin und wieder auch die Stadtverwaltung ein. In Pisa etwa wurden Adelige, die teils riesige Landgüter im näheren Umkreis der Städte besaßen, per Gesetz dazu gezwungen, nicht mehr als drei Monate außerhalb der Stadt zu verbringen.

Darüber hinaus sorgten mancherorts Bündnisse zwischen einzelnen Familien für friedlichere Verhältnisse. Diese Bündnisse wurden in Verträgen, den so genannten *consorzeria*, niedergelegt. In einem solchen Vertrag aus Bologna, der im Jahr 1196 geschlossen wurde, heißt es: »Wir schwören, einander zu helfen ohne List und Tücke, mit unserem Turm und unserem Haus, und wir schwören, daß keiner von uns gegen den anderen handeln wird, weder direkt noch über eine dritte Partei« [zit. n. Waley, 1969, S. 171].

Die bereits weiter oben erwähnten Geschlechtertürme, die auch in diesem Zitat wieder genannt werden, spielten eine

wichtige Rolle in den Auseinandersetzungen der adeligen Familien innerhalb der Städte. Noch heute kann man die zum Teil mehr als 30 Meter hohen Bauten in Städten wie Bologna oder San Gimignano bewundern. Und auch Pisa beschrieb Benjamin von Tudela einst als »eine sehr große Stadt mit etwa zehntausend turmbestückten Häusern, die dem Kampf in unruhigen Zeiten dienen« [zit. n. Waley, 1969, S. 176]. Zweifelsohne hat der Autor mit der hier genannten Anzahl der Türme stark übertrieben, dennoch spiegelt sich in seiner Beschreibung gewiss jener Eindruck wider, den die gewaltigen Wehrbauten auf einen Fremden gemacht haben müssen, der die Stadt zum ersten Mal erblickte. Die einzelnen Türme waren so etwas wie Fluchtburgen. Ihre oft Schwindel erregende Höhe sollte einerseits jedem Betrachter den Reichtum ihrer Besitzer vor Augen führen, andererseits sollte sie im Fall eines Kampfes eine sichere Rückzugsmöglichkeit bieten. Die Behörden zahlreicher Städte hatten allerdings schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts begonnen, eine maximal zulässige Höhe für derartige Bauten zu bestimmen.

Gerieten zwei Familien in Streit, so konnte auch ein Turm Anlass und Ziel eines Kampfes sein. So wird im Jahr 1194 aus Genua berichtet: »Die Volta und ihre Partei konstruierten eine neue mächtige Waffe. Sie richteten diese Waffe gegen Oberto Grimaldis Turm und gegen Oberto Spinolas neuen Turm. Es gelang ihnen, während alle zuschauten, ein Loch in den neuen Turm von Bulbunoso zu schlagen. [...] Auf diese Weise zerstörten sie den Großteil des Turms und brachten ihn zum Einsturz« [zit. n. Waley, 1969, S. 178]. Es fanden also zuweilen innerhalb der Städte regelrechte Belagerungen, teils auch mit damals modernsten Belagerungsmaschinen, statt – und die Stadtbevölkerung ergötzte sich an dem Schauspiel. Die Türme waren so bedeutende Prestigeobjekte, dass ihre Zerstörung auf Befehl der Stadtregierung eine schwere Strafe

darstellte. In den Jahren 1161 und 1187 wurden beispielsweise in Genua Türme zerstört, deren Besitzer verschiedene Verbrechen begangen hatten, von Rebellion bis hin zum Mord an einem städtischen Konsul.

Die vielen Unruhen, die die italienischen Städte immer wieder aufrührten, konnten neben privaten auch politische Ursachen haben (wobei zuweilen auch nicht immer klar zwischen der einen oder der anderen Kategorie zu trennen ist). Die »große Zwietracht« in Genua im Jahr 1237 etwa wurde infolge der Wahl eines *podestà* ausgelöst. Erst nachdem es mehrere Tote gegeben hatte, konnte ein Waffenstillstand ausgehandelt werden. Für den Fall, dass es zu solchen Gefechten kam, legten sich die Adligen ein entsprechendes Gefolge zu ihrer Verteidigung zu. Dieses in Zaum zu halten oblag wiederum den Stadtbehörden. In Pisa wurde daher beschlossen, dass jeder, der sich ein solches Gefolge hielt, eine bestimmte Summe als Pfand für das gesittete Verhalten seines Gefolges hinterlegen musste.

Das Gegengewicht zu den Adligen bildeten die *popolani*, die der *societas populi* angehörten. Hierin versammelten sich allerdings nicht alle Bürger einer Stadt, sondern nur die wohlhabenden und gut situierten. Die zur Unterschicht zählenden Berufsstände, Arbeiter, Matrosen und Bauern, wurden nicht in die Vereinigung aufgenommen. Die Mitglieder dieses Interessenverbands hofften, dank ihres Zusammenschlusses einen stärkeren Einfluss auf die Stadtpolitik nehmen zu können. Die Sorge, ein Mitglied des *popolo* könne Einflüssen von außerhalb nachgeben, drückt sich in dem Eid aus, den die Mitglieder der *societas populi* in Bergamo schwören mussten: »Ich werde nach besten Kräften dafür sorgen, dass der Rat der *credencia* und alle anderen ehrenvollen Ämter der Kommune von Bergamo ausschließlich im Interesse der Gemeinde vergeben werden und nicht nach

dem Willen irgendwelcher Einzelparteien. [...] Wenn irgendeine Partei oder irgendein Bündnis in der Stadt Bergamo zu den Waffen greift [...], werde ich in den Palazzo eilen. [...] Ich werde auf jede nur erdenkliche Weise den *podestà*, den Rektor bzw. die Rektoren, und die Kommune unterstützen und verteidigen« [zit. n. Waley, 1969, S. 185]. Damit verpflichtete sich der den Eid Leistende zur Achtung und Unterstützung jener politischen Institution, die den *popolo* repräsentierte. Geführt wurde der *popolo* – wie in Florenz – von den *anziani*, den Ältesten, die von den Gilden und anderen bürgerlichen Organisationen ins Amt gesetzt wurden. In Parma wurden acht der 16 *anziani* von den Gilden gestellt, die restlichen acht rekrutierten sich aus Bewohnern der einzelnen Stadtviertel.

Ein Punkt, der recht häufig zum Streit zwischen Adel und *popolani* führte, waren die Steuern. Hier ging es um die Frage, welchen Anteil die jeweilige Bevölkerungsgruppe beizutragen hatte, was nicht selten bürgerkriegsähnliche Zustände heraufbeschwor. Wenn eine der gegnerischen Parteien Unterstützung von außen suchte, beteiligten sich in manchen Fällen sogar benachbarte Städte an solchen Auseinandersetzungen.

Trotz der inneren Zwistigkeiten bewährte sich das Modell der eigenständigen Regierungen der oberitalienischen Städte über Jahrhunderte hinweg. Wirklich demokratisch waren diese Stadtstaaten nicht, aber die Verteilung und Ausübung der Macht in diesen Gemeinwesen kamen unserer Vorstellung von einer gemeinsamen politischen Willensbildung der gesamten Bevölkerung schon recht nahe. Zur weitgehenden Stabilität dieses Systems trugen gewiss das diplomatische Geschick der städtischen Vertreter und – zweifelsohne – auch deren Finanzkraft bei.

## ***Literatur:***

Edith Ennen, *Die europäische Stadt des Mittelalters*, Göttingen 1987

Walter Goetz, *Die Entstehung der italienischen Kommunen*, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-hist. Abt. Jg. 1944, Heft 1, München 1944

Daniel Waley, *Die italienischen Stadtstaaten*, München 1969

Alvise Zorzi, *Venedig*, Düsseldorf 1985